Erzählungen von Egbert Carlssen.

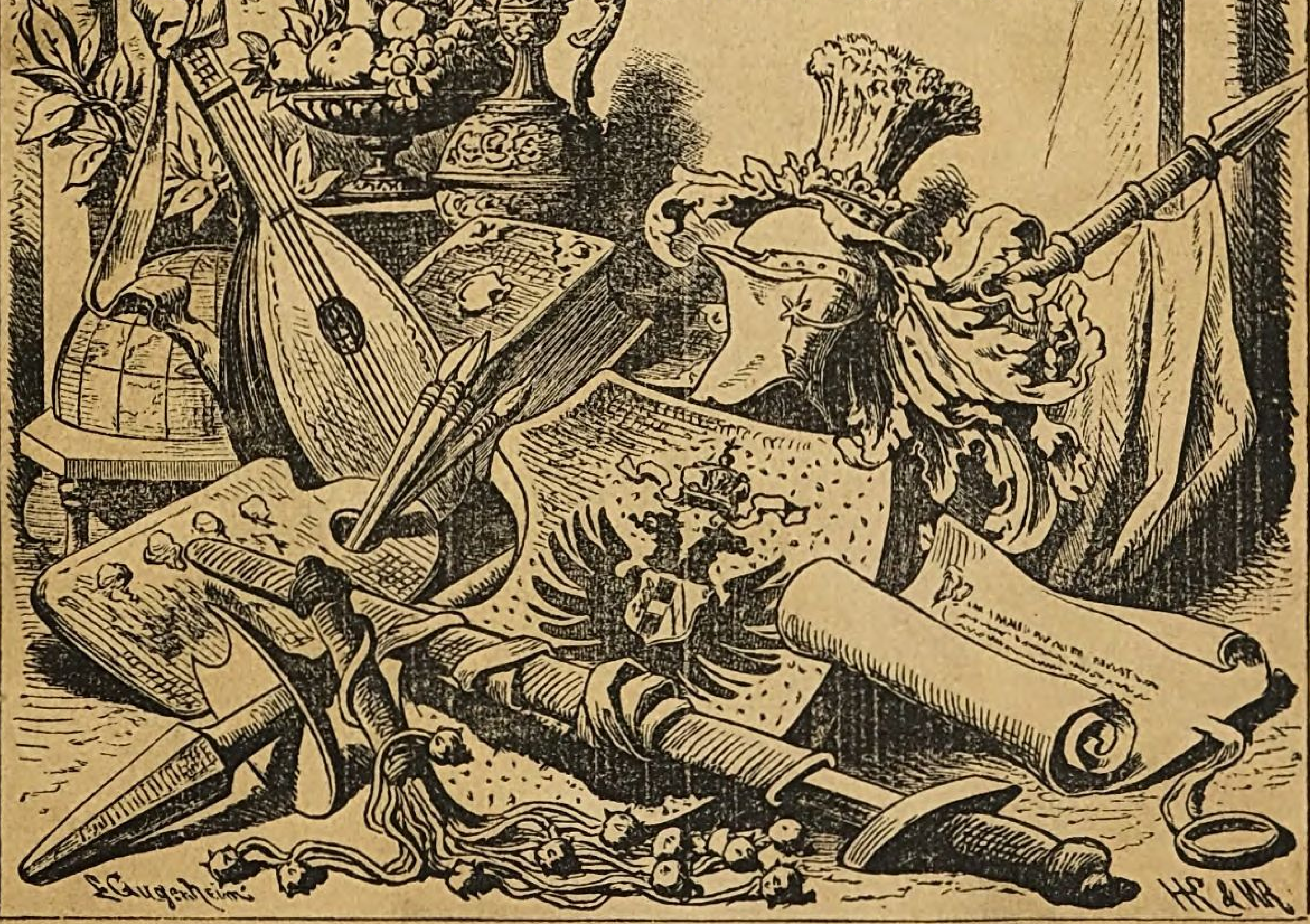
II.

Degen und Palette.

Roman
aus Bayerns Vergangenheit.

Halle a. S.,
Buchhandlung des Waisenhauses.

Jeder Teil einzeln käuflich.



Erzählungen

von

Egbert Carlssen.

II.

Degen und Palette.

Halle a. S.,
Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.
1883.

Degen und Palette.

Roman

aus Bayerns Vergangenheit

von

Egbert Carlssen.

Halle a. S.,
Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.
1883.

Erstes Buch.

Kurhut oder Königskrone?

Erstes Kapitel.

In und um Schleißheim.

Auf der weiten Hochebene, welche sich von den Nordabhängen der Alpen zur Donau hinabzieht, lag die brütende Hitze eines Augustnachmittags. Kein kühlender Luftzug strich vom Hochgebirge herüber, kein wohlthätiger Wolkenschleier verhüllte hie und da das Antlitz der Sonne, um den Menschen Erquickung zu gönnen, welche auf den Feldern in rastloser Thätigkeit Garbe auf Garbe häuften. Auch in den ausgedehnten Nadelholzwaldungen, welche Schloß und Schwaige Schleißheim an einer Seite begrenzen, lagerte dieselbe heiße Luft, ja unter den regungslosen Zweigen der Fichten und Tannen sammelte sich förmlich die Hitze wie in einem geheizten Zimmer und entlockte Stämmen und Nadeln einen scharfen, durchdringenden Harzgeruch.

Nur am Ufer des Baches, welcher in ruhigem, gleichmäßigen Laufe, kaum hie und da an einem hineinragenden Baumast aufschäumend oder über einer tieferen Stelle einen leichten Wirbel bildend, seinen Weg durch den Fichtenwald sucht, herrschte eine kühlere Temperatur. Auf dem an seinem Ufer entlang führenden Pfade ging langsamen Schrittes ein junges Mädchen. Das mit silbernen Beschlägen und Klappen gezierte, in

silbergepreßtes, rotes Saffianleder gebundene Gebetbuch, welches sie in der Linken trug, verriet, daß sie in der unweit gelegenen Klause des heiligen Franziskus ihre Vesperandacht verrichtet hatte; die Rechte schützte mit einem aus bunt schillernden Pfauenfedern gefertigten Fächer das Gesicht gegen die neugierigen Sonnenstrahlen, welche zwischen den Zweigen der Fichten hindurchglänzten. Der Temperatur des Tages entsprechend umfloß ein bauschiges, oft gerafftes Mousselingewand die mittelgroße, mehr kräftige als schlanke Figur in jenen charakteristischen Falten, welche man später à la Watteau nannte, das regelmäßige Oval des schöngeformten Kopfes umgab dunkelblondes, in der Mitte gescheiteltes Haar in kurzen, krausen Löckchen, während zwei größere Locken in reichen Wellen über den Nacken hinabfielen. Ein feines Spitzentuch legte sich weich um das Haupt und war über dem Busen leicht durchgeschlungen. Wie die Gestalt zeigte auch das Antlitz die volle Frische kräftiger Jugend; fast zu gerundet waren diese blühenden Wangen, aber die klugen, seelenvollen Augen und ein sinnender Zug um die feinen Lippen des Mundes gaben dennoch dem Gesicht ein reiches seelisches Leben.

Langsamen Schrittes, wie wir gesagt, ging das junge Mädchen am Bache entlang, auf ihrem Antlitz lag stiller Frieden, jedoch ihre Augen schauten nicht in träumerisches Sinnen verloren vor sich hin, sondern schenkten ihrer Umgebung volle Aufmerksamkeit. Zuweilen blieb die Dame auch wohl stehen und das zufriedene Lächeln, welches um ihren Mund spielte, wenn sie an jener prächtigen, stolzen Edeltanne hinaufsah, wenn

sie tief in den Wald hineinschaute, wo er sich öffnete, und die Sonnenstrahlen auf dem weichen, dunkelgrünen Moosteppich die Schatten der knorrigen Föhren in phantastischen Linien abzeichneten, oder wenn sie den alten, halbvermoderten Baumstamm betrachtete, welcher sich quer über den Bach gelegt hatte, so daß das Wasser halb über ihm, halb unter ihm wegsprudelte und in dem funkelnden Sonnenschein wie tausend Diamanten glitzerte und blitzte, während die großen Blätter der Wasserlilien und die langen, feinen Bärlappranken zitternd hin und her schwankten — dies zufriedene Lächeln bewies, welche innige Freude sie in dieser aufmerksamen Naturbetrachtung fand. So auch jetzt, als sie wiederum stehen blieb; ja, jetzt wurde das zufriedene Lächeln sogar zu einem bewundernden „Ah!“ Und in der That war das Bild, welches sich ihr bot, wohl freudiger Bewunderung wert.

Mehrere hochstämmige Tannen ragten in gerader Linie hinter einander empor und ihre ernsten, dunkelgrünen Kronen berührten sich fast mit den nicht minder hohen und ernsten Wipfeln der in gleich gerader Linie ihnen gegenüber aufragenden Schwestern. Durch diese Allee hin sah man auf eine Waldlichtung, auf deren schwellendem Moosteppich sich ein Rudel Hirsche gelagert hatte. Einige derselben ruhten, die schlanken Läufe unter den Leib gezogen, im Schatten der die Lichtung abgrenzenden Bäume, während ein Hirsch hochaufgerichtet im vollen Sonnenlicht stand, den schönen Kopf mit dem zwölfendigen Geweih zurückgeworfen, als horche er in den Wald hinein. Seine Aufmerksamkeit wandte sich

durchaus nach der andern Seite als derjenigen, woher die Dame gekommen war, er stand zu derselben vollständig im Profil und gewährte so, in der Umrahmung der schlanken Tannen und mit dem Hintergrunde der im Waldesschatten lagernden Genossen einen höchst fesselnden Anblick.

Das junge Mädchen konnte es sich nicht versagen, näher zu treten, da knackte ein dürrer Ast unter ihrem Fuß, der Hirsch wandte sich, maß mit einem prüfenden Blick die menschliche Gestalt, machte dann einen kurzen Satz seitwärts und trabte zwischen die hinteren Bäume hinein. Auch seine Gefährten erhoben sich und folgten dem Führer. Doch war der Aufbruch des Wildes durchaus nicht überhastet, als ob die Hirsche ahnten, daß die Erscheinung des jungen Mädchens doch eigentlich nichts Gefahrdrohendes in sich berge; in nicht allzu flüchtigem Lauf strebten sie dem Innern des Waldes zu und es war hübsch anzusehen, wie hie und da noch wieder ein stattliches Geweih durch die Bäume schimmerte. Mit dem horizontal gehaltenen Fächer die Augen gegen das blendende Sonnenlicht schützend, sah die Dame, welche jetzt auf die Waldwiese hinausgetreten, ihnen nach, bis sie ganz verschwunden waren, dann wandte sie sich, um ihren Weg fortzusetzen. Aber ehe sie noch dazu den ersten Schritt gethan hatte, blieb sie wiederum mit einem zweiten „Ah!“ stehen.

Dieses „Ah“ war jedoch ein Ah der Bestürzung, nicht der Bewunderung, das sprachen deutlich ihre Mienen aus. Auch war der Anblick, welcher sich ihr jetzt bot, von dem friedlichen Bilde, welches sie eben gesehen,

weit verschieden. Ihr den Rückweg versperrend stand inmitten der Tannen die fremdartige, abenteuerliche Gestalt eines Mannes. Der bis zum Gürtel entblößte Oberkörper zeigte eine kräftig entwickelte Muskulatur, die Haut schimmerte in jener hellen Bronzefarbe, welche den Bewohnern des syrischen Küstenlandes eignet, auf dem stierartigen Nacken saß, von einem kurzen Hals getragen, der von einem verschossenen roten Tuch turbanartig umschlungene Kopf, aus dessen ursprünglich nicht unschönen Zügen jetzt nichts sprach als tierische Wildheit. Die Beine staken in weiten Pumphosen, deren Farbe durch das Alter unbestimmbar geworden war, um die Hüften waren dieselben von einem ebenso verblichenen Shawl zusammengehalten, in dem ein langer, leichtgekrümmter Dolch blinkte. Die Füße waren nackt, über dem Knöchel des rechten glänzte ein breiter, eiserner Reif, an welchem noch wenige Glieder einer schweren Kette klirrten. Aber auch ohne den Anblick dieses Zeichens der Knechtschaft hätte die Dame gewußt, wen sie vor sich hatte. Es konnte nur einer der türkischen Kriegsgefangenen sein, welche vor wenigen Jahren der Kurfürst Max Emanuel von Bayern, achthundert und vierzig an der Zahl, als Geschenk des Kaisers Leopold aus Bosnien mit heimgebracht hatte, um von ihnen den großen Kanal von der Isar zur Amper graben zu lassen. War ihr doch erst heute Morgen erzählt, daß mehrere derselben ausgebrochen seien und raubend das Land durchstreiften.

Sie machte einen Schritt seitwärts, um an dem Türken vorbei den Pfad am Bache zu gewinnen, aber

dieser sprang ebenfalls zur Seite und breitete beide Arme aus, ihr Entkommen zu hindern. Da faßte sie unsägliche Angst; schnell sich umwendend, floh sie über die Waldwiese. Aber schon war der Verfolger neben ihr, sein nerviger Arm umfaßte ihre Taille und seine glühenden Augen blitzten sie an. „Nicht fortlaufen, weißes Täubchen“, grinste er, „komm' mit Achmed, Täubchen.“ Weithin gellte durch den Wald ihr Hilferuf, aber dessen ungeachtet und ihren verzweifelnden Widerstand besiegend, nahm sie der Türke wie ein Kind auf die Arme, um sie fortzutragen. Da zuckte er plötzlich zusammen — „maledetto brigante!“ rief eine sonore Stimme hinter ihm — der Räuber ließ sein Opfer fallen und stürzte sich, den langen Dolch aus dem Gürtel reißend, auf einen jungen Mann, in dessen Hand das blutige Stilett bewies, daß er es gewesen, welcher den Türken in seinem verbrecherischen Beginnen gestört. Aber gewandt wich dieser mit einem Seitensprunge dem Angriff aus, um dann mit schneller Wendung zum zweiten Mal sein Stilet in den Nacken des Räubers zu stoßen. Doch wie das erste Mal brachte auch jetzt der hastig geführte und schlecht gezielte Stoß diesem nur eine leichte Fleischwunde bei, mit dem Gebrüll eines gereizten Stieres kehrte sich der Türke um, und nur mit Mühe entging der Jüngling durch eine behende Wendung dem blitzenden Dolche. Er sprang zurück, der Räuber ihm nach, und schwerlich würde diesmal der Stoß des letzteren sein Ziel verfehlt haben, wenn der Türke nicht plötzlich in voller Länge zu Boden gestürzt wäre. Ein Glied der Kette an seinem

Fuß war an einer Baumwurzel hängen geblieben, und je größer die auf den Sprung verwandte Kraft gewesen, desto heftiger war jetzt der Sturz. Nahende Stimmen wurden laut — „Wir kommen, wir kommen!" antwortete es, wenn auch noch weither, auf die unausgesetzten Hilferufe der Dame — mit einem Satz war der Türke wieder auf den Beinen, aber die Lust zum ferneren Kampfe war ihm vergangen, mit weiten Sprüngen floh er über die Lichtung, setzte über den Bach und verschwand am anderen Ufer im Waldesdickicht. — — „O Signor Amigoni, Euer Leben setztet Ihr für meine Rettung ein, nehmet meinen innigsten, heißesten Dank —"

„Danket der Madonna, Baronin Franziska", unterbrach der Italiener die Dame, das blutige Stilett abwischend und in seinem Wams verbergend, „danket der Madonna, welche mich zur rechten Zeit hierhergeführt und jetzt, wo es vielleicht mit meiner Kraft zu Ende gewesen wäre, uns noch weitere Hilfe schickt."

„Das reichste Opfer sei der Jungfrau gelobt", sagte Franziska warm, „aber gebührt Euch deshalb minder heißer Dank? Seid nicht so stolz, Signor Amigoni, kommt mit zu meinem Vater —"

„Ich glaube, er kommt zu uns", unterbrach sie wiederum der Italiener, nach der Richtung deutend, aus welcher die Schritte der Nahenden klangen. „Aber er liebt es nicht, uns Malern zu begegnen, darum will ich eilen, fortzukommen, es wäre zu hart für den Baron, mir hergelaufenem Farbenkleckser danken zu müssen."

„O sprecht nicht so — wie falsch beurteilt Ihr den Vater!"

Der Italiener faßte ihre Rechte. „That ich vorhin etwas für Euch, so gewährt mir jetzt eine Bitte", bat er. „Laßt ein Geheimnis zwischen uns bleiben, was eben geschehen!"

„Aber warum? Ich verstehe Euch nicht —"

„Euer Wort, ich flehe Euch an", drängte Amigoni, und als sie noch zauderte, rief er zornig: „Nun, so schweigt mir auch von Eurer Dankbarkeit, wenn Ihr mir nicht einmal die Bitte gewähren könnt."

Er wandte sich kurz um, da legte sie die Hand auf seine Schulter. „Die Bitte ist Euch gewährt", sagte sie, „Ihr habt recht, Euch gegenüber darf ich nicht fragen, jetzt nicht fragen: Warum? Aber ich hoffe Euch doch noch zu überzeugen, wie unrecht Ihr meinem Vater, wie unrecht Ihr mir thut, so vor unserem Dank zu fliehen."

„Nicht vor Eurem Dank", erwiderte er, ihre Rechte zum Munde führend, und in seinem großen schwarzen Auge leuchtete es blitzartig auf. Er drückte einen langen Kuß auf die weiße Hand, dann verschwand er zwischen den Bäumen.

Das junge Mädchen atmete tief auf, ordnete das Spitzentuch, das sie über den Kopf geschlungen trug, und hob den Federfächer auf, welcher ihr vorhin entfallen war. Dann eilte sie mehreren Männern entgegen, welche mehr laufend als gehend aus dem gegenüber liegenden Tannendickicht brachen. „Dorthin ist er, dorthin", rief sie, in die Richtung deutend, in welcher der Türke entflohen.

„Wer, wer?“ fragte ein älterer Mann in der Uniform der kurfürstlichen Förster, welcher den übrigen voran auf die Dame zueilte.

„Einer der entsprungenen Gefangenen.“

„Und Ihr seid unverletzt, Baronin?“

„Nichts ist mir geschehen. Er forderte Geld von mir, ich zog die Börse, da mochten die blanken Silberstücke ihn reizen, er entriß sie mir und wandte sich zur Flucht, ich ihm nach, laut um Hilfe rufend, aber jetzt ist er dort über den Bach, es wird unmöglich sein, ihn wieder einzuholen.“

„Versucht, was Ihr könnt“, rief der Förster seinen Jagdburschen zu, „laßt die Hunde los, vielleicht nehmen sie seine Fährte auf.“

„Nicht doch“, bat das junge Mädchen, „die paar Gulden sind soviel Mühe nicht wert.“ Und flüsternd setzte sie hinzu: „Wißt, Förster, ich möchte nicht, daß der Vater etwas davon erführe. Ich fürchte sein Schelten, wenn er hört, daß ich wieder allein im Walde umhergestreift bin, und ich wollte doch nur den nächsten Weg von der Klause nach unserem Hause suchen.“

„Nun, meinen Burschen dort ist es auch lieber, jetzt am Bergl einen kühlen Trunk zu thun, als die Häscher zu spielen“, meinte der Förster lächelnd, und sich zu seinen Begleitern umwendend, setzte er hinzu: „Der Patron wird schon zu weit sein, laßt den Muselman laufen, er scheint so keiner von den Schlimmsten zu sein.“ — —

* *
*

Signor Amigoni saß am anderen Morgen in seinem Atelier vor der Staffelei.

Dieses Atelier befand sich in einem der Pavillons des Schlößchens Lustheim, welches Kurfürst Max Emanuel vor etwa zehn Jahren unweit des alten Jagdschlosses Schleißheim hatte erbauen lassen.

Jetzt mit dem Bau eines imposanten Residenzschlosses in Schleißheim beschäftigt, zu welchem am 5. April 1701 — anderthalb Jahr vor dem Beginn unserer Erzählung — der Grundstein gelegt war, hatte der Kurfürst in den erwähnten Pavillons denjenigen Malern Quartier angewiesen, welche von ihm mit der künstlerischen Ausschmückung des neuen Prachtbaues beauftragt waren. Zu diesen gehörte auch Amigoni.

Max Emanuel hatte vor mehreren Jahren in Venedig bei den Patres oratorii die Anmut der Zeichnung und Weichheit der Farbe bewundert, welche die Altarbilder Amigonis in deren Kirche auszeichnen.

Glänzende Anerbietungen des kunstsinnigen Fürsten führten den trotz seiner Jugend — er zählte damals noch nicht fünfundzwanzig Jahr — schon berühmten Maler nach München, wo er durch die Ausschmückung des St. Blasius-Altars in der Kirche zu Unserer Lieben Frau bewies, daß ihn Max Emanuel nicht umsonst nach seiner Residenz gezogen. Kaum war diese Arbeit vollendet, so rief ihn der Kurfürst schon zu neuer Thätigkeit. Derselbe übertrug ihm die Herstellung mehrerer großen Deckengemälde, welche die Hauptsäle des Schleißheimer Residenzschlosses zieren sollten. Durch die Ungunst der politischen Verhältnisse schritt der Bau dieses

„neuen Versailles“ jedoch nicht so schnell vorwärts, wie Fürst und Künstler gehofft — als Amigoni ein Jahr nach der Grundsteinlegung in Schleißheim eintraf, war der Bau noch viel zu weit zurück, als daß er mit seiner Arbeit hätte beginnen können. Trotzdem beschloß Amigoni in Schleißheim zu bleiben; das ihm angewiesene Atelier mit dem prächtigen Nordlicht, wie es die Maler so lieben, war nicht weniger verlockend als die ländliche Ruhe, die der Conception künstlerischer Gebilde so günstig ist. Auch fehlte es ihm nicht an Arbeit; die Skizzen, welche er zu den projektirten Plafonds mitgebracht hatte, bedurften noch genauerer Ausführung und mannigfacher, durch die räumlichen Verhältnisse bedingter Abänderungen. In reger Thätigkeit verging ihm daher der Sommer.

Das Atelier, in welches wir den Leser führen, war ein nicht eben großes, aber hohes Zimmer, dessen Fenster bis zur halben Höhe durch mit grauer Leinwand bespannte Rahmen verstellt waren. Offen oder verdeckt lehnten gegen die Wand Kartons verschiedener Größe, auf welchen teils in Kreide, teils in Öl ausgeführt, mythologische und allegorische Gegenstände zu sehen waren. Apollo und die Musen, der Kampf zwischen dem Rutulerkönige Turnus und dem trojanischen Helden Äneas, eine den Sommer darstellende weibliche Figur und einige Scenen aus dem Leben des Achilles wechselten mehr oder minder vollendet mit Darstellungen aus der Feldherrenlaufbahn Max Emanuels, auch zeigte die nicht seltene Wiederholung ein und desselben Gegenstandes, daß der Künstler es nicht bei dem ersten Versuche

hatte bewenden lassen, seiner Aufgabe gerecht zu werden. Ähnliche Skizzen standen auf mehreren Staffeleien im Zimmer umher, dazwischen sah man Waffen antiker und orientalischer Form, mehrere Modellgruppen, einen prächtigen, in Gips modellierten Pferdekopf und große Stücke von verschiedenfarbiger Seide, Atlas und Brokatstoff mannigfaltig gerafft in reichen Falten herabhängen. Ins beste Licht gerückt stand die Staffelei, welche das Bild trug, an dem der Maler arbeitete. Ehe wir jedoch dies eingehender betrachten, wollen wir uns genauer mit Signor Amigoni selbst bekannt machen.

Auf der mittelgroßen, schlanken Figur saß ein schön geformter, von vollen schwarzen Locken umwallter Kopf, aus dem zwei feurige schwarze Augen hervorblitzten. Der Schnitt derselben war ebenso klassisch als die Zeichnung der hochgeschwungenen, starken Brauen und die edelgeformte Nase mit den feingeschnittenen Nüstern. In Gegensatz hierzu stand das Untergesicht; der Mund war zu groß, die Lippen zu voll, das Kinn zu massiv entwickelt. Der starke schwarze Bart war glatt rasiert und verlieh dem sonst brünetten Teint einen bläulichen Schimmer.

Ganz versunken schien Signor Amigoni in seine Arbeit. Dieselbe bildete zu den mythologischen Gestalten umher einen scharfen Kontrast. Es war ein Madonnenbild in halber Figur mit dem Jesusknaben und dem jugendlichen Johannes. Während die übrigen Partieen des Bildes erst schwach angedeutet waren, hatte der Künstler den Kopf der Jungfrau schon weit herausgearbeitet. Offenbar fesselte ihn dieser Teil der Arbeit

ausschließlich. Es war aber auch ein fesselnder Kopf, voll idealer Weihe. Und trotz aller Idealität lag so viel Naturwahres in diesem Antlitz, daß man wohl fühlte, dasselbe sei nicht das Produkt der Phantasie, sondern unmittelbarer Anschauung. Wer aber am gestrigen Abende genau das Gesicht der jungen Dame betrachtet hatte, welche Amigoni vor dem entsprungenen Gefangenen gerettet, der mußte überrascht sein durch die Ähnlichkeit, welche das Bild mit jenem Gesicht trug. Dieselben klugen, seelenvollen Augen, derselbe sinnende Zug um den Mund, dieselben krausen, blonden Löckchen, welche die weiße Stirne umrahmten — das alles fand sich im einzelnen auf der Leinwand wieder, wenn auch das Ganze stark idealisiert war.

Jetzt legte Amigoni den Pinsel aus der Hand und ebenso Malstock und Palette. Dann stand er auf und stellte sich mit untergeschlagenen Armen vor sein Werk. „Die klugen Herren in München“, murmelte er dabei, „behaupten, meine Bilder am Altar St. Blasii entbehrten der Wärme der Empfindung, sie seien kalt und frostig. Kein Wunder, fror ich doch damals selbst in diesem kalten, nebligen Lande. Ah, wenn die weisen Kunstkenner jetzt diesen Kopf sähen, würden sie nicht mehr die Wärme der Empfindung vermissen — hat sie mir doch selbst den Pinsel geführt, Franziska, die Krone aller Jungfrauen! Aber sie werden ihn nicht zu sehen bekommen, für sie habe ich ihn nicht gemalt, sondern für mich, für mich ganz allein und für mich werde ich ihn behalten, bis mir nicht nur das Bild gehört, sondern das Original dazu.“

Er horchte auf und griff dann hastig nach einer an die Wand gelehnten Skizze aus den Türkenkriegen, welche er über das Bild auf der Staffelei stellte: „Den Schritt kenne ich“, murmelte er, „so tritt nur der gewaltige Schlachtenmaler auf mit den plumpen Rohrstiefeln an den Füßen und der unvermeidlichen Pfeife zwischen den wulstigen Lippen. Der wäre der letzte, der meine Madonna zu sehen braucht. Gebe Gott, daß er mich nicht zu lange mit seiner Anwesenheit quält.“

Er nahm den Pinsel wieder zur Hand und machte sich scheinbar mit der Skizze zu schaffen, während er auf ein lautes Klopfen an der Thür mit „Entrate“ antwortete.

Der Eintretende — eine große, kräftige Gestalt, wie Amigoni vorausgesetzt, mit einer Pfeife im Munde und Rohrstiefeln an den Füßen, außerdem einen Fez auf dem blonden kurzgeschorenen Haar und die Oberlippe mit einem langen, nach ungarischer Sitte aufgewichsten Schnurrbart geziert — nickte dem Italiener zutraulich zu. „Grüß Gott, Kamerad“, rief er und war mit einigen großen Schritten neben der Staffelei, von welcher sich Amigoni erhoben hatte. „Habt vergeblich auf Euch warten lassen! Wundert Euch nicht, wenn Zuccali Euch ein böses Gesicht zeigt. Wir wollten ja heute Morgen mit ihm die Wandflächen im neuen Schloß ausmessen, soweit es unter Dach ist, und uns über die Anordnung der Bilder verständigen, welche unsere Namen dort verewigen sollen.“

„Cospetto, das habe ich in der That vergessen. Ist Zuccali noch dort?“

„Wo denkt Ihr hin? Der Faulpelz war schon nach einer Stunde müde, ich hatte Not, ihn länger festzuhalten. Als sie aber beim heiligen Franziskus Mittag läuteten, half kein Zureden mehr und jetzt sitzt er schon längst am häuslichen Mittagstisch.“

„Dann werde ich ihn heute Nachmittag aufsuchen.“

„Einstweilen“, fuhr der Schlachtenmaler fort, „will ich Euch unterbreiten, was wir mit einander ausgemacht. Wir müssen nämlich zum Schluß kommen, da Kurfürstliche Durchlaucht wahrscheinlich schon morgen eintrifft und bestimmte Vorschläge erwartet.“

„Wohlan, ich bin bereit zu hören. Aber wollt Ihr Euch nicht setzen, Freund Beich?“

„Danke, danke, ist nicht nötig“, lehnte dieser ab, im Zimmer auf und ab gehend und dasselbe mehr und mehr mit mächtigen Rauchwolken anfüllend. Dann vor der mehrerwähnten Staffelei stehen bleibend, fuhr er fort: „Für das Bild da z. B. wüßte ich einen prächtigen Platz.“

„Und wo?

„Über dem Kamin im Viktorien-Saale, das trefflichste Licht hätte es dort. Nett gemacht übrigens, beim Barte des Propheten, nett gemacht! Der Kurfürst ist gut, fast zu schön; als wir damals vor Belgrad lagen, sahen wir nicht so schmuck aus. Auch die türkische Gesandtschaft vor ihm habt Ihr etwas zu reich kostümiert, Kamerad. Aber das sind Nebensachen, das Ganze gefällt mir. Nur die Luftstimmung — wißt, diese Donaugegenden haben eine ganz eigene Färbung. Ihr war't noch niemals dort?“

„Nein!“ antwortete Amigoni kurz, welcher Beich gern von der Staffelei fortbringen wollte. „Ich lege auf das Bild da auch nicht viel Wert. Wie die übrigen Scenen aus dem Türkenkriege hätte Euer Pinsel auch diese darstellen sollen. Zu dem Zweck habt Ihr ja den Fürsten begleitet bis hinunter nach Machacz, um Türken und Christen, Himmel und Erde recht genau zu studieren. So etwas ist meine Sache überhaupt nicht. Ich kann nur schaffen, wenn meine Phantasie frei walten darf, ungehemmt durch die Kontrolle des nüchternen Verstandes.“

Beich schüttelte den Kopf. „Auch das edelste Roß bedarf des Zügels“, meinte er, „und nirgend ist die Kontrolle des Verstandes nötiger als bei der Phantasie des Künstlers. Nur was wahr ist, sollen wir malen, nur so malen, wie es uns die Natur, unsere große Lehrmeisterin, vormacht. Das ist der Zügel, an dem der vergleichende Verstand unsere Phantasie lenken muß.“

Ohne den Einwand zu beachten, wies Amigoni auf eine große an der Wand lehnende Kreideskizze. „Das da hatte ich für den Plafond des Vorsaales bestimmt“, sagte er. „Meint Ihr, daß es dorthin passen wird?“

Beich stand auf und suchte den richtigen Standpunkt für die Betrachtung der Skizze. „Ei, ei, das sind ja ein paar gewaltige Helden, die da mit einander fechten. Wohl Hektor und Achill?“

„Turnus und Äneas“, verbesserte Amigoni.

„Da Kurfürstliche Durchlaucht meine beiden Hauptschlachten für den Vorsaal bestimmt hat, den Machaczer

Sieg und den Entsatz von Wien, verlangt auch der Plafond einen kriegerischen Vorwurf —"

„So dachte ich auch", fiel Amigoni ein.

„Und darum", fuhr Beich fort, „paßt der Kampf Eurer beiden Heroen vortrefflich dazu. Aber hört 'mal, Kamerad, der rechte Arm von Eurem Äneas —"

„Ich bitte, nicht zu vergessen", fiel Amigoni nicht ohne Schärfe ein, „daß das Bild für einen Plafond bestimmt und darauf berechnet ist, von unten gesehen zu werden."

Beich sah mit einem kurzen Blick vom Bilde zum Maler hinüber. Die Ungeduld auf dessen Antlitz konnte ihm nicht entgehen. „Hm, hm", meinte er, sich wieder zum Bilde zurückwendend, „das ist wahr, so von oben herunter wird die Sache vielleicht eine andere Wirkung machen. Doch kommt, Freund Potz, der biederste aller Österreicher und trefflichste aller Gärtner, hat ein Fäßchen roten Vöslauer geschickt erhalten. Den sollen wir heute bei der Mahlzeit probieren. Wir wollen ihn nicht warten lassen."

* * *

Nicht weit von Schleißheim entfernt lag in nördlicher Richtung ein niedriger, aus dem Föhrenwalde aufragender Hügel, dessen regelmäßige quadratförmige Gestalt darauf hindeutete, daß er nicht der Natur, sondern Menschenhänden sein Dasein verdankte. Diese Gestalt hatte ihm auch den Namen „die Schanz" eingetragen; wann aber diese Schanze angelegt sei, darüber gingen die Meinungen weit auseinander, wenn

auch die meisten und gelehrtesten Stimmen sich dahin aussprachen, daß sie aus den Zeiten der alten Römer stamme.

„Die Schanz“ ist noch heute zu erkennen, aber ihre Umgebung hat sich bedeutend verändert. Zu jener Zeit, von welcher wir erzählen, schweifte das Auge bis zu den Giebeln von Schleißheim über die Wipfel der Föhren, und ebenso erstreckten sich weitgehende Nadelholzwälder nach Norden hin, wo sanfte Hügelreihen das Bild abschlossen. Zumal nach dieser Seite hin war die Aussicht trotz ihrer Einförmigkeit nicht ohne Reiz. Eine großartige Ruhe lag über diesen weiten stillen Wäldern ausgegossen, durch deren mattes, farbloses Grün das Holz der Stämme rötlich hindurchglänzte, über deren nur flüsternd rauschende Wipfel hie und da eine Gruppe dunkler Tannen ernst und würdevoll emporragte und aus deren Tiefe ein kräftiger Harzgeruch emporstieg, welcher die Lungen erweiterte und die Nerven stählte. Auch fehlte es nicht an einzelnen pittoresken Gruppen. Als eine solche konnten zum Beispiel jene beiden alten Föhren gelten, welche, von einer schlanken Tanne überragt, von dem mit einer dichten Lage Nadeln bedeckten Sandboden am Fuße der Schanz in die Höhe strebten. Denn pittoresk mußte man die eigenartigen Linien dieser knorrigen Äste nennen, und einen fesselnden Gegensatz bildeten zu dem Charakter der gerade und hoch aufgeschossenen Tanne ihre gedrungenen und gebogenen Stämme mit den weit ausgreifenden, bemoosten Wurzeln.

Seltsam war an dieser Gruppe auch, daß sie zweimal vorhanden war, das zweite Mal jedoch nicht in

Natur, sondern nur auf der Leinwand, auch nicht vollständig, sondern nur angedeutet in leichten Umrissen. Diese Umrisse hatte eine zarte Hand auf die Leinwand gezaubert, und zwar keine andere, als die der Baronin Franziska, welche am Fuße der Schanz, vor sich auf einer leichten tragbaren Staffelei eine auf Rahmen gespannte Leinwand, im Schatten des Hügels auf einem Feldstuhle saß. Nicht weit von ihr kauerte auf einer Baumwurzel ein Mann, welcher vor sich auf den Knieen einen offenen Tabaksbeutel hatte und eine lange Pfeife mit Bernsteinspitze und einem Kopf aus rotem Thon in der Hand hielt.

„Also Ihr erlaubt es in der That?" fragte der letztere, zu der Dame hinübersehend und mit der Rechten in den Beutel greifend.

„Nicht ich habe hier zu erlauben und zu verbieten, sondern Ihr; ich bin die Schülerin, Ihr der Lehrer."

„Ihr treibt den Respekt zu weit, Baronin. Nicht bei der Schülerin bat ich eben um Erlaubnis, sondern bei der Tochter des Grundherrn, dessen Waldungen ich möglicher Weise mit dieser Pfeife in Brand setzen werde."

„Sprecht mir nicht von dem, Herr Hofmaler", lachte Franziska. „Ein noch böseres Gesicht würde er machen, wenn er mich malend, als wenn er Euch hier rauchend fände."

„Nun denn, so will auch ich mich nicht vor seinem Zorne fürchten, übrigens hat meine Pfeife einen gutschließenden Deckel, so daß ich wohl sicher sein darf,

keinen Waldbrand zu verursachen. Und wenn Euch also der Tabaksdampf nicht geniert —"

„Im Gegenteil, ich hoffe, er wird diese abscheulichen Mücken vertreiben", meinte Franziska.

„Das ist wahr, diese kleinen peinigenden Ungeheuer machen es mir zur Pflicht, meine Pfeife anzuzünden, um Euch von ihnen zu befreien." — Er schlug Feuer und legte den glimmenden Schwamm auf die volle Pfeife. Dann fragte er: „Sagt einmal, Baronin, was hat eigentlich Euer Vater gegen uns Maler, daß er uns verabscheut, noch mehr als wie ich diese geflügelten Blutsauger?"

„Er hält auch Euch für Blutsauger."

„Uns? Heilige Jungfrau! Giebt es ein friedlicheres Geschöpf in der Welt als einen Maler? Wer hat denn je einen blutsaugenden Maler gesehen?"

Ein leiser Seufzer stahl sich über Franziskas Lippen.

„Und dennoch nennt Euch der Vater so", sagte sie. „Am Mark des Landes zehrtet Ihr, behauptet er. Im Grunde aber gilt sein Groll eigentlich nicht Euch, sondern einem anderen, Höheren. Und weil Liebe und Ehrfurcht ihm nicht gestatten, auch nur einen unehrerbietigen Gedanken gegen seinen Fürsten im Herzen zu hegen, macht sich sein Unmut in dem abweisenden, feindlichen Betragen gegen Euch Luft."

„Das verstehe wer kann", brummte Beich.

„Ich verstehe es", fuhr Franziska fort, „obgleich — oder vielleicht auch weil ich am meisten unter diesem Verhältnis leide. Denn mir gab der liebe Gott mit

dem offenen Auge für die Schönheiten der Natur auch den unwiderstehlichen Trieb, das Schöne, was ich sehe, mit Pinsel und Palette nachzubilden. Früher hat der Vater meine Malerei wenig beachtet, seitdem er aber den Haß gegen Euch Maler gefaßt hat, sieht er auch mit scheelen Augen auf mein Treiben, und heimlich muß ich mir daher die Gelegenheit suchen, mein Talent unter der Anleitung eines kundigen Meisters fortzubilden. Das ist nicht leicht zu ertragen, aber leichter trage ich es dennoch, seitdem mir der Grund von Vaters Abneigung klar geworden ist. Seht, er liebt sein Vaterland und seinen Fürsten wie wenige, und deshalb erfüllt ihn der Anblick mit tiefem Schmerz, wie die reichen Schätze unseres Landes in zwecklosen Bauten, wie er sie nennt, vergeudet werden."

„Aber was hat das alles mit der Malerei zu thun?" fragte Beich.

„Der Zusammenhang ist nicht schwer zu erraten. Den Fürsten selbst will mein Vater nicht für diese Zustände verantwortlich machen, den glänzenden Helden von Machacz und Belgrad bewundert und liebt er zu sehr, um auch nur den leisesten Schatten eines Vorwurfes auf ihm zu dulden. Aber die fürstliche Umgebung macht er verantwortlich und alle diejenigen, welche den hohen Herrn in Ausführung seiner Pläne unterstützen, wie eben Euch Künstler, von denen er behauptet, Ihr verleitetet den Kurfürsten zu all' diesen kostspieligen Bauten und Anlagen, nur um für Euch selbst Geld zu gewinnen. Etwas Wahres ist ja auch wohl daran, daß zumal die Ausländer unter Euch, die

Italiener vor allem, dem Herrn stets neue weitaussehende Projekte vorlegen, um sich noch auf lange hinaus unentbehrlich zu machen. Das unterscheidet der Vater nun nicht so genau, er wünscht Euch alle mit einander dahin, wo der Pfeffer wächst, obgleich er einzelne persönlich hochschätzt, wie zum Beispiel gerade Euch, Meister Beich."

„Wir haben auch oft genug unten an der Donau am Wachtfeuer zusammengesessen", warf der Maler ein. „Damals hätte ich nicht gedacht, daß wir uns einst so feindlich gegenüberstehen würden." Beich erhob sich von der Baumwurzel, auf welcher er bisher gesessen, und begann, mächtige Rauchwolken versendend, mit großen Schritten auf und ab zu gehen. Nach einiger Zeit blieb er hinter der Baronin stehen und verfolgte, ihr über die Schulter sehend, ihre Thätigkeit auf der Staffelei. „Die Föhre links will mir nicht recht gefallen, die Farbe der Rinde vor allem, dann aber auch die Zeichnung —" er fuhr mit der Mundspitze seiner Pfeife dicht vor dem Bilde hin und her, so daß der Tabaksdampf der Baronin die Thränen in die Augen trieb.

„Euer Tabaksdampf ist ebenso beißend wie Eure Kritik", rief dieselbe lachend.

„Ihr habt beides erlaubt", entgegnete er, aber sie legte, ihn unterbrechend, ihre Hand auf seinen Arm: „Bitte, einen Augenblick still", sagte sie leise, „es war mir eben, als hörte ich — wahrhaftig, das ist meines Bruders Stimme, und der, mit welchem er spricht, scheint Vetter Max zu sein. Sie kommen um die Schanze herum — heilige Jungfrau! — wenn sie mich

hier überraschten, malend und gar mit Euch zusammen — was würden sie denken? — Schnell — bitte — helft mir, die Staffelei in ihr Versteck zurückzubringen."

„Dazu ist es schon zu spät!" In der That klangen die Stimmen und Schritte schon so nahe, daß Beich mit seinen Worten nur zu sehr recht hatte.

„Aber was dann beginnen? Sie dürfen mich hier nicht finden."

„So verbergt Euch selbst dort in der Höhle, ich werde Euren Platz vor dem Bilde einnehmen. Aber beeilt Euch, sonst ist es auch dazu zu spät."

Ohne mit einer Entgegnung Zeit zu verlieren, eilte Franziska einer niedrigen, hinter Gestrüpp halb verborgenen Öffnung in der Schanz zu, welche zu einer Art Höhle führte. Im nächsten Augenblick war sie darin verschwunden und Beich saß, den Pinsel in der Hand, vor der Staffelei. Gleich darauf bogen um die Ecke der Schanz zwei junge Männer in der himmelblauen kurbayrischen Uniform mit den karmoisinroten Abzeichen des Grenadier-Regiments Heydom.

Ohne sie zu beachten, nahm Beich die Miene an, eifrig mit Malen beschäftigt zu sein, aber seine Pfeife zog die Aufmerksamkeit des einen Offiziers auf sich. Er trat schnell auf den Künstler zu und herrschte ihn an: „Welche Unvorsichtigkeit, hier zu rauchen! Sofort laßt Eure Pfeife ausgehen."

„Der Deckel schließt fest genug, um jeden Schaden zu verhüten", brummte Beich zwischen den Zähnen, ohne die Pfeife aus dem Munde zu nehmen.

„Das könnt Ihr nicht beurteilen. Augenblicklich kommt meinem Befehle nach. Wißt Ihr, wen Ihr vor Euch habt? Ich bin der Sohn des Baron Sandhorst, auf dessen Grund und Boden Ihr hier sitzt."

„Reißt ihm doch das qualmende Rohr aus dem Munde und werft es ihm vor die Füße", schnarrte der andere Kavalier.

Beich blies gleichmütig eine große Rauchwolke in die Luft und sagte, ohne die letzten Worte zu beachten: „Ihr habt mir Euren Namen genannt, Baron Sandhorst, da interessiert es Euch vielleicht, auch zu wissen, wer ich bin. Ihr seht in mir den Kurfürstlichen Hofmaler Beich, von Serenissimus mit der Ausschmückung des neuen Schlosses beauftragt. Zu diesem Zwecke bin ich eben im Begriff, einige Baumstudien zu machen. Wie Kurfürstliche Durchlaucht es aufnehmen werden, wenn Ihr mich darin stört, müßt Ihr selbst wissen, ich für meine Person bin übrigens sofort bereit, den Grund und Boden Eures Herrn Vaters zu verlassen."

Bei den letzten Worten stand Beich auf und begann die Malgerätschaften zusammenzupacken.

„O, so war es nicht gemeint", lenkte der junge Kavalier ein, auf den die Erwähnung Serenissimi sehr abkühlend wirkte. Daß Beich bei dem fürstlichen Herrn in hoher Gunst stand, war auch in Offizierskreisen bekannt, da der Maler im Hauptquartier Max Emanuels den Feldzug an der Donau mitgemacht hatte. Nicht mit Unrecht fürchtete daher Eugen Sandhorst, daß der Kurfürst des Künstlers Partei ergreifen würde, wenn ihm über den Streit referiert werden sollte. „Es

war wirklich nicht so gemeint“, fuhr er fort, als Beich, ohne ihn weiter zu beachten, den Feldstuhl zusammenklappte und unter den Arm nahm, „ich hatte mir nur die Bitte erlauben wollen, vorsichtig zu sein, da es in der That in diesen trockenen Augusttagen nicht ganz ungefährlich ist, im Walde zu rauchen, es fällt so leicht ein Funke heraus und das dürre Holz fängt im Augenblick Flammen —“

„Noch leichter hätte das geschehen können“, unterbrach ihn Beich sarkastisch, „wenn Ihr nach dem Rate jenes Herrn mir die Pfeife aus dem Munde gerissen und vor die Füße geworfen hättet. Dann hätte ich allerdings für nichts stehen können.“

Ob Eugen den Doppelsinn der letzten Worte verstand, mag dahingestellt bleiben, jedenfalls beeilte er sich, in entschuldigendem Tone zu erwidern: „Wie könnt Ihr das nur so wörtlich nehmen, Herr Hofmaler. Ein schlechter Witz meines Kameraden war es, weiter nichts —“

„Den ich übrigens gewiß nicht gemacht haben würde“, fiel der letztere ein, „wenn ich gewußt, wen wir vor uns zu sehen die Ehre haben.“

„Also nicht wahr, Ihr laßt Euch nicht stören“, fuhr Eugen fort, „bitte, nehmt Euren Platz wieder ein, wir wollen Euch nicht länger aufhalten, ich habe wohl sonst noch das Vergnügen.“

Beich klappte den Feldstuhl wieder auseinander. „Wenn Ihr es erlaubt, Baron Sandhorst“, erwiderte er trocken, setzte sich und nahm den Pinsel von neuem zur Hand. Den Abschiedsgruß der Kavaliere erwiderte

er mit einer leichten Verbeugung und schien dann seine Aufmerksamkeit durchaus der Arbeit zu widmen. Erst als die Schritte der jungen Leute verhallt waren, wandte er den Kopf und spähte vorsichtig ihnen nach in den Wald hinein. Dann kehrte er sich um und rief nach der Höhle hin: „Die Luft ist wieder rein."

„Bis auf Euren Tabaksdampf", lachte Franziska, hinter dem Gebüsch hervortretend.

„Hat mir derselbe nicht zur Bekanntschaft Eures Bruders verholfen?" fragte Veich, indem er sich erhob, um der Dame Platz zu machen.

„Und zu seiner Ungnade", setzte Franziska hinzu. „Wir werden unseren Unterricht einstweilen unterbrechen müssen."

„Wegen des Baron Eugen?"

„Jawohl, seinetwegen. Daß ich vor einer Überraschung des Vaters hier sicher war, wußte ich; derselbe lebt so regelmäßig und geht so seine bestimmten Wege, daß nur etwas ganz Außerordentliches ihn einmal hierher geführt haben könnte. Mit Eugen ist das anders, vor dem sind wir keinen Augenblick sicher."

„Das ist eine unangenehme Störung, Ihr waret so gut im Zuge, Baronin."

„Niemand kann die Störung lebhafter bedauern als ich. Hoffentlich bleibt Eugen nicht zu lange. Was mag ihn jetzt nur von München hergeführt haben?"

„Es heißt, der Kurfürst werde morgen kommen. Vielleicht ist Baron Eugen vorausgeeilt, um Euren Vater zu benachrichtigen."

„Das wird es sein“, nickte Franziska, und mit Hilfe Beichs verbarg sie ihre Malutensilien in dem Versteck in der Höhle.

* *
*

„Cerevisiam bibunt homines,
Animalia ceteras fontes —.“

Wir wissen nicht, ob diese den edlen Gerstensaft im schönsten Klosterlatein verherrlichenden Verse den frommen Brüdern vom Orden des heiligen Franziskus bekannt waren oder vielleicht gar von ihnen herstammen, das wissen wir aber, daß die Münchner Franziskaner schon damals ein vortreffliches Bier brauten — und tranken.

In Schleißheim, wo sie schon lange zweimal im Jahre, am Tage des heiligen Franziskus und am Portiunkulafeste Messe lasen und Beichte hörten, seit kurzem aber — Dank der Munifizenz Max Emanuels — ein stattliches Kloster besaßen, befand sich ihr Sommerkeller am sogenannten „Bergl“ oder, wie es offiziell genannt wurde, bei der Klause des heiligen Ignatius.

Es war das eine jener sieben Klausen oder Kapellen, welche der fromme Herzog Wilhelm im Anfange des 17. Jahrhunderts rings um Schleißheim gestiftet hatte. Heute steht an Stelle der einst von neun Patres bewohnten Klause das Försterhaus; sonst hat sich das Bild wenig verändert. Wie heute sah man schon damals auf dem niedrigen Hügel das Bild des Gekreuzigten inmitten der beiden Schächer, wie heute trieb schon

damals der Bach leise rauschend seine stillen Fluten vorüber, flüsterten schon damals die Föhren vertraut und unermüdlich mit einander und erquickte der aus dem kühlen Keller in prächtiger Frische heraufgeholte Gerstensaft durstige Menschenkinder. — —

Jäger und Klosterbrüder sind von jeher gute Freunde gewesen, und daher werden wir uns nicht wundern, neben den braunen Kutten zweier Mönche die Uniform der kurfürstlichen Förster glänzen zu sehen. Neben dem ältesten derselben, dem Förster Meindl, welchem wir schon gestern Abend im Walde begegnet sind, saß ein junger, hochaufgeschossener Mann im schwarzen Studentenhabit, an der anderen Seite der Mönche ein kleiner, brünetter und lebhaft gestikulierender Herr in reicher, fast überladener Tracht. Das war der kurfürstliche Hofbaumeister von Zuccali, welchen Max Emanuel aus Italien hatte kommen lassen, um den Bau des Schleißheimer „Versailles“ zu leiten. Sein Gehilfe Rigara hatte neben ihm Platz genommen, Amigoni und der Österreicher Potz, welcher zur Ausführung prächtiger Gartenanlagen von Wien herberufen war, vollendeten den Kreis.

Zuccali hatte das zierlich in Holz ausgeführte Modell eines weitläufigen Schlosses vor sich stehen, an welchem er seinen Zuhörern demonstrierte, wie er den Prachtbau auszuführen gedenke. Er redete mit großem Eifer und die Gesellschaft folgte seinem Vortrage mit gespannter Aufmerksamkeit. Der eine oder andere warf auch wohl eine Bemerkung dazwischen; so fragte jetzt der Förster Meindl: „Wo wollt Ihr aber den Platz

hernehmen für den linken Flügel Eures Schlosses, Herr Hofbaumeister? Soll derselbe in den von Euch angegebenen Maßen ausgeführt werden, muß er ja einen Teil des Platzes einnehmen, auf dem das jetzige Schloß steht."

„Wird abgebrochen", erwiderte Zuccali kurz.

Ein allgemeines „Ah!" ging durch die Gesellschaft und Meindl wiederholte erstaunt: „Wie? das alte Schloß soll abgebrochen werden?"

„Schon von Serenissimus genehmigt", rief Zuccali. „'s ist uns im Wege, also fort damit."

„Auch die Schloßkirche?" fragte einer der Franziskaner.

„Muß auch fort", lachte der Baumeister, doch setzte er begütigend hinzu: „Die neue wird desto schöner werden."

„Die ganze Anlage wird noch bedeutende Summen erfordern", warf der junge Student ein.

„Bayern ist ein reiches Land", meinte der andere Franziskaner.

„Auch seine Hilfsquellen sind zu erschöpfen."

„Seid Ihr in Ingolstadt schon so klug geworden?" fragte der Pater nicht ohne Schärfe. „Ich dächte, ein getreuer Unterthan und zumal jemand, der einst ein tüchtiger Diener Seiner kurfürstlichen Durchlaucht werden will, sollte sich überzeugt halten, daß niemand so gut die Hilfsquellen seines Landes zu ermessen weiß als wie Serenissimus allerhöchst selbst."

Der Student schien die Zurechtweisung nicht ruhig hinnehmen zu wollen, aber der alte Meindl legte begü-

tigend die Hand auf seinen Arm, indem er für ihn dem Franziskaner antwortete: „Mein Sohn ist ganz derselben Ansicht, ehrwürdiger Vater. Nur rechnet man in der Jugend anders wie im Alter, schneller und weniger umsichtig, glaubt den einen Tag unermeßlich reich zu sein und am nächsten fürchtet man schon, daß einem der Bettelstab drohe. So glaubt auch mein Sohn heute Bayerns Hilfsquellen durch die Prachtliebe unseres Durchlauchtigsten Herrn schon erschöpft, während ihm morgen die Reichtümer unseres Landes als unbegrenzt erscheinen werden."

„Man darf auch nicht vergessen", mischte sich Rigara, der Gehilfe Zuccalis ein, „wie viel Menschen bei diesen Bauten Verdienst finden. Ich habe allein hundertundzwanzig Tagelöhner unter mir. Glaubt Ihr, daß es den Leuten gefallen würde, wenn man ihnen morgen sagen würde: ‚Wir haben kein Brot mehr für Euch; gehet hin und hungert.'"

Die Aufmerksamkeit der Gesellschaft wurde von dem Zwischenfall durch die Erscheinung eines Mannes abgelenkt, welcher jetzt über die Brücke des Baches auf den freien Platz vor dem „Bergl" zuschritt. Es war eine große, breitschulterige, fast hünenhafte Gestalt in Juppe und Lodenhut. Weiße Locken quollen unter dem letzteren in reicher Fülle hervor; über dem wohlgepflegten, nach beiden Seiten weit über das Gesicht hinausstehenden graumelierten Schnurrbart sah man eine edelgeformte, etwas vorspringende Adlernase, und unter der breiten, klugen Stirn blitzten, von weißen Brauen überschattet, zwei lebhafte braune Augen hervor. Auch

der volle Kinnbart war nach beiden Seiten auseinander-gestrichen und reichte bis zu den breiten Schultern. Die Haltung war stramm militärisch, die Rechte mit einem starken Krückstock bewaffnet, während die Linke eine silberbeschlagene Meerschaumpfeife hielt, welcher mächtige Dampfwolken entquollen.

Mit großen festen Schritten ging der Herr — denn daß es ein „Herr“ war, sah man, trotz der einfachen Tracht, auf den ersten Blick — an der Gesellschaft vorüber, welche er nur mit einem kurzen, fast hochmütigen Kopfnicken begrüßte, und nahm an einem, in einiger Entfernung stehenden Tische Platz. Der Gruß ward trotz der vornehmen Kälte von einzelnen Mitgliedern des Kreises artig erwidert, der eine Pater erhob sich, um im Keller zu verschwinden und bald darauf mit einem schäumenden Maßkrug zurückzukehren, welchen er mit einem „Wohl bekomm's“ vor den Graubart niedersetzte. — „Vergelt's Gott“, dankte dieser und begann mit dem Pater eine Unterhaltung, welche denselben veranlaßte, sich ihm gegenüber auf die Bank zu setzen. Am anderen Tische ward die Konversation indessen in leiserem Tone weitergeführt; Zuccali flüsterte mit dem zweiten Franziskaner und Rigara mit Amigoni, während Meindl, Vater und Sohn, ebenfalls halblaut mit einander sprachen. Jetzt erhoben sich die letzteren und gingen auf den neuen Ankömmling zu. Ehe sie ihn jedoch noch erreichten, ward derselbe von anderer Seite her in Anspruch genommen.

„Da finden wir ihn endlich“, rief eine helle jugendliche Stimme, deren Besitzer — ein Offizier in der

Uniform des Regiments Heydom — schnellen Schrittes zwischen den Föhren heraustrat. „Grüß' Euch Gott, Vater, wir haben Euch schon in Sandhorst gesucht und als Ihr dort nicht zu finden waret und überhaupt das ganze Schloß wie ausgestorben schien, proponierte ich Vetter Max, direkt durch den Wald nach dem Bergl zu gehen. Da würden wir Euch wohl am sichersten finden."

„Richtig geraten, mein Sohn", lachte der alte Sandhorst und schüttelte kräftig die Rechte seines Sohnes. Auch Max Heydom drückte er herzlich die Hand, indem er fortfuhr: „Was aber, zum Henker, bringt Euch denn jetzt von München hierher? Bloß die Sehnsucht nach mir und Franziska wird's doch wohl nicht gewesen sein."

Ein jovialer Seitenblick streifte bei den letzten Worten den jungen Heydom, welcher für seinen Vetter erwiderte: „Es war nichts anderes, Onkel. Allerdings müssen wir gestehen, daß wir morgen doch eingetroffen wären und zwar im Dienst. Unsere Kompanie wird die Ehre haben, mit den Hartschieren Kurfürstliche Durchlaucht nach Schleißheim zu begleiten."

„Und da entschlossen wir uns, Onkel Heydom um die Erlaubnis zu bitten, vorauseilen zu dürfen", fiel Eugen ein.

„Die Euch der gestrenge Chef natürlich auch bereitwilligst gewährte", lachte der Baron.

„Er gab sogar die Anregung dazu, aber davon nachher", raunte Eugen mit einem Seitenblick auf die andere Gesellschaft seinem Vater zu.

Der Alte antwortete nur mit einem knurrenden Tone, und dann die Meindls bemerkend, welche sich bescheiden zurückgehalten hatten, rief er zutraulich dem Förster zu: „Grüß Gott, alter Freund — aber — zum Donnerwetter! — ist denn das der Xaver? Heilige Jungfrau, was ist der Bube in dem einen Jahre gewachsen!“

Er streckte Vater und Sohn beide Hände entgegen und fuhr dann, zu dem letzteren gewendet, fort: „Hoffentlich bist Du nicht nur körperlich, sondern auch geistig gewachsen, mein Junge! Wie steht's? Bist Du fleißig gewesen? Oder hast Du nur gelernt, Skandale auszufechten und möglichst viele Maß an einem Abend zu leeren?“

„Seine Professoren sind mit ihm zufrieden“, antwortete der Vater für den errötenden Jüngling, welcher mit einer Verbeugung zurücktrat, nachdem der Baron seine Hand losgelassen hatte, und sich zum jungen Sandhorst wandte. „Wie freue ich mich, Eugen, Dich hier zu treffen“, sagte er herzlich. „Das hatte ich kaum zu hoffen gewagt, sondern gefürchtet, Dich nur auf einige Stunden in München sehen zu können. Hoffentlich wird Euer Kommando hier nicht zu kurz dauern.“

Das hübsche Gesicht des jungen Offiziers nahm eine hochmütig zurückweisende Miene an. Er berührte nur flüchtig mit den Fingerspitzen die ihm dargebotene Hand des Jugendfreundes und sagte dann, wie entschuldigend, zu seinem Kameraden: „Ein früherer Spielgenosse von mir, Xaver Meindl.“

War der „frühere“ absichtlich stark betont oder klang es Xaver nur so? Jedenfalls hatte er für das kurze Kopfnicken, dessen er vom jungen Heydom gewürdigt wurde, ein ebenso kurzes, und als der Baron, welchem im Gespräche mit dem Förster die Scene entgangen war, Xaver aufforderte, sich zu ihnen zu setzen, lehnte er mit den Worten ab: „Ich habe der Mutter versprochen, heute Abend noch einen Spaziergang mit ihr zu machen, dieselbe wird mich erwarten. Guten Abend, meine Herren!“

Zweites Kapitel.

Fürst und Edelmann.

Hartschiere in hellblauen, vorn und rückwärts aufgeschlagenen Röcken, über die Brust das breite, schwarze, reich mit Silber gestickte Bandelier, in der Rechten die silberne Hellebarde und auf dem Kopf den mit wallenden blau-weißen Federn geschmückten dreispitzigen Hut verkündeten vor den Portalen des Schlosses Lustheim am anderen Mittag, daß Serenissimus eingetroffen sei. Dasselbe zeigte vom First die kurfürstliche Standarte an mit dem von Blau und Silber gerauteten Schild der Wittelsbacher, und nicht minder auf der Rampe des Schlosses und auf den Treppen und Korridoren desselben die Menge der hin- und hereilenden Hofbedienten, Kammerherren und Offiziere.

Auch in dem prächtigen Mittelsaal mit den lebenswahren Jagdbildern und Bernardis farbenreichem Plafond glänzte es von Uniformen und Ordensbändern. Inmitten derselben stand die hünenhafte Gestalt des Baron Sandhorst, welche sich hier gar fremdartig ausnahm, trotzdem daß Juppe und Lodenhut Küraß und Dreispitz gewichen waren; denn der Baron trug die Uniform der Leibkürassiere, seines alten Regiments, welches er vor nun fünfzehn Jahren im Türkenkriege mit Auszeichnung geführt hatte. Aber die silberweißen Locken und der wallende Bart bildeten doch einen zu großen Gegensatz zu den Allongeperücken und glattrasierten Gesichtern der Höflinge, noch mehr aber die Gesamterscheinung des Mannes; dieser Rücken konnte sich nicht geschmeidig verbeugen, dieser Mund konnte nichts sagen als Wahrheit, klang sie auch noch so herbe.

Er stand allein, die Hände auf den schweren Pallasch gelegt, die Augen auf ein großes, gegen die Wand gelehntes Ölgemälde gerichtet, welches seinen Blick unwillkürlich gefesselt hatte. Dasselbe stellte den Übergang einer Armee über einen großen Fluß dar, neben schwarz-gelben Federbüschen blinkten blau-weiße und neben dem kaiserlichen Doppelaar flatterten die bayrischen Rauten, im Hintergrunde aber, wo der Rauch der Geschütze emporstieg, glänzte der Halbmond im roten Felde. Ebenso aufmerksam, wie der alte Soldat das Bild betrachtete, wurde er selbst von einem unfern stehenden Herrn im einfachen silberbordierten Hofkleide, den langen Schnurrbart nach ungarischer

Manier aufgewichst, beobachtet. Und jetzt trat derselbe auf den Baron zu und fragte:

„Habt Ihr Euer Regiment herausgefunden, Herr Obrist?“

„Ja, ja“, erwiderte der Angeredete, ohne den Fragenden sonderlich zu beachten, „wie sollte ich nicht? Ist doch alles ganz getreu, ganz wie es war. Die dritte und vierte Schwadron hatte ich unter d'Arco vorausgeschickt über die Brücke — man erkennt ihn dort ganz gut auf dem Fuchsen — mit den beiden anderen hielt ich noch auf dem linken Ufer, als der Kurfürst mit dem Prinzen Eugenius herangeritten kam.“

„So ist mir der Vorgang also richtig in der Erinnerung geblieben.“

„Euch? Ist die Schilderei von Euch angefertigt?“

Jetzt erst würdigte Sandhorst den Nähergetretenen eines prüfenden Blickes. Zu gleicher Zeit wurde die Thür geöffnet, welche in die Appartements Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht führte, und der dienstthuende Kammerherr rief: „Hofmaler Beich.“

„Erinnert Ihr Euch meiner nicht mehr, Herr Obrist?“ fragte dieser mit einer leichten Verbeugung. „Hier in Schleißheim sind wir uns allerdings noch nicht begegnet, aber vor Jahren dort unten an der Donau oft genug.“

„Ah, Ihr seid es, Franz Beich“, nickte Sandhorst. Zwei Lakaien traten heran und ergriffen das Bild. Von ihnen gefolgt verschwand der Hofmaler im kurfürstlichen Kabinett. „Schade, daß sie nicht alle sind wie

der", dachte Sandhorst; „der ist eine brave, ehrliche Haut, oder war es wenigstens. Vielleicht hat ihn die schlechte Gesellschaft seiner Kollegen jetzt auch schon verdorben."

Er konnte den Gedankengang nicht weiter verfolgen. — „Bon jour, cousin" — mit den Worten kam ein Herr auf ihn zu, welcher soeben eingetreten war — „superbe, daß ich Euch hier noch treffe. Waret Ihr schon drinnen?"

Die Frage war von einer bezeichnenden Kopfbewegung nach der Thür des kurfürstlichen Kabinetts begleitet und etwas leiser gesprochen. Als der Baron verneinte, fuhr der Sprechende in demselben Flüstertone fort: „Ihre Durchlaucht die Frau Kurfürstin hatte die Gnade, mich länger aufzuhalten als ich vermutet. Sobald ich entlassen war, eilte ich hierher, um Euch nochmals ans Herz zu legen, weswegen ich Max gestern schon zu Euch schickte. Die Kurfürstin läßt Euch ihrer besonderen Huld versichern, mon cher cousin, es beruhigte sie in der That, zu hören, daß Ihr auf unsere Pläne eingegangen seid."

„Ich sei auf Eure Pläne eingegangen, Vetter Heydom? Daß ich nicht wüßte."

„Nun — Max sagte mir doch, er habe Euch durchaus bereit gefunden, Serenissimo in der Audienz die Sache auf die angedeutete Weise vorzustellen —"

„Allerdings, aber nicht Eurer Pläne wegen, nicht aus Rücksicht auf irgend welche Intriguen, die hier 'mal wieder bei Hof gesponnen werden, sondern weil mich der Gedanke empört — "

„Pst, pst, —“ warnte Baron Heydom. Sandhorst strich sich unwillig über den weißen Bart, während sein Vetter fortfuhr: „Nicht alle Ohren brauchen zu hören, was Ihr drinnen sagen wollt, es ist genug, wenn es der Kurfürst allein hört. Und ich beschwöre Euch, laßt Euch ums Himmels willen nicht merken, daß wir Euch vorher avertiert —“

Er wurde durch den Kammerherrn vom Dienst unterbrochen, welcher, die Thür des Kabinetts öffnend, rief: „Obrist Baron Sandhorst.“

Mit einem Ruck saß der Hut, welchen Sandhorst bisher unter dem Arm getragen hatte, auf dem Kopf; die Linke faßte energisch den Pallasch; so schritt er klirrenden Tritts durch die Schar der Höflinge und das zweite kleinere Vorzimmer in das Kabinett seines Fürsten, neben dessen Thür er in aufrechter, dienstlicher Haltung mit militärischem Gruß stehen blieb.

„Wir haben uns lange nicht gesehen, mein lieber Sandhorst. Wann war es doch?“

Serenissimus sprach die Worte mit gnädigem Kopfnicken, indem er sich lebhaft von der Betrachtung des ihm soeben durch Beich vorgestellten Bildes zu dem Eingetretenen wandte. Es war eine imponierende Erscheinung, dieser Fürst. Die Gestalt hoch und schlank, das längliche Gesicht, von der majestätischen Allongeperücke umwallt, scharfgeschnitten, der Blick der Augen voller Majestät und von einer Lebhaftigkeit, welche in Verbindung mit der kühn gebogenen Nase verriet, daß ihrem Besitzer Mut und Unerschrockenheit angeboren war. Niemand konnte in Max Emanuel den Herrscher

verkennen und niemand den rastlosen, ehrgeizigen Mann, dem Bayern viel zu klein war, den es aus der Engigkeit der heimischen Verhältnisse hinausgetrieben hatte auf die Schlachtfelder Ungarns und der Niederlande. „Der blaue König“ — so hatten ihn die Moslems genannt, wenn sie ihn in der hellblauen Uniform vor der Schlacht die Fronte seiner Bayern musternd hinuntersprengen sahen — und nichts Geringeres als eine Königskrone erstrebte dieser leidenschaftliche Ehrgeiz, dem Ruhe eine Qual war und der nur Befriedigung finden konnte im Pulverdampf der Schlacht oder im Würfelspiel hoher Politik und, wenn ihm beides versagt war, in Entwurf und Ausführung riesiger Bauten oder in dem berauschenden Genußleben der üppigsten Hofhaltung.

„Zu Durchlaucht Befehl im Jahre 1698“, antwortete Sandhorst auf des Fürsten Frage.

„Damals? Ja, ich erinnere mich, ehe ich mit dem Kurprinzen nach Brüssel reiste. O, wie hoch war damals mein Herz von Hoffnungen geschwellt, und bald darauf knieete ich am Sarge des Sohnes, dessen Haupt Spaniens Königskrone hatte zieren sollen.[1] Es war eine schwere Zeit.“

Er kehrte sich schnell ab und trat zum Fenster. Erst nach einer stummen Pause wandte er sich zu Sand-

1) Der am 6. Februar 1699 verstorbene Kurprinz Joseph Ferdinand war zum Erben des kinderlosen Königs Karl II. von Spanien, des letzten der älteren Linie des Hauses Habsburg, bestimmt.

horst zurück und prüfte die Erscheinung des Veteranen mit seinen scharfen Augen. Dann sagte er zutraulich: „Unter alten Freunden ist es Sitte, Baron, sich mit einem Händedruck zu begrüßen, wenn man sich nach langer Trennung wiedersieht.“

Da lief ein Beben durch die Hünengestalt des Barons, welche bisher wie aus Erz gegossen dagestanden hatte; der Linken entfiel der Pallasch, daß er auf den Boden niederklirrte, und feucht glänzte es in den treuherzigen braunen Augen.

„Mein gnädigster Herr —“ mit diesen Worten war er in zwei großen Schritten beim Kurfürsten, und von seinem Gefühl überwältigt, beugte er das Knie vor seinem Fürsten, dessen ihm gereichte Hand er ehrfurchtsvoll an seine Lippen führte.

„So, nun sind wir wieder die Alten“, lächelte Max Emanuel, „Freunde, wie damals, als wir zusammen über die Donau zogen, den Halbmond zu demütigen.“

„O, welch ein Unterschied, Kurfürstliche Durchlaucht, damals und jetzt!“ rief Sandhorst. „Damals kämpften wir für den Kaiser und an Eurer Seite ritt Prinz Eugenius. Aber heute —“

„Also das ist es, was zwischen uns stand, alter Freund? Und daran sollen mich auch wohl Pallasch und Küraß erinnern, in dem ich Dich so oft gesehen, als Österreichs Fahnen neben den unseren flatterten? Hab's mir wohl gedacht, als Du so fremd und steif hereintratest, daß Du Deinem Fürsten grolltest, weil er sich von dem alten Alliierten abgewandt hat. Aber

glaube es mir, nicht ich habe mich von ihm abgewandt, sondern er sich von mir. Zahlloser Kränkungen hat es bedurft, um dies Herz, welches einst so gut kaiserlich schlug wie nur eines, dem Hause Habsburg abtrünnig zu machen. Und selbst jetzt noch bin ich bereit, trotz allem, was mir von dorther angethan ist, dem Kaiser die Hand zur Versöhnung zu reichen, wenn er sich endlich entschließen kann, mir mein Recht zu gewähren."

Sandhorsts Auge hing gespannt an den Lippen des Kurfürsten, welcher, sich in einen Sessel niederlassend, fortfuhr: „Ich will ja nicht einmal das Ganze, die alten Ansprüche will ich vergessen, vergessen, mit welchem Undank man unsere Hingebung im Türkenkriege gelohnt hat, selbst der Perfidie beim Tode meines Sohnes will ich nicht weiter gedenken. Nur jetzt soll man mir meinen gebührenden Anteil an der spanischen Erbschaft [1] nicht vorenthalten. Ist der Kaiser ebenso gerecht als König Ludwig, ist er bereit, mir nur ein gleich großes Objekt als Entschädigung zu bieten, wie dieser, dann mögen auch fernerhin Blau-Weiß und Schwarz-Gelb neben einander wehen."

Der Blick des Fürsten kehrte zu dem Bilde zurück und blieb auf demselben haften, während er das Folgende sprach: „Es ist mir oft, als würde des Glückes Göttin, deren Günstling mich Eugenius so gern genannt, von mir weichen, wenn ich nicht mehr an seiner

1) An den Nachlaß König Karls II. von Spanien erhoben zu gleicher Zeit Ansprüche: Kaiser Leopold I., König Ludwig XIV. von Frankreich und der Kurfürst von Bayern.

Seite fechten sollte. Eine innere Stimme warnt mich, dem gegenüber zu treten, welcher mein Lehrmeister gewesen auf den blutigen Feldern, wo neben dem Lorbeer auch die Nessel wächst. Auch ihn quält der Gedanke, daß wir Feinde werden sollen — ich weiß, daß er es offen ausgesprochen hat, und glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich seinen Einfluß in den Verhandlungen spüre, welche der Wiener Hof jetzt von neuem mit mir angeknüpft. Denn zum ersten Male bietet man mir jetzt von dort etwas, was wirklich der Erwägung wert ist."

Max Emanuel stand auf und indem er auf Sandhorst zutrat, sagte er mit scharfer Betonung: „Es ist eine Königskrone, welche man mir anbietet, und zwar die eines der schönsten Reiche der Welt, die Krone beider Sicilien.[1]

„Und welchen Preis sollen Kurfürstliche Durchlaucht für diese Krone zahlen?" fragte der Obrist kalt.

„Du hast recht", lachte Max Emanuel, „daß Du gleich nach dem Preise fragst, verschenkt wird in Wien nichts." Und zum Fenster tretend, fuhr er fort: „Meine Ansprüche an die spanische Erbschaft sollen damit kompensiert sein. Auch würde ich von Neapel aus die Regierung Bayerns noch schlechter führen können als von Brüssel,[2] so meint man in Wien, deshalb

---

1) Neapel und Sicilien bildeten zu jener Zeit einen Teil der spanischen Weltmonarchie.

2) Kurfürst Max Emanuel residierte längere Zeit als Generalvikar der spanischen Niederlande in Brüssel.

wollen sie mich der Sorge entlasten und Bayern selbst übernehmen."

„Wie?" rief Sandhorst, „verstehe ich Eure Kurfürstliche Durchlaucht recht? Wir sollen österreichisch werden?"

„Das Land wird sich besser dabei stehen, wenn sein Herrscher in Wien sitzt, als in Neapel. Wie viel Klagen hat man mir nicht nach Brüssel hinaufgeschickt, wie viel Bitteres habe ich nicht hier hören müssen über die schlechte Verwaltung während meiner Abwesenheit! Bin ich gar erst in Neapel, so wird das noch schlimmer werden. Und ist der Kaiser nicht berechtigt, für ein so glänzendes Anerbieten wie Neapel mit Sicilien ein Entgelt zu fordern? Das Kurland liegt ihm am nächsten und vermittelt die Verbindung mit seinen schwäbischen und rheinischen Besitzungen, ja selbst mit den Niederlanden."

„O ja, Österreich weiß den Wert Bayerns zu schätzen, besser als sein eigener Herrscher."

Der Kurfürst drehte sich wie von einem Schlage getroffen um. „Obrist, was wagt Ihr —"

„Die Wahrheit zu sagen, Kurfürstliche Durchlaucht. O, habt die Gnade, sie zu hören, ehe es zu spät ist. Laßt mich Euch daran erinnern, daß Eure Vorfahren seit Jahrhunderten über dies Land geherrscht haben, und daß durch die Jahrhunderte ein Band zwischen Haus Wittelsbach und dem Bayernstamme gewebt ist, dessen Festigkeit die Zeiten der schwersten Not erprobt haben. Gilt Eurer Durchlaucht das denn nichts? Wiegt die Liebe und Treue Eurer Bayern so leicht gegen des

Südens bestrickenden Zauber? Was bringen Euch die Welschen entgegen, wider die Ihr uns vertauschen wollt? Ein warmes Herz gewiß nicht und ebenso wenig Vertrauen und Anhänglichkeit, wohl aber Gleichgiltigkeit, ja wahrscheinlich auch Abneigung gegen den Fremden, wenn nicht gar Haß wider den Deutschen. Wohl ist ihr Land schöner und üppiger, aber auf Bayerns Ebenen wohnt ein Volk, das Euch liebt, wie es Eure Vorfahren geliebt hat, wie es Eure Söhne lieben wird und das bereit ist, seinen letzten Blutstropfen für sein Fürstenhaus dahinzugeben."

Max Emanuel hatte sich wieder zum Fenster gewandt und ohne den Baron einer Entgegnung zu würdigen, schaute er hinaus in das sonnige Land. Da trat Sandhorst einen Schritt vor, und indem er das Knie beugte, sagte er: „Verdienen meine Worte Strafe, Durchlaucht, so straft mich, aber laßt sie nicht unbeachtet an Eurem Ohr vorübergehen. Habt Ihr es denn nicht mit eigenen Augen gesehen, mit welcher Begeisterung Eure Bayern für Euch in den Tod gingen? Habt Ihr es denn nicht aus dem Jubel herausgehört, der Euch bei Eurer Rückkehr aus Brüssel entgegenschallte, wie Euer Volk Euch vermißt hat, wie es sich nach Euch sehnte? Und diese Hunderttausende treuer Herzen wollt Ihr dahingeben um den Glanz einer fremden Krone, welcher der schönste Edelstein fehlt — die Liebe des Volkes? Nein, Durchlaucht, das könnt Ihr nicht, ein treues Volk ist ein zu köstlicher Schatz, um selbst eine Königskrone dagegen einzutauschen."

„Steh' auf, alter Freund", erwiderte der Kurfürst, „Deine Heftigkeit soll Dir verziehen sein, weil ich die alte Treue aus Deinen Worten heraushöre. Du sprichst, wie Du's verstehst, in einem Atem forderst Du von mir, ich solle mit Österreich gehen, und wiederum, ich solle Österreichs Vorschläge zurückweisen. Beides giebt Dir Dein Herz ein und nicht Dein Kopf. Das Herz aber hat in der Politik nichts mitzusprechen, da hat allein der Kopf zu entscheiden. Und der muß Dir sagen, daß ich nur das eine oder das andere thun kann, entweder mit dem Kaiser brechen oder annehmen, was er mir bietet."

„Nur nicht diese gleißende Krone, um die Ihr das alte Stammland Eurer Väter verkaufen sollt. Setzt die Verhandlungen mit Wien fort, Durchlaucht, erklärt Eure Bereitwilligkeit, zum Kaiser zu stehen, wenn er eine gerechte Entschädigung Euch zuerkennen wolle, aber erklärt auch, daß Ihr Euch niemals von dem Lande trennen würdet, welches seit den Tagen Kaiser Rotbarts dem Hause Wittelsbach eigen ist."

Der Kurfürst schüttelte den Kopf. „Mehr wird mir der Kaiser niemals bieten als eben jetzt. Du weißt nicht, wie viel Hindernisse zu überwinden waren, um nur das zu erlangen. Die ganze Partei des Erzherzogs Karl [1] hat auf das angestrengteste dagegen intriguiert, natürlich, denn der Erzherzog betrachtet Neapel als Teil der spanischen Monarchie, deren Krone er

1) Erzherzog Karl, der zweite Sohn des Kaisers Leopold I., war von seinem Vater zum spanischen Thronfolger designiert.

beansprucht, und somit auch als sein Eigentum. Daher findet er es sehr ungerecht, daß man mich gerade aus seinem Besitz entschädigen will. Trotzdem hat der Kaiser sich dafür entschieden, erwartet jetzt aber auch von mir, daß ich anerkenne, wie weit er mir entgegenkommt, und auf seinen Vorschlag eingehe. Was kann er mir denn auch sonst noch anbieten? Die spanischen Niederlande? Dazu wäre es Zeit gewesen, als ich noch in Brüssel war, als noch zehntausend Bayern in den belgischen Festungen standen — jetzt, wo französische Garnisonen dieselben besetzt halten, wo das ganze Land im Besitze König Ludwigs ist, jetzt ist es dazu zu spät. Das Innviertel und Tirol? Dieselben Gründe halten ihn davon ab, dies gut kaiserliche Land fortzugeben, welche Du mir soeben gegen die Abtretung Bayerns anführtest. Aber nun Neapel! O, Du hast dies Land nicht gesehen, Du kannst die Wonne nicht ermessen, welche in dem Gedanken liegt, dort König zu sein, freier, unumschränkter Herrscher, nicht beengt durch Kaiser und Reich, wahrlich, kein schöneres Erbteil kann ich meinen Söhnen hinterlassen, als diese herrliche Krone."

„Fremde werden sie dort sein, Fremde werden sie bleiben, Kurfürstliche Durchlaucht, und das Beste wird ihnen fehlen, das, was jeder Bürger, ja, was der ärmste Häusler im Gebirg besitzt — ein Vaterland. Sollen sie sich dort glücklich fühlen, so müssen sie erst Welsche werden, müssen aufhören Deutsche zu sein — und ich kann es nicht fassen, daß ein Wittelsbacher jemals anders sein könne als deutsch. Doch

mein Kopf ist vielleicht zu alt geworden, um das zu verstehen, mein Herz klebt zu fest an diesem teuren vaterländischen Boden, um begreifen zu können, daß es auch fern von ihm möglich ist, glücklich zu sein. Will auch nicht weiter vom Glück sprechen, sondern von der Pflicht. Denn auch Ihr, Durchlaucht, habt eine Pflicht gegen dies Bayernland, zu dessen Regenten Gott Euch eingesetzt hat, welches willig und ohne Murren jede Last trägt, jedes Opfer bringt, daß Ihr ihm auferlegt, Ihr habt vor allem die Pflicht, es gegen das Unglück der Fremdherrschaft zu schützen, Ihr dürft dies Land nicht vertauschen wie einen wertlosen Acker, Ihr dürft sein biederes Volk nicht verkaufen wie eine Herde Vieh!"

„Tonnere de tonneres! Sandhorst, Du machst mir warm!" rief der Kurfürst, sich heftig umwendend. „Wärst Du es nicht, der so spricht, Du, der mich zuerst lehrte, ein Roß zu lenken und ein Schwert zu führen, hinter den Mauern Ingolstadts ließe ich Dich darüber nachdenken, wie ein Unterthan mit seinem Fürsten redet."

„O, wenn meine Worte nur nicht ungehört verhallen, will ich ja gern die Strafe tragen, welche Ihr mir zudiktiert, gnädigster Herr. Legt mir meinen Kopf selbst vor die Füße, so wird doch mein letztes Wort sein: Gott segne meinen Fürsten!"

Max Emanuel durchmaß einige Male, den Blick zu Boden gesenkt, das Gemach, dann blieb er, wie von einem plötzlichen Gedanken erfaßt, vor Sandhorst stehen. „Wußtest Du von dem Tauschprojekt, ehe Du

zu mir kamst?" fragte er, dem Obersten scharf in die Augen sehend.

„Zu Befehl, Kurfürstliche Durchlaucht, ja", erwiderte Sandhorst nicht ohne Befangenheit.

„Von wem?"

„Von meinem Vetter Heydom."

Der Kurfürst stampfte mit dem Fuß auf den Boden. „Und derselbe bat Dich im Auftrag der Kurfürstin", fragte er höhnisch, „mich dem Plane abwendig zu machen?"

„Zu Befehl, Kurfürstliche Durchlaucht, ja."

Der Fürst wandte sich schroff ab. „Also all' die schönen Redensarten von Liebe und Treue und Pflicht, nur um dem Wunsche einer schönen Frau nachzukommen. Schäm' Dich, alter Soldat, zu einer solchen Komödie Dich herzugeben. Hast aber gut gespielt, wahrhaftig, ich glaubte einen Moment, Du sprächest aus eigenem Antrieb und Deine Worte kämen Dir von Herzen."

„Daß dem so ist, gnädigster Herr, des sei Gott mein Zeuge", sagte der Obrist feierlich. „Und hätten der Kurfürstin Durchlaucht mich bitten lassen, aus allen Kräften für das Tauschprojekt zu sprechen, so hätte ich doch keines meiner heutigen Worte ungesagt gelassen. Nicht um dem Wunsch der hohen Frau nachzukommen, beschwor ich Euch, den Plan aufzugeben, sondern weil es meine unumstößliche Überzeugung ist, daß er Eurer Durchlaucht, daß er dem hohen Hause Wittelsbach und dem armen Lande Bayern nur zum Unsegen gereichen kann."

„Meine Überzeugung vom Gegenteil ist ebenso unumstößlich“, sagte Max Emanuel kalt. „Damit ist die Sache erledigt, Baron Sandhorst, ich mag nichts weiter davon hören. Doch will ich Euch noch einen guten Rat für die Zukunft geben. Schickt Euch einmal wieder meine Gemahlin zu mir, ihre Ansicht mir vorzutragen, so decouvriert Euch gleich als ihr Abgesandter — Euch könnt Ihr dadurch viele Worte und mir viel Zeit sparen. Adieu.“

„O, mein gnädigster Herr —“

„Habt Ihr mich nicht verstanden? Ich will nichts weiter hören.“

Mit einer entlassenden Handbewegung wandte sich der Kurfürst wieder dem Fenster zu. Sandhorst verließ das Kabinett.

Drittes Kapitel.

Herr und Sklave.

Um dieselbe Zeit des nächsten Tages verfolgte der Maler Amigoni einen einsamen Pfad, welcher vom Bergl in den Wald hineinführte. Trotz der Hitze des Augusttages hatte er einen weiten schwarzen Mantel übergeworfen, als ob auch heute dem verwöhnten Südländer das Klima des nordischen Barbarenlandes zu rauh sei. Einem aufmerksamen Beobachter konnte

es jedoch nicht entgehen, daß Amigoni den Mantel nicht der Wärme wegen trug, sondern um etwas darunter zu verbergen.

Er ging hastigen Schrittes und sah sich wohl manchmal scheu um, ob ihm auch niemand folge. Vor einem Dickicht junger Tannen, welche eng in einander gewachsen einer stachligen Mauer glichen, machte er Halt. Dreimal hinter einander ließ er einen kurzen, schrillen Pfiff ertönen, welcher durch ein gleiches Signal aus dem Innern des Dickichts beantwortet wurde. Dann bog er mühsam die Zweige aus einander und drängte sich durch die stachliche Mauer. Dem Innern zu standen die Tannen weniger dicht, hier vermochte er leichter vorzudringen, bis er auf eine kleine, fast kreisförmige Lichtung gelangte, welche offenbar Menschenhand ihr Dasein verdankte. Das bewiesen die aus dem Boden aufragenden Stumpfe erst kürzlich gefällter und geknickter Stämmchen, das bewiesen die Spuren frisch abgehauener Äste an den die Lichtung einschließenden Tannen.

Der Platz hatte einen Durchmesser von nicht mehr als sechs Schritten und wurde zur Hälfte von einer primitiven niedrigen Hütte eingenommen, zu deren Herstellung die abgehauenen Bäume und Zweige benutzt waren. Im Eingange derselben saß mit untergeschlagenen Beinen Achmed, der entsprungene Türkensklave. Um den nackten Oberkörper hatte er eine alte wollene Decke geschlungen, sonst war sein Aussehen in nichts verändert, selbst das Eisen mit dem Rest der Kette sah man noch am linken Fuß.

Er begrüßte mit einem stummen, würdevollen Kopfnicken den Italiener, welcher ihm gut gelaunt zurief: „Ben levato? Come se la passa?“

„Aver fame, aver sete, aver cura“,[1] erwiderte der Türke in der Lingua franca, jenem verdorbenen Italienisch, in welchem sich in den Küstengegenden des Mittelmeeres Italiener, Griechen und Orientalen mit einander verständigen.

„Für das alles ist gesorgt“, lachte der Italiener, indem er den Mantel abwarf und einen Korb, welchen er darunter verborgen gehabt, auf die Erde setzte. „Hier, mein Bursche, hast Du Brod und Fleisch — es ist kein Schweinefleisch, Du darfst ruhig davon essen — hier auch etwas zu trinken, ein Wein, den Euer Prophet Euch nicht verboten hat, da er ihn nicht kannte, und den diese maledetti Tedeschi Bier nennen. Was aber die Hauptsache ist, kommt zuletzt, Kleider, Wäsche und“ — bei den Worten deutete er auf seine Stirne — „hier ein Plänchen, um Dir für immer die Freiheit zurückzugeben.“

Das Antlitz Achmeds verzog sich zu einem breiten Grinsen beim Anblick der ausgepackten Herrlichkeiten. Mit tierischer Gier griff er nach Brot und Fleisch, von denen er abwechselnd mit den Zähnen große Stücke abriß, während der Italiener sich ihm gegenüber auf die Erde streckte. „Mein lieber Bursche“, fuhr der letztere fort, „als ich Dich vorgestern Mittag von Hunger,

1) Ich habe Hunger, habe Durst, habe Sorgen.

Durst und Blutverlust vollständig erschöpft im Walde traf, lag dein Schicksal in meiner Hand. Ich konnte Dich töten, ich konnte Dich Deinen Verfolgern ausliefern, ich konnte Dich aber auch retten. Nun, ich wählte das letztere und Du schwurst mir dafür beim schwarzen Stein der Kaaba — ein Eid, den niemals ein Muselman bricht — nicht nur die Stöße meines Stilets zu vergessen, sondern auch mein getreuer Diener zu sein und ohne Widerrede auszuführen, was ich Dir befehlen sollte."

„An Euch ist es, zu befehlen — an mir, zu gehorchen", nickte Achmed, indem er nach der Bierflasche griff und sie von ihrem Pfropfen befreite.

„Ich sehe, wir verstehen uns, gieb nun genau acht, was Du thun sollst. Ich habe mit dem Oberaufseher der Gärten gesprochen und ihm gesagt, ein Landsmann von mir, ein armer, aber kräftiger und ehrlicher Bursch, sei durch Unglück hierher verschlagen und leide bittere Not, da er keine Arbeit finden könne. Dieser Landsmann bist Du, verstehst Du mich?"

Achmed war zu beschäftigt, um durch etwas anderes als durch ein heftiges Kopfnicken seine Zustimmung auszudrücken.

„Du wirst daher, wenn ich Deine Wunden nachgesehen und frisch verbunden habe", fuhr Amigoni fort, „anziehen, was ich Dir mitgebracht. Du kannst genug Italienisch, wenigstens für diese Deutschen, welche unsere holde Sprache kaum von der Lingua franca unterscheiden können, auch ist Deine Haut noch eben hell genug, um in angemessener Tracht für einen Lands-

mann von mir zu gelten. Dann werde ich mit Dir zu Signore Potz gehen — so heißt der Obergärtner — und Dich ihm vorstellen. Er wird Dir Deine Beschäftigung anweisen, für eine Wohnung werde ich sorgen. Damit habe ich das Meinige gethan, nun komme ich zu dem, was Dir obliegt."

„Sehr gut, was wünscht Ihr?"

„So viel freie Zeit Du nur hast — und Du wirst deren genug haben, denn während der Anwesenheit Serenissimi darf nur des Morgens im Garten gearbeitet werden — also Deine ganze freie Zeit wirst Du darauf verwenden, die Donna zu beobachten, welche Du neulich im Walde überfielst. Jeden Morgen erwarte ich einen genauen Bericht darüber, wie sie den vergangenen Tag hingebracht hat. Weißt Du, wo sie wohnt?"

„Nein, Herr."

„Dann werde ich Dir das Haus zeigen. Jetzt aber komm, laß' mich sehen, was Deine Wunden machen."

Achmed hatte soeben wieder ein großes Stück Fleisch mit den Zähnen abgerissen und konnte daher seine Einwilligung nur durch das bewußte Kopfnicken zu erkennen geben.

Amigoni stand auf, nahm dem Türken die wollene Decke ab und löste den Verband, welchen er ihm angelegt hatte, als er ihn dem Tode nahe im Walde gefunden. „Vortrefflich", murmelte er, nachdem er einen Blick auf die Wunde geworfen, „das sieht vortrefflich aus und wird in wenigen Tagen heil sein." Mit

sicherer Hand reinigte er die Wunde und verband sie dann aufs neue.

Indessen hatte auch Achmed den letzten Bissen mit dem letzten Schluck Bier heruntergespült und wollte sich aufrichten, aber Amigoni drückte ihn wieder nieder: „Halt, mein Freund, erst wollen wir noch etwas anderes, Notwendiges besorgen.“ Dann zog er eine spitze Feile hervor und begann das eiserne Band an Achmeds Fuß zu durchsägen, eine Arbeit, welcher der Türke mit innigem Behagen zusah. Bald jedoch ließ Amigoni erschöpft die Arme sinken, der Schweiß perlte ihm auf der Stirn, er gab Achmed die Feile und sagte: „Vollende Du die Arbeit, ich will Dir die Freude nicht rauben, selbst dies Zeichen Deiner Knechtschaft zu zerstören.“

Mit einem breiten Grinsen ergriff der Türke das Instrument und knirschend drang die Feile tiefer und tiefer in den eisernen Reif. Jetzt hatte sie ihre Aufgabe vollendet, mit gewaltiger Kraft faßte Achmed das Eisen und bog es soweit aus einander, um den Fuß hindurch zwängen zu können. Dann betrachtete er es einen Augenblick mit so ingrimmigem Haß, als konzentrierte sich in dem Stück Metall alles Elend, das er in den langen Jahren der Knechtschaft hatte erdulden müssen. Im nächsten Moment flog es in weitem Bogen in das Gesträuch.

Amigoni hatte der Thätigkeit des Türken mit offenbarem Interesse zugeschaut, und als Achmed jetzt aufsprang und sich seiner ärmlichen Kleidungsstücke entledigte, leuchtete sein Auge förmlich auf. In diesem

Moment war er ganz Künstler, welcher schwelgte in dem Anblick dieser herrlichen Athletenfigur, die, so wie sie da stand, als die schönste Bronzestatue hätte gelten können. Es bedurfte sogar einer Frage Achmeds, um ihn aus diesem genußreichen Anschauen, in das er ganz versunken war, aufzuscheuchen und dem Türken behilflich zu sein, die Kleider anzulegen, welche er ihm mitgebracht hatte.

„Ich brauche Dir nicht besonders einzuschärfen", sagte der Maler dabei, „daß nur Deine Augen die Donna berühren dürfen. Wehe Dir, wenn Du es zum zweiten mal wagen solltest, ihr gewaltsam zu nahen! Nicht nur würde meine Rache Dich treffen, sondern auch die Rache des Propheten, der mit entsetzlicher Strafe denen droht, welche den heiligsten aller Eide brechen."

„Ich weiß es", stimmte Achmed bei, indem er seine Toilette durch das Aufsetzen eines breitrandigen Strohhutes beendete; „ich bin Dein Sklave und nur mit den Augen des Sklaven werde ich die Herrin betrachten."

„So ist es recht", nickte Amigoni, „andiamo".

Er schritt voran, der Türke folgte ihm wie ein gezähmter Tiger.

Viertes Kapitel.

Haus Sandhorst.

Unweit der Straße von Schleißheim nach Dachau lag das Gut Sandhorst, seit unvordenklichen Zeiten im Besitz der Familie gleichen Namens, welche ihren Ursprung auf das alte Geschlecht der Huosi zurückführte, deren Gau sich einst dem Lauf der Isar folgend vom Gebirge bis an die Amper erstreckte.

Zwischen zwei mächtigen Linden hindurch lugte der Giebel des Herrenhauses nach der Straße hinüber. Es war ein schmuckloses, kastellartiges Gebäude, dies Herrenhaus, massiv aus Quadern errichtet, mit großen, viereckigen Fenstern. Wie schon bemerkt, sah die schmale Giebelseite nach der Straße, jedoch hatte der jetzige Besitzer teils um Platz zu gewinnen, teils um dieser Fassade ein gefälligeres Aussehen zu geben, dieselbe nach rechts und links durch zwei vorspringende Pavillons verlängert. Dieselben paßten sich der Bauart des alten Gebäudes jedoch wohl an und wirkten durchaus nicht störend, im Gegenteil machte das Ganze jetzt mit dem weiten grünen Rasenplatz davor und geschützt durch die ehrwürdigen Linden einen ungemein freundlichen Eindruck.

Vor der ganzen Giebelseite des alten Hauses zog im ersten Stock zwischen den beiden neuen Pavillons ein breiter Balkon hin, welcher in der Mitte sich etwas ausbauchte und mit einem kunstvoll gearbeiteten, das Sandhorstsche Wappen zeigenden, schmiedeeisernen Ge-

länder geziert war. Hier herrschte fast den ganzen Tag über kühler Schatten, morgens durch das Haus, nachmittags durch die Wipfel der dichtbelaubten Bäume, während der Blick von dort weit hinaus in das sonnige Land schweifen konnte, über fruchtbare Felder und grüne Wiesen, über braune Heide und ernste Wälder bis zu der majestätischen Gebirgskette, welche im Süden den Horizont begrenzte.

Kein Wunder daher, daß hier der Lieblingsplatz der Baronin Franziska war. Unten waltete der alte Oberst, unten, gleich neben der geräumigen Küche, war auch das große gemeinsame Wohnzimmer, in welchem nach alter patriarchalischer Sitte, Herrschaft und Gesinde zusammen die täglichen Mahlzeiten einnahmen und in welchem sich Winters die Familie um den mächtigen Kachelofen zusammenfand. Hier oben dagegen war Franziskas Reich, seit dem Tode ihrer Mutter ihr unumschränktes Reich. Denn nur selten öffneten sich die ebenfalls im ersten Stock liegenden Prunkgemächer fremden Gästen — es herrschte ein stilles einförmiges Leben auf Schloß Sandhorst — und die steife Pracht dieser Zimmer mit ihren niederländischen Gobelins und geschnitzten Eichenmöbeln blieb meistens neugierigen Augen verschlossen. Niemand störte daher hier oben Franziskas Herrschaft — höchstens ein gelegentlicher Besuch ihres Vaters — und hatte sie die Pflichten der Gutsfrau erfüllt, denen sie mit großer Gewissenhaftigkeit nachkam, konnte sie dort ungezwungen ihrer Muße leben.

Früher allerdings noch mehr als in letzter Zeit. Denn seit sich ihr Vater in diese Abneigung, ja Haß

gegen alles, was mit Kunst und Malerei zusammenhing, hineingearbeitet hatte, durfte sie selbst hier oben sich nur noch verstohlen ihrer Lieblingsbeschäftigung widmen. Und müde, jedesmal aufzuspringen, wenn sie die Stiege unter dem schweren Tritt des Vaters knarren hörte und die Spuren ihrer Thätigkeit zu verbergen, war sie lieber mit Palette und Staffelei hinausgezogen in den Wald. Auch heute Morgen finden wir sie daher nicht mit dem Pinsel beschäftigt, trotzdem sie den Obersten draußen auf dem Felde wußte, sondern über den Stickrahmen gebeugt auf dem Balkon sitzend. Ihr künstlerischer Sinn machte sich jedoch auch bei dieser Beschäftigung geltend, die Arabesken des von ihr selbst erfundenen Musters verrieten in jeder ihrer gefälligen Linien das malerisch gebildete Auge.

Sehr eifrig war sie jedoch nicht bei der Arbeit, häufig wanderte ihr Blick hinaus vom Stickrahmen in das sonnenbeglänzte Land, ja manchmal lehnte sie sich auch wohl in den Stuhl zurück und ließ die Hände müßig im Schoße ruhen. So saß sie, als ihr Auge durch einen einsamen Wanderer gefesselt wurde, welcher die Landstraße von Schleißheim dahergeschritten kam. Jetzt erreichte derselbe die Hecke, welche den Gutspark von der Straße schied, jetzt bog er in das dem Balkon gerade gegenüber liegende Parkthor ein — es war ein noch junger Mann, hoch aufgeschossen, in einfacher schwarzer Tracht. Franziska erhob sich, trat an das Gitter des Balkons und sich hinunter biegend rief sie: „Xaver!“

Der Angerufene sah überrascht in die Höhe und die helle Gestalt dort oben gewahrend, zog er grüßend

den Hut. „Wart' einen Augenblick, Xaver", rief ihm Franziska zu, „ich bin gleich unten." Und wenige Sekunden später aus der Hausthür ihm entgegentretend, fuhr sie fort: „Wie freue ich mich, Dich wiederzusehen. Vater erzählte mir schon, Du seiest von Ingolstadt zurück und in der Zwischenzeit ein wahrer Riese geworden. Hm — was die Länge angeht, hat er recht — aber etwas breitschulteriger denke ich mir die Riesen noch. Und blaß siehst Du auch aus. Kommt das vom angestrengten Studium?"

Bei diesen herzlich gesprochenen Worten hatte sie dem Studenten beide Hände gereicht, welche dieser kräftig drückte. „Ich habe in der letzten Zeit allerdings angestrengt arbeiten müssen", antwortete er auf die letzte Frage des jungen Mädchens, „und dazu die Stadtluft — wer die nicht gewohnt ist, den macht sie blaß. Ihr wißt gar nicht, Baronin, wie gut Ihr es hier draußen auf dem Lande habt."

„Ihr? Baronin?" wiederholte Franziska fragend, indem sie sich auf eine Bank unter die Linde vor der Thüre setzte und Xaver Meindl einen Wink gab, neben ihr Platz zu nehmen. „Ist der Herr Student stolz geworden?"

„O nein — ich wußte nur nicht — nach so langer Abwesenheit —" stotterte Xaver, ohne seiner Befangenheit Herr werden zu können.

Franziska sah ihn einen Moment scharf an, dann sagte sie mit ruhiger Freundlichkeit: „Ihr habt recht, Herr Meindl, ewig können wir uns doch nicht Du nennen, und da ist jetzt der beste Zeitpunkt, zum Ihr

überzugehen. Aber im übrigen bleibt es mit uns beim alten? Nicht wahr?"

Sie reichte ihm nochmals die kleine Hand und nickte ihm mit unbefangener Herzlichkeit zu. Dann fuhr sie fort: „Wie schade, daß Eugen nicht hier ist, es würde ihn so innig freuen, Euch wiederzusehen. Er hängt noch immer mit großer Liebe an Euch."

„Hat er das ausgesprochen?" fragte der Student, neben Franziska Platz nehmend.

„Nun, das gerade nicht. Aber trotzdem zweifle ich keinen Augenblick daran."

„Ein Jahr ändert viel in den Gesinnungen der Menschen."

„Habt Ihr Grund zu glauben, daß auch mein Bruder sich geändert habe?"

„Ich bin schon mit ihm zusammengetroffen."

„Und er war unfreundlich — ich will nicht hoffen —"

„Unfreundlich? Ob ich es so nennen darf, weiß ich nicht. Aber jedenfalls war er nicht mehr der Alte."

„Max Heydom war bei ihm?" fragte Franziska.

„Möglich, daß sein Begleiter so hieß. Er war ziemlich in unserem Alter und auch in Uniform."

„Ich dachte, Ihr hättet ihn vielleicht an der Ähnlichkeit mit Josephine erkannt", meinte Franziska nicht ohne Schelmerei.

Über das blasse Gesicht des Studenten flog ein leichtes Erröten. „Der Offizier ist der Bruder der Baronin Josephine?" fragte er. „Das hätte ich aller=

dings nicht vermutet, denn ähnlich sehen sich die beiden Geschwister nicht."

„Sie sind es auch nicht, wenigstens in nicht mehr als einem Punkte. Das ist der Hochmut, der den Heydoms angeboren ist. Josephine freilich als die bei weitem Klügere weiß ihn besser zu verbergen als Max, dessen Gesichtskreis außerordentlich beschränkt ist. Trotzdem hat sich Eugen ihn zum Freunde ausgesucht — warum? mag die heilige Jungfrau wissen. Ja er läßt sich sogar von dem geckenhaften Menschen beherrschen und kennt kein höheres Streben, als demselben möglichst ähnlich zu werden."

Xaver schüttelte den Kopf. „Wer hätte das früher von Eugen gedacht?" meinte er. „Unselbständig erschien er mir nie, auch nicht leicht zu beeinflussen, und wenn überhaupt, doch nur edlem Einfluß zugänglich. Sollte nicht hinter dem jungen Heydom noch jemand anderes stehen?"

„Ihr meint die Schwester?"

„Ja", erwiderte Xaver, indem er Franziska ansah, wobei er jedoch nicht verhindern konnte, daß wiederum eine verdächtige Röte über sein Gesicht flog.

Das junge Mädchen wiegte lächelnd den schönen Kopf, indem sie sagte: „Auch ich habe schon manchmal denselben Gedanken gehabt und da ihn jetzt jemand ausspricht, welcher —" sie hielt inne und sah mit einem schelmischen Blick zu Xaver hinüber.

„Welcher selbst ein Sklave der schönen Zauberin ist", vollendete dieser. „Sprecht es ruhig aus, es ist ja nur zu wahr. Hat mich ihr Bild denn nicht bis

in Ingolstadts düstere Mauern begleitet und leuchteten mir nicht selbst aus Institutionen und Pandekten ihre wonnereichen Augen entgegen? O, Euch gegenüber darf ich ja von dem sprechen, was ein Jahr lang verschwiegen in meiner Brust gelegen, waret Ihr mir doch stets wie eine Schwester, Franziska. In jenen Wochen, ehe ich fortging, als Josephine hier bei Euch war, als wir vier, Ihr beiden Geschwister und sie und ich, in harmloser Ungebundenheit die köstlichsten Tage mit einander verlebten, in jenen seligen Wochen ist eine glühende Leidenschaft in meine Seele gezogen, eine heiße verzehrende Glut, die mein ganzes Sein mit dämonischer Kraft erfaßt hat."

Er atmete tief auf und seine flammenden Augen flogen zu dem Balkon des alten Schlosses empor. „Dort war es", fuhr er leiser fort, „dort auf dem Balkon faßte ich am Abende vor dem Abschiede ihre Hand und gestand ihr, daß das Glück dieser Tage unvergeßlich in meiner Seele leben würde. — ‚Auch in der meinigen', hauchte sie und ich fühlte den sanften Gegendruck ihrer Rechten. Dann war sie verschwunden, ehe ich sie zurückhalten konnte, ich wollte ihr nach, aber statt ihrer stieß ich im Balkonzimmer auf Eugen. Der günstige Augenblick war vorüber, doch wie ein herrliches Pfand bewahre ich seitdem ihre Worte in meinem Herzen, als ein köstliches Unterpfand einer holden Zukunft."

„Armer Freund", sagte Franziska leise.

„Arm?" wiederholte er aufspringend in überwallender Leidenschaft. „O, nennt mich nicht so! Jene Minute hat mich nicht getäuscht; ist der Weg auch weit

und ist er auch mühevoll, besäet mit Steinen und Dornen, an seinem Ende wartet meiner die Geliebte. Unermüdlich will ich arbeiten, kein Hindernis soll mir zu groß sein, bis ich sie errungen habe. Schon in diesem einen Jahre habe ich mich durch rastlosen Fleiß zum ersten unter den Kommilitonen emporgeschwungen, noch ein Jahr — und ich werde promovieren können und Doktor beider Rechte sein. Dann —" er unterbrach sich, von der Landstraße klang Hufschlag und das Rollen eines Wagens herüber, gleich darauf bog ein Vorreiter in der himmelblauen Hoflivree in das Parkthor ein, dem eine vierspännige Karosse folgte. „Das ist Josephine!" rief Franziska dem jungen Manne zu und eilte nach dem Portal.

Sie hatte sich nicht getäuscht; als der Diener den Schlag aufgerissen, sprang mehr als stieg aus dem Wagen eine junge Dame, welche Franziska alsbald in die Arme schloß und auf beide Wangen küßte. „Je vous embrasse de tout mon coeur, cherie", rief sie, „die erste freie Stunde gehört Dir, welche mir meine Durchlauchtigste Gebieterin geschenkt hat." Und sich dann zu den beiden Kavalieren umwendend, welche ihr aus der Karosse gefolgt waren, fuhr sie fort: „Das ist mein Bruder, der kurfürstliche Lieutenant Baron Max v. Heydom, welchen ich mitgebracht habe, damit er des Glücks teilhaftig werde, Dir die Hand zu küssen, den andern Herrn erinnerst Du Dich vielleicht früher schon gesehen zu haben —"

„Nur allzuoft," lachte Eugen v. Sandhorst, der eine der beiden Kavaliere, während der junge Heydom

lispelte: „Glaubt meiner Schwester nicht, Baronin, wenn sie davon fabelt, mich zu diesem Besuche veranlaßt zu haben. Bei Amors Bogen sei's geschworen, daß ich es gewesen bin, welcher zuerst den Gedanken aussprach, heute Morgen hierher zu fahren."

Er hauchte bei den Worten einen Kuß auf Franziskas Hand, welche lachend erwiderte: „Fast zu viel der Ehre für Haus Sandhorst, daß Ihr die Priorität dieses Gedankens Eurer Schwester streitig machen wollt. Ein Kavalier von der Qualität und dem succès des Barons Heydom, den München kaum für die Herrlichkeiten Brüssels zu entschädigen vermag, läßt sich herab, dies einfache Landhaus aufzusuchen, fürwahr, dieser Tag verdient in der Geschichte desselben ausdrücklich bemerkt zu werden."

„Siehst Du, da hast Du's," lachte Josephine, „sagte ich Dir nicht, Du mögest Dich vor Franziska in acht nehmen? Als wahre Beherrscherin dieses Waldes, als echte Diana hat sie für jeden, der ihr zu nahen wagt, spitzige Pfeile."

„Spitzige Pfeile", wiederholte Franziska klagend, „wie kannst Du meine Worte so bezeichnen! Habe ich mich so schlecht ausgedrückt? Als einfaches Landmädchen fehlt mir freilich Deine Gewandtheit, die Komplimente der Herren zu erwidern."

Josephine überließ es ihrem Bruder, durch ein neues Kompliment Franziska Gelegenheit zu geben, sich diese Gewandtheit anzueignen, da sie jetzt Xaver bemerkte, welcher sich in einiger Entfernung gehalten, trotzdem jedoch kein Auge von dem Gegenstande seiner

Anbetung verwandt hatte. Sie schlug einen Moment vor seinem flammenden Blick die Augen nieder, dann trat sie schnell auf ihn zu: „Herr Meindl, oder muß man schon sagen Herr Doktor —" mit diesen von einem ermunternden Lächeln begleiteten Worten reichte sie ihm die Hand — „da sind wir ja wieder zusammen wie im vorigen Jahr. Wahrlich, mir ist es wie ein Traum, alles, was zwischen damals und heute liegt. Die Bäume, der Rasen, das alte liebe Haus, dort der Garten, darüber der blaue sonnige Himmel und um mich her dieselben trauten Gesichter — ist es denn wahr, daß ein Jahr seitdem vergangen ist —"

„Ein Jahr", fiel Eugen ein, welcher für Meindl auch heute nur das kurze, hochmütige Kopfnicken von vorgestern Abend hatte, „ein Jahr, in welchem einer der elegantesten Höfe Europas Josephine von Heydom für die Königin der Schönheit erklärt hat."

„O, sprecht jetzt nicht davon", bat Josephine, „ist mir doch heute, als hätte ich niemals Brüssel gesehen, als hätte mein Fuß niemals das glatte Parkett des Hofes betreten, als sei der berauschende Duft der glänzenden Feste zerronnen vor dem frischen Morgenwinde und ich hätte nie etwas anderes geatmet als diese erquickende vaterländische Luft."

Es war Xaver, als sagte sie das alles nur ihm allein und als sagte sie ihm damit noch etwas anderes, was sie nicht aussprechen wolle und könne vor den Umstehenden, was ein süßes Geheimnis zwischen ihnen bleiben solle, aber darum nicht minder echt und wahr. Er suchte ihrem Blick zu begegnen und derselbe traf

ihn so voll und warm und dabei spielte um ihren liebreizenden Mund ein so glückverheißendes Lächeln, daß er laut hätte aufjauchzen mögen vor beseligender Lust. Anders berührten Eugen die Worte Josephinens. Mit sauersüßem Lächeln meinte er: „Die Königin der Schönheit geruht heute zu schwärmen — wohlan, schwärmen wir mit ihr. Ist doch dieser ehrwürdige Bau da weit schöner als Schloß Veurne und die Brüsseler Residenz! Und was sind die weiten Parks jener Schlösser mit ihren Fontänen und Marmorstatuen gegen die einfache Anmut dieses Gartens? Wer aber kann glücklicher sein über den Vorzug, den in Euren Augen diese Gegenstände besitzen, als wie Euer getreuester Sklave, welcher dies Haus sein Vaterhaus nennen darf?"

„Seid Ihr glücklich wieder bei Euch selbst angekommen, Baron Sandhorst?" spottete Josephine. „Ihr habt ein ausgesprochenes Talent, lieber Vetter, alles auf Euch zu beziehen."

„Wollen wir nicht ins Haus treten?" fragte Franziska. „Es ist dort weit kühler als hier draußen."

„O nein", bat Josephine, „laß' uns lieber im Garten einen schattigen Platz suchen." Und indem sie sich zu Eugen zurückwandte, fuhr sie fort: „Kommt, Vetter, zeigt mir das Erbe Eurer Väter. Ich muß inspizieren, ob noch alles beim alten ist."

Sie nahm seinen Arm, aber ein Blick beorderte an ihre andere Seite Xaver, und einige zutrauliche Fragen von ihr lösten ihm die Zunge. Dazwischen hinein setzte sie das Wortgefecht mit Eugen fort, so schritt sie plaudernd und scherzend zwischen ihren beiden

Kavalieren dahin. Franziska folgte mit Max Heydom, aber sie schenkte den zierlich gesetzten Worten des Offiziers wenig Beachtung. Aufmerksam verfolgte sie die Konversation der drei Vorangehenden und beobachtete, wie Josephine dann diesem ein Lächeln, dann jenem einen freundlichen Blick schenkte. „Ich habe mich nicht getäuscht", dachte sie dabei im innersten Herzen, „sie spielt mit beiden."

Fünftes Kapitel.

Das Modell.

„Nun, wie gefällt Dir die Arbeit?" — mit diesen Worten trat Amigoni an einem der nächsten Morgen zu seinem Schützling Achmed.

Der Türke stieß den Spaten vor sich in den Boden und wischte sich den Schweiß von der Stirne, ehe er kurz antwortete: „Schlecht!"

„Natürlich", lachte der Maler, „müßig umherschlendern und Dir die Sonne ins Maul scheinen lassen, das ist Dir lieber. Aber zum Umherlaufen bleibt Dir ja noch der ganze Rest des Tages, und ich hoffe, mein Bursche, Du machst redlich Gebrauch davon. Was hast Du mir mitzuteilen?"

Die letzte Frage war in etwas leiserem Tone gestellt und in gleicher Weise antwortete Achmed: „Sie ist wieder mit ihm zusammen gewesen."

„Mit dem Sohn des Försters?“ Achmed nickte. „Wo?“ fragte Amigoni weiter.

„Im Walde, gleich jenseit der Straße, welche an ihrem Hause vorüberführt, wartete er auf sie.“

„Und dann?“

„Gingen sie mit einander weiter.“

„Wohin? — Vada a farsi benedire! sei nicht so mundfaul, Bursche, und laß Dir nicht alles einzeln abfragen.“

Der Türke verzog sein Gesicht zu einem breiten Grinsen. „Es ging nicht weit von dem Dickicht vorbei, wo ich damals lag, anders kann ich es nicht beschreiben. Dann kamen sie an einen Berg.“

„An einen Berg? Wo nimmst Du hier einen Berg her?“

„Nun, er war nicht sehr hoch, aber sie verschwanden in demselben. Es muß eine Höhle darin sein.“

„Ah cospetto! Du wartetest, bis sie wieder zum Vorschein kamen?“

„Gewiß, es dauerte nicht lange, dann gingen sie denselben Weg zurück.“

„Verwünscht!“ murmelte der Maler. „Jeden Tag muß ich Schlimmeres hören!“

„Ich bin noch nicht fertig“, grinste Achmed.

„Noch nicht? Weiter!“

„Am Abende beobachtete ich wieder ihr Haus. Da kam er.“

„War es schon dunkel?“

„So in der Dämmerung.“

„Und sie erwartete ihn?“

„Freilich, aber nicht am Hauptthor.“

„Das läßt sich denken."

„Er trug etwas unter dem Arm; was es war, konnte ich nicht erkennen, da er es in ein dunkles Tuch gewickelt hatte. Sie nahm es ihm ab und verschwand damit im Hause."

„Und er?"

„Verschwand in der Dunkelheit."

„Bist Du ihm gefolgt?"

„Ja! Er ging geraden Weges zum Hause seines Vaters zurück."

Amigoni wurde gezwungen, sein Verhör zu unterbrechen. Zwischen den hohen geradlinigen Taxushecken sah er den Schlachtenmaler Veich sich der Stelle nähern, wo sie standen, und trat deshalb, ehe ihn dieser bemerken konnte, mit den Worten: „Vorsicht — da kommt jemand — auf Wiedersehen" — in das Gebüsch zurück. Veich kam langsam näher, er war in seinem gewöhnlichen Kostüm, hatte den Fes auf dem Kopf und ließ der unvermeidlichen Pfeife gewaltige Rauchwolken entströmen. Bei Achmed angelangt, welcher anscheinend ganz in seine Arbeit versunken war, blieb er stehen und schaute demselben eine Zeit lang zu — offenbar fesselte auch ihn die selbst in den bäuerischen Kleidern erkennbare prächtige Athletenfigur und der fremdländische Schnitt des Gesichtes. Er richtete einige Fragen an den Türken, welche dieser jedoch unbeachtet ließ und erst, als sie heftiger wiederholt wurden, durch ein stummes Kopfschütteln und das verständigende Wort „Italiano" beantwortete. — „Ah, Italiano! Buon giorno, signore", rief Veich, „aus welcher Gegend seid Ihr?" —

„Venezia“, erwiderte der Türke, als aber Beich mehrere Fragen über die Lagunenstadt an ihn stellte, wurde er verwirrt, stotterte in seiner Lingua franca einige unverständliche Antworten heraus und machte sich dann, ohne den Schlachtenmaler weiter zu beachten, wiederum auf das emsigste an seine Arbeit, so daß dieser kopfschüttelnd weiter ging. Bei der nächsten Biegung des Weges trat ihm Amigoni entgegen. „Vortrefflich, daß ich Euch finde“, redete ihn derselbe an, „ich war schon in Eurer Wohnung, ich habe eine Mitteilung für Euch.“

„Und welche?“ fragte Beich gespannt.

„Ich habe hier ein prächtiges Modell aufgetrieben, einen Landsmann von mir — er behauptet es wenigstens zu sein, wenn ich es ihm auch nicht recht glaube. Aber ich wollte Euch auf ihn aufmerksam machen, eine Figur — prachtvoll, sage ich Euch, ich will ihn zu einem Titanen verwenden und habe den Burschen überredet, heute Nachmittag zu mir ins Atelier zu kommen, dachte aber, vielleicht könntet Ihr ihn auch brauchen, und wollte Euch deshalb einladen, Euch ihn anzusehen.“

Beich lachte. „Ich glaube, ich habe ihn schon gesehen, oder es laufen hier mehrere solcher Exemplare herum. Ist er nicht unter den Tagelöhnern unseres Freundes Potz?“

„Gewiß.“

„Nun, dann ist's derselbe. Auch mir fiel der Bursche auf und ich nehme mit Freuden Eure Einladung an. Ein Landsmann von Euch ist es aber nicht. Zwar wollte er auch mir das aufbinden, aber

sein Dialekt straft ihn Lügen. Ich habe dort unten an der Donau wohl auch dieses Kauderwelsch gehört — Lingua franca, glaube ich, nennen sie's, und die Moslems radebrechen es dann und wann auch — aber ein geübtes Ohr vermag es unschwer vom Venetianischen zu unterscheiden."

„Und dennoch möchte ich Euch widersprechen", sagte Amigoni gelassen. „Reines Venetianisch spricht unser Freund zwar nicht und ein echter Sohn der Königin der Meere ist er auch nicht, aber vielleicht ein Adoptivkind. Die ganze dalmatinische Küste hinunter herrscht ein Dialekt, wie er ihn spricht, ich vermute, daß er aus Zara oder Ragusa ist."

„Auch möglich, jedenfalls wird er einen prachtvollen Akt geben. Es ist wirklich selbstlos von Euch, Amigoni, mich auf den Burschen aufmerksam zu machen. Ich kenne Kollegen, die ein solches Modell auf das neidischste hüten, damit es ihnen nur nicht von anderen eskamotiert wird, da handelt Ihr kameradschaftlicher. Nun, wir kommen uns ja auch nicht ins Gehege, wenn Ihr ihn als Titanen verwenden wollt, so mache ich einen sterbenden Verteidiger des Halbmondes daraus. Also auf Wiedersehen, ich werde mich pünktlich einfinden."

„A rivederci", drückte ihm Amigoni die Hand. Als er aber eine Strecke weit entfernt war, murmelte der Italiener: „Schnuppre nur weiter, Du deutsche Spürnase! Dank der Madonna und Deiner Dummheit bist Du jetzt gründlich auf falscher Fährte."

Sechstes Kapitel.

Die Vettern.

Auf dem Antlitz des alten Barons Sandhorst hatte man kein Lächeln wiedergesehen, seitdem er vom Kurfürsten so ungnädig entlassen worden. Auch erblickte man ihn selten außerhalb seiner vier Wände. Einen regen Verkehr mit dem Hofe, wenn derselbe in Schleißheim war, hatte er nie unterhalten, jetzt vermied er jede Berührung mit demselben. Sein Vetter Heydom, der General und Kammerherr der Kurfürstin, war mehrere Male in Sandhorst vorgefahren, aber der alte Baron hatte sich jedesmal verleugnen und den General unverrichteter Sache abziehen lassen. Was zwischen dem Kurfürsten und ihm gesprochen, darüber schwieg er beharrlich, selbst gegen Franziska, mit welcher er sonst alles besprach. Nur aus seinem veränderten Wesen konnte dieselbe entnehmen, daß der Ausgang dieser Unterredung kein erquicklicher gewesen sei.

Mehr konnte daher Franziska auch Josephine nicht mitteilen, welche immer und immer wieder auf diese Audienz zurückkam und nur zu deutlich ihre Neugierde nach dem Hergange derselben verriet. Ja, sie wagte sogar die Höhle des Löwen aufzusuchen, wie sie sich ausdrückte, und sich eines Tages mit harmloser Heiterkeit neben den alten Baron auf dessen Lieblingsplatz am Fenster der großen unteren Stube zu setzen. Aber ihr munteres Geplauder machte ebenso wenig Eindruck

auf den Obrist als die Ausdauer, mit welcher sie den beißenden Tabaksrauch seiner Pfeife ertrug. Und als sie auf allerhand Umwegen, unter Scherzen und Neckereien sich ihrem Ziele zu nähern suchte, stand Sandhorst plötzlich auf, blies eine große Tabakswolke von sich und verließ mit den Worten: „Dich scheint die Kurfürstin geschickt zu haben!“ dröhnenden Schrittes das Gemach.

Was jedoch Josephinens liebenswürdiger Schelmerei nicht gelungen, glückte durch die Laune des Zufalls endlich doch dem General v. Heydom. Vielleicht war es auch nicht rein zufällig, sondern das Ergebnis sorgfältiger, man könnte fast sagen überwachender Beobachtung, daß Sandhorst sich auf einem seiner Inspektionsgänge durch die Fluren des Gutes plötzlich dem General gegenüber sah, so plötzlich, daß er ihm nicht mehr ausweichen konnte. Die Begrüßung war von Seiten Heydoms eine überaus herzliche, von Seiten des Obristen eine trocken höfliche. Aber dadurch ließ sich der erstere nicht abschrecken. Wie eine Klette hing er sich an Sandhorst, machte auch nicht viel Umwege, um zu erfahren, was er wissen wollte, wie seine Tochter, sondern ging direkt auf das Ziel los, indem er fragte: „Und auch Eure Vorstellungen, cher cousin, sind bei Serenissimo erfolglos geblieben?“

„Dank Eurer Fürsorge“, knurrte der Baron.

Heydom blieb stehen und wiederholte erstaunt: „Dank meiner Fürsorge?“

„So ist es und nicht anders“, nickte Sandhorst mit ingrimmigem Lächeln.

„Ihr seht mich außerstande, Eure Worte zu verstehen.“

„Hm, meine, mich deutlich genug ausgedrückt zu haben.“

„Parole d'honneur, Cousin, es ist mir unmöglich zu begreifen, was Ihr meint.“

„Dann bittet die heilige Jungfrau, Euren Verstand zu erleuchten.“

„Cousin Sandhorst —!“

„Vetter Heydom!“

Die Blicke der beiden Männer begegneten sich, der des Generals voller Unruhe, der Sandhorsts kalt und fest. Es war, als ob die Welle gegen den Fels aufschäumt. Und wie jene wieder zurückflutet, rief auch Heydom, indem er hinter einem erzwungenen Lachen seinen Rückzug maskierte: „Ihr seid hier in Eurer Einsamkeit eben nicht höflicher geworden. Aber niemand, der Euch kennt, wird deshalb mit Euch rechten, am wenigsten ich. Mich macht Ihr damit nicht irre, nein, ich danke Euch für Euren guten Rat, mich an die Jungfrau um Erleuchtung zu wenden und möchte fast glauben, daß sie meine Bitte schon erhört hat. Wenn ich Euch recht verstehe, so fandet Ihr Serenissimus verstimmt wegen des Widerspruches, den Höchstderselbe hinsichtlich des Tauschprojekts bei seiner durchlauchtigsten Gemahlin und in deren Umgebung, zu welcher auch ich zu gehören die Ehre habe, gefunden hat. Diese Verstimmung aber —“

„Von Verstimmung ist gar keine Rede“, unterbrach ihn Sandhorst rauh, im Gegenteil war der Kur-

fürst ganz der gnädige huldvolle Herr, als der er sich sonst mir bewiesen. Wenigstens anfangs, nachher freilich —"

„Ah — nachher — als die Rede eben auf das Tauschprojekt kam."

„Selbst dann noch hörte er meine Einwendungen gnädig an, ja dieselben schienen nicht ohne Eindruck auf ihn zu bleiben. Da entdeckte er, daß ich bereits vor der Audienz durch Euch von der Sache unterrichtet sei — und alles war verloren!"

„Aber wie kam er darauf? Ich bat Euch doch so dringend, cher cousin, in diesem Punkte vorsichtig zu sein."

„Wie der Kurfürst darauf kam?" widerholte Sandhorst mit seinem ingrimmigen Lachen. „Nun, er fragte eben danach."

„Aber Ihr werdet doch nicht —"

„Meine Lippen mit einer Lüge befleckt haben", fiel Sandhorst ein. „Nein, Vetter Heydom, das habe ich nicht gethan. Ich sagte dem Fürsten der Wahrheit gemäß, daß ich vorher von Euch unterrichtet sei."

„Diable!" rief der General, dem die Geduld riß, „welch' kindliche Naivität! Konntet Ihr denn nicht einen Ausweg ersinnen? Mit etwas Geistesgegenwart —"

„Sagt lieber: mit etwas Erfahrung im Lügen! Die fehlt mir freilich."

„O, wenn die Kurfürstin das erfährt", fuhr Heydom erregt fort, „ist mir, ist Josephine ihre höchste Ungnade gewiß. Wir waren es, welche ihr den Plan

vortrugen, durch Euch eine Umstimmung Serenissimi zu versuchen, schon daß derselbe mißglückt, läßt sie uns empfinden; hört sie aber gar, daß derselbe gescheitert durch Eure — wie soll ich sagen? — Eure Ungewandtheit — o, es ist nicht abzusehen, wie tief unser Sturz sein kann.“ —

Sandhorst klopfte kaltblütig seinen Pfeifenkopf aus und stopfte ihn mit großer Gemütsruhe aufs neue, während der General zornig mit dem zierlichen Krückstock auf die Hecke losschlug, an welcher sie entlang gingen.

„Und fielet Ihr in den tiefsten Abgrund der Hölle“, sagte Sandhorst gelassen, „so würde ich Euch nicht bedauern. Denn nur Euer verfluchtes Intriguenspiel ist schuld daran, daß der Kurfürst nicht mehr an Wahrheit und Ehrlichkeit glaubt. Von Euch weiß er, daß nicht das Interesse des Landes oder die Liebe zu ihm Euch Österreichs Plänen widerstreben heißt, sondern nur die Rücksicht auf den eigenen Vorteil. Und weil er das weiß, mißtraut er Euch selbst dann, wenn Ihr Eure Stimme wirklich zum Besten des Landes erhebt, mißtraut Euch und allen, welche er mit Euch verbunden wähnt. Ihn kann ich deshalb bedauern, weil er aus diesem Grunde auch gutem Rat sein Ohr verschließt; das Land kann ich bedauern, für dessen Schicksal diese Abgeschlossenheit verhängnisvoll werden wird, aber für Euch fühle ich kein Mitleid, wenn sich an Euch selbst Euer Komödienspiel straft.“

Der General hatte während dieser Worte fortgefahren, die Hecke mit seinem Stocke zu bearbeiten, ohne

den Worten Sandhorsts sonderliche Aufmerksamkeit zu schenken. Jetzt griff er das letzte Wort auf. „Komödienspiel!" wiederholte er lachend, „damit meint Ihr mich in Grund und Boden zu schmettern. Cher cousin, dies Komödienspiel ist — parole d'honneur! — oft ein weit verdienstlicheres Werk, als wie mit dem Kopf gegen die Wand zu rennen, wodurch man niemandem nützt, sondern nur seinen Schädel riskiert. Aber lassen wir das und behalten wir die Hauptsache im Auge. Wir wollen beide das Land nicht österreichisch werden lassen! Eh bien — es wird aber in kurzem österreichisch sein, wenn wir zusehen, ohne die Hände zu rühren. Der Kurfürst konferiert jeden Tag mit Graf Schlick, dem kaiserlichen Ambassadeur, während er den Gesandten Seiner Allerchristlichsten Majestät von Frankreich kaum eines Wortes würdigt. Nun werden zwar diese Verhandlungen sorgfältig mit dem Schleier des Geheimnisses verhüllt, aber bei Hof ist kein Schleier so dicht, daß nicht ein geschicktes Auge hindurchzudringen vermöchte. Wir von Euch so gering geschätzten Komödienspieler kennen bereits jetzt das Ergebnis jener geheimen Konferenzen, allerdings ist dasselbe so unerfreulich, wie man nur erwarten konnte. Der Tauschvertrag ist so gut wie perfekt, es fehlt ihm nichts mehr als der formelle Abschluß. Und sobald Graf Schlick die erforderlichen Vollmachten in Händen hat — er erwartet den Kurier aus Wien anfangs nächster Woche — wird auch die feierliche Unterzeichnung erfolgen."

„Also nur noch acht Tage bayerisch", nickte Sandhorst. Vergebens spähte der General auf seinem Antlitz

nach einem Zeichen tieferer Erregung; Sandhorst kannte seinen fürstlichen Herrn zu gut, um nicht seit der verhängnisvollen Audienz zu wissen, daß dies das Ende sein würde.

„Nur noch acht Tage bayerisch“, fuhr der General fort, „wenn wir dabei bleiben, unthätig zuzuschauen. Eben in dieser kurzen Frist liegt das Peinliche unserer Lage, das Gefährliche derselben. Könnten wir Zeit gewinnen —“

„Könntet Ihr auch eine Intrigue einfädeln“, warf der Obrist ein.

„Und wer weiß, ob wir dann nicht reüssierten“, vollendete der General, ohne sich irre machen zu lassen. „Wir haben gute Freunde am Wiener Hofe, eine große Partei dort ist dem Tauschprojekt ebenso abgeneigt als wir selbst. Also nur ein Aufschub der Entscheidung, das ist es, worauf es zunächst ankommt.“

„Ich könnte ja den Kurfürsten in Eurem Namen darum bitten“, meinte Sandhorst ironisch.

„Das würde allerdings der geradeste Weg sein“, erwiderte Heydom trocken, „und nach Eurer Ansicht daher auch der beste. Aber ehe wir denselben einschlagen, wollen wir doch noch einen anderen in Erwägung ziehen. Ohne die Vollmachten aus Wien kann Graf Schlick nicht abschließen, wenn man es also zu erreichen vermöchte, ihm diese Vollmachten vorzuenthalten, wäre der Abschluß hinausgeschoben und wir hätten wenigstens eine neue Frist erlangt.“

„Nun, Ihr habt ja so viele gute Freunde in Wien, laßt die doch dahin wirken, daß der Kaiser die Vollmachten nicht ausfertigt.“

„Vergeblich war solches Bemühen, der Kurier ist bereits mit den Vollmachten von Wien abgeritten. Wir müssen uns nach einem anderen Mittel umsehen. Wenn man den Kurier unterwegs aufhalten könnte? Jemand, der die hiesige Gegend genau kennt —“

„Wie ich zum Beispiel“, fiel Sandhorst ein.

„Gewiß, wie Ihr, Cousin“, fuhr Heydom eifrig fort. „O, für Euch wäre es eine Kleinigkeit, den Boten abzufangen. Und wäre es nicht ein prächtiges Reiterstückchen? Ihr waret ja berühmt in jungen Jahren für solche kühne Handstreiche.“

„Für *solche* Handstreiche? Daß ich nicht wüßte“, meinte Sandhorst kalt. „Ich habe mich niemals als Wegelagerer versucht und auf meine alten Tage möchte es mir doch schwer werden, das Handwerk zu lernen.“

„Wie sonderbar Ihr das nun wieder anseht! Als Wegelagerer! Habt Ihr es früher so genannt, wenn Ihr Euch in einen Hinterhalt legtet, um den Türken oder den Franzosen einen Wagenpark abzufangen oder einen wichtigen Kurier aufzuheben?“

„Früher? Ihr meint im Kriege? Wir haben jetzt aber keinen Krieg. Die Briefe, deren Ihr Euch bemächtigen wollt, gehören dem Gesandten einer Macht, welche jetzt noch zu den Alliirten unseres gnädigsten Herrn zählt. Was Ihr vorhabt, ist Raub, und ich will ebenso wenig meine Hände mit geraubtem Gut beflecken, als meine Lippen mit einer Lüge besudeln. Lebt wohl!“

Mit den Worten wandte er sich ab und schritt quer über das Feld dem nahen Walde zu. „Sand-

horst! Vetter!" rief Heydom hinter ihm her, aber vergeblich. Da stampfte er zornig mit dem Fuß auf den Boden und zischte zwischen den zusammengebissenen Zähnen hervor: „Bête!"

Siebentes Kapitel.

Schwüle Luft.

Kühlende Abendschatten senkten sich tiefer und tiefer herab auf die buntfarbigen Blumenparterres, auf die breiten Wasserbassins und plätschernden Kaskaden, auf die kurzgeschorenen Taxushecken und geradlinigen Alleen des Schleißheimer Versailles. Ein leiser Luftzug strich über die Kronen der Linden und spielte mit ihren zitternden Blättern, während er vergeblich versuchte, die lässig herabhängende schwerseidene Standarte auf dem First des Schlosses zu entfalten. Die hohen Fenster des Fürstenhauses funkelten goldig im Widerschein der sinkenden Sonne, deren letzte Strahlen über die Hochebene zitterten. Am weitgespannten Himmel, dessen Blau mit jeder Minute intensiver wurde, blitzte hie und da ein Stern auf und im Süden schwamm — jetzt noch glanzlos — die silberne Sichel des Mondes.

Diener in silberstrotzenden Livreeen öffneten die Glasthüren des östlichen Portals, aus deren mittelster eine hochgewachsene Dame in goldbrokatener Robe herausrauschte. Ihr zur Seite, oder vielmehr einen

Schritt zurück ging ihr zur Linken der Kammerherr Ihrer Durchlaucht, der General v. Heydom; mehrere Hofdamen und einige jüngere Kavaliere folgten in größerer Entfernung.

Die Dame schritt zur Balustrade des Altans, um welchen duftende Orangebäume einen Halbkreis bildeten. Ihre lebhaften graublauen Augen flogen mit einem schnellen Blick über das stille Park-Interieur zu ihren Füßen, dann blieben sie mit einem ablehnenden Ausdruck auf ihrem Begleiter haften, während die Fürstin in französischer Sprache sagte: „Ihr habt kein Glück mehr, Baron, und deshalb mag ich nichts mehr von Euren Plänen hören.“

„Vielleicht würde das Gelingen dieses Planes den Beweis liefern, Altesse, daß sich das Glück noch nicht ganz von mir gewandt hat.“

Die Kurfürstin zuckte ungeduldig die Schultern. „Den Versuch müßt Ihr jedenfalls auf eigene Hand machen, mich bitte ich dabei aus dem Spiele zu lassen. Zu viel ist es schon, was ich davon gehört habe, ohne mein Wollen habt Ihr mich zur Mitwissenden gemacht. Schon allein diesen Gedanken zu denken, geschweige denn ihn auszusprechen, ist ein Verbrechen, von dem meinen erlauchten Gemahl zu unterrichten mir fast als Pflicht erscheint. Jedenfalls seid überzeugt, Baron Heydom, daß ich auch nicht ein Wort der Fürsprache für Euch haben würde, falls Ihr durch ungesetzliche Schritte in eine unangenehme Situation kommen solltet.

Sie wandte sich, ohne den Kammerherrn weiter zu beachten, zu ihrem Gefolge: „Ich will noch eine

Promenade durch den Park machen. Bon soir, messieurs.“ Ihre Augen flogen über den Kreis und blieben einen Moment auf Josephine v. Heydom haften, so daß diese darin eine Aufforderung zur Begleitung zu erblicken glaubte und einen Schritt vortrat. Aber kaum war dies geschehen, so winkte die Fürstin der nächsten Dame. „Comtesse Marogna, darf ich bitten.“

Josephine preßte die Lippen zusammen, sie fühlte, daß sich ihr Antlitz purpurn färbte unter den schadenfrohen Blicken der Gesellschaft, welche sich nach der entlassenden Handbewegung der Kurfürstin in das Palais zurückzog, während diese, von Gräfin Marogna gefolgt, die breiten Stufen zum Park hinabschritt. Vater und Tochter Heydom blieben allein auf dem Altan.

„Aber, mon dieu, Vater, was hat das zu bedeuten?“ Josephine konnte die Thränen kaum zurückhalten, als sie mit diesen Worten auf den General zutrat.

„Die allerhöchste Ungnade“, erwiderte Heydom mit einem Seufzer, „ich habe gefürchtet, daß es so kommen würde. Wir müssen ausessen, was Sandhorsts Eigensinn uns eingebrockt hat. Mein Gespräch mit dem französischen Gesandten vor der Tafel hat mich ganz au fait gesetzt. Der Marquis machte mich mit dürren Worten für die letzte fatale Wendung verantwortlich. Ich sei es gewesen, welcher stets auf Sandhorsts Einfluß gepocht hätte, darüber habe man versäumt, an andere Hilfsmittel zu denken, welche anzuwenden jetzt zu spät sei. Als ob der Marquis damals auch nur

noch irgend ein Mittel gewußt hätte, Serenissimus von dem Tauschprojekt abzubringen, und nicht vielmehr glückselig gewesen wäre, als ich das meinige vorschlug. Aber einerlei – jetzt bin ich der Schuldige und kann den Sündenbock spielen."

„Aber wohin soll das führen?" rief Josephine verzweiflungsvoll. „Der Kurfürst ist uns nicht gewogen —"

„Weil wir entschieden die Partei seiner Gemahlin genommen haben", ergänzte der General.

„Wenn uns diese nun aber auch fallen läßt —"

„Bleibt uns nichts übrig, als den Hof zu verlassen."

„Niemals, niemals", rief Josephine heftig, „ich bin nicht dazu geschaffen, ein Leben zu führen wie Cousine Franziska."

Der General reichte seiner Tochter den Arm und begann mit ihr auf dem Altan hin und her zu promenieren. „Ehe ich es dahin kommen lasse, ma chère fille, bin ich entschlossen, das Äußerste zu wagen. Hast Du Deinen Vetter Eugen sondiert?"

„Ich fürchte, daß wir nicht auf ihn rechnen dürfen. Er weicht meinen Fragen aus und ist taub für meine Anspielungen."

„Verwünscht! Ich glaubte, er sei Dein Sklave und gehe durchs Feuer für einen freundlichen Blick von Dir."

„Dasselbe habe ich auch geglaubt. Hat er mir doch seit einem halben Jahre die Cour gemacht, daß der ganze Hof davon sprach."

„Aber wie ist es denn möglich?"

„Ein anderer ist uns zuvorgekommen.“

„Ein anderer? Ich verstehe Dich nicht.“

„Eugen ist gewarnt und zwar von seinem Vater, ja noch mehr als das. Onkel Sandhorst hat in der Voraussicht, daß wir suchen würden, Eugen für unser Unternehmen zu gewinnen, demselben geradezu verboten, sich daran zu beteiligen. Und weil sich Eugen scheut, das eingestehen zu müssen, weicht er aus und sucht jede direkte Erklärung zu vermeiden.“

„Wenn Du recht hast“, meinte der General nach einigem Nachsinnen, „und ich glaube, daß Du recht hast, dann ist es auch zwecklos, ja gefährlich, unsere Pläne vor Eugen zu decouvrieren. Wir müssen uns nach einem anderen Bundesgenossen umsehen, aber wo einen finden, zumal einen, welcher so genaue Kenntnis des Terrains besitzt wie Eugen?“

„Ich kenne einen.“

„Wen meinst Du?“

„Er gehört nicht zum Hofe.“

„Desto besser, dann kann er uns weniger verraten. Der Name?“

„Ist Euch jedenfalls unbekannt, cher papa, und eigentlich nicht, was Ihr einen Namen nennt. Der Betreffende ist nicht einmal von Adel.“

„Wie? Ein Mann aus der populace? Wo hast Du den kennen lernen?“

„In Sandhorst.“

„Dieses verwünschte Sandhorst!“

„Seid nicht böse, cher papa. Er ist der Sohn eines Försters.“

„Eines Försters, eines Bediensteten — alle Wetter, Vetter Sandhorst scheint in seinem Hause seltsamen Umgang zu dulden.“

„Ihr ereifert Euch unnötig, Papa — der Sohn des Försters Meindl ist mit Eugen und Franziska aufgewachsen, ich lernte ihn im vorigen Jahre kennen, als ich länger in Sandhorst war. Damals kam er oft dort ins Haus und verkehrte mit Franziska wie ein Bruder. Dann ging er nach Ingolstadt, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Jetzt ist er in den Ferien zu Haus und da er mir ein gewandter Bursche zu sein scheint, auch die Gegend mindestens ebenso genau kennt als Eugen, dachte ich, man könnte ihn statt desselben zu unserem Unternehmen verwenden.“

„Ich bin nicht gerne Leuten aus diesen Ständen verpflichtet,“ wandte der General ein. „Dieselben pflegen daraus das Recht zu Vertraulichkeiten abzuleiten, welche mir in den Tod zuwider sind.“

„Das ist hier nicht zu fürchten. Der junge Meindl wird es sich zur Ehre rechnen, wenn wir ihn in unsere Pläne einweihen und ihm erlauben, mitzureiten.“

„Wird er auch schweigen können?“

„Dafür glaube ich bürgen zu dürfen.“

„Und ist er sonst zu dem Wagnis brauchbar? So ein Federfuchser —“

„Er weiß Büchse und Degen wie ein Edelmann zu führen“, fiel Josephine ein. „Auch sitzt er fest im Sattel, ja weiß selbst mit einem schwierigen Pferde fertig zu werden.“

„Du scheinst den Burschen sehr genau zu kennen.“

„Ich sagte Euch schon, cher papa, daß er im vorigen Jahre oft nach Sandhorst kam und mit Eugen und Franziska wie ein Bruder verkehrte.“

„Und mit Dir?“ Der General mußte die Frage wiederholen, ehe er eine Antwort darauf erhielt, und auch dann kam dieselbe verlegen und stotternd heraus.

„Ich glaubte anfangs, zwischen ihm und Franziska bestände so etwas wie ein zartes Verhältnis. Da amüsierte es mich, ein wenig den Störenfried zu spielen und der Cousine ihren Anbeter zu entfremden.“

„Welch ein spectacle! Fi donc! Zwei Demoisselles vom ältesten Adel im Wettstreit um einen Förstersohn!“

„Ach, es war so langweilig in Sandhorst, Papa. Ich merkte übrigens auch bald, daß ich mich geirrt, daß von einem Wettstreit nicht die Rede war und Franziska zu ihm wirklich nur wie eine Schwester stand. Von dem Augenblick an hüllte ich mich in die vornehmste Reserve.“

„Du hättest niemals aus derselben heraustreten sollen, ma fille. War es auch nur ein Spiel, um Dir die Langeweile zu vertreiben, selbst im Spiel sind solche Annäherungen an die populace nicht ohne Bedenken. Kann mich daher auch noch nicht resolvieren, jetzt diesem Burschen confidencen zu machen.“

„Väterchen, Ihr nehmt die Sache zu ernst“, lachte Josephine, indem sie die Hand des Generals zärtlich streichelte. „Überlaßt es mir, den Herrn Studiosus heranzuziehen und wieder abzuschütteln. Ihr sollt nur den Vorteil davon haben, keinerlei gène. Das verspreche ich Euch.“

Der General blieb stehen und faßte seine Tochter unters Kinn, während er ihr forschend in die klugen Augen sah. „Du versprichst viel, meine Liebe; darf ich Dir auch so viel vertrauen?“ sagte er. „Wüßte ich nur einen anderen Ausweg! Angenehm ist mir dies Arrangement nicht, und nicht ohne Sorge gehe ich darauf ein. Denn Du trägst in Deiner Brust eben auch kein Stück Eis, sondern ein warmes Herz.“

„Ich bin eine Heydom, Papa“, sagte Josephine kurz.

„Darauf baue ich. Das Blut Deines Vaters fließt in Deinen Adern, das Blut einer langen Reihe adeliger Ahnen. Versuch also Dein Glück! Mein Plan ist das einzige Mittel, uns zu retablieren, und um ihn gelingen zu sehen, bedürfen wir noch eines Bundesgenossen. Was bleibt uns übrig, als ihn zu nehmen, wo wir ihn finden?“

„Wie verzweiflungsvoll Ihr das sagt, cher papa“, lachte Josephine. „Ich glaube, selbst die Hilfe des Bösen wäre Euch jetzt nicht unwillkommen. Und nun ist es nur ein armer Student, der uns aus der Not helfen kann.“

„Und dem wir“, fügte der General mit sarkastischem Lächeln hinzu, „für diese Hilfe weit weniger zu Dank verpflichtet sind als einem Kavalier vom Hofe. A revoir, ma fille.“

Er küßte sie leicht auf die Stirne und wandte sich zum Gehen. Aber als er sich umgewandt, stahl sich über Josephinens Lippen ein leiser Seufzer.

* *
*

Auf den klaren Abend war ein trüber Morgen gefolgt. Graue Wolken hingen tief zur Erde herab und aus ihren dunklen Schleiern rauschte ein feiner Regen gleichmäßig monoton hernieder. Von den Blättern der Linden tropfte es schwer und durch die schnurgeraden Gänge der Taxushecken strich mit „feuchten Schwingen“ der Südwind, lauter plätscherten die murmelnden Kaskaden und über die Blumenparterres und Rasenflächen des Parks breitete sich eine leichte, weißgraue Dunstschicht.

Still und einsam war es in den Anlagen, selbst die Arbeiter, welche unter des Österreichers Potz Leitung dieselben nach dem neuen Residenzschlosse hin fortsetzten, fehlten heute zum größten Teil. Trotzdem hatte sich der Maler Amigoni von seinem Morgenspaziergange nicht zurückhalten lassen. Ein breitkrämpiger niedriger Filz bedeckte seinen Kopf, zum Schutze gegen den Regen trug er über die Schultern einen leichten schwarzen Mantel. Schnellen Schrittes, aber unverdrossen ging er den Weg zwischen Lustheim und dem im Bau befindlichen neuen Residenzschlosse auf und nieder, so daß ihm die wenigen Arbeiter, welche heute hier beschäftigt waren, verwundert nachschauten oder auch wohl eine lachende Bemerkung über den einsamen Wanderer einander zuwarfen.

Jetzt wurde die Reihe derselben durch einen neuen Ankömmling vermehrt. Es war eine große, muskulöse Gestalt, das Gesicht zeigte den südlichen Typus, schwarze sprühende Augen und eine scharfgeschnittene, gebogene Nase, der Teint war dunkel, fast bronzefarbig zu nen-

nen. Ohne seine Kollegen anders als durch ein mürrisches Kopfnicken zu begrüßen, machte er sich an seine Arbeit, welche er mit großem Eifer betrieb. Auch als der einsame Spaziergänger an ihm vorüberkam, sah er nicht von derselben auf, sondern schien Amigoni erst zu bemerken, als dieser dicht neben ihm seinen Stock fallen ließ. Diensteifrig bückte er sich, den Stock aufzuheben und ihn dem Maler zurückzugeben. „Mille grazie!“ dankte der letztere und fügte noch einige leise Worte in italienischer Sprache hinzu. Dann setzte er seinen Weg fort, jedoch schien er seine Promenade jetzt beendet zu haben, wenigstens sahen ihn die Arbeiter nicht wieder vorüberkommen.

Unaufhörlich und unermüdlich rieselte der Regen herab, Stunde auf Stunde verging, dann läutete es in der Klause des heiligen Franziskus Mittag, die Arbeiter nahmen ihr Werkzeug zusammen und suchten das niedrige Dach ihrer Hütte auf. Auch der Riese mit dem fremdländischen Aussehen nahm den Spaten auf die Schulter und schlenderte langsam hinter den übrigen drein. Bald bog er jedoch in einen Seitenweg ein, auf welchem er, den Blicken der Kollegen entzogen, in entgegengesetzter Richtung Lustheim zuschritt. An einem der Seitenpavillons des Schlosses machte er Halt, warf einen spähenden Blick um sich her und trat dann schnell in eine Nebenthüre, ohne daß ihn ein neugieriges Auge bemerkt hätte.

Kaum eine Minute später stand Achmed, der entsprungene Türke, vor dem Maler Amigoni in dessen Atelier. Von der zerrissenen wollenen Decke, die ihm

um die Schultern lag, rieselte das Wasser herab, aus den Ärmeln seiner Jacke, aus seinen Beinkleidern, von seinem Hut sickerte es in großen Tropfen zur Erde; als sei er ein defektes Wasserreservoir, so bildete sich auf der Stelle, wo er stand, sofort ein kleiner See. Amigoni betrachtete ihn mit offenbarem Mißvergnügen. „Bagnato da capo a piedi!“ [1] rief er ihm zu, „Du setzest mir das ganze Atelier unter Wasser. Schnell heraus mit Deinen Nachrichten.“

„Sie sind wieder zusammen gewesen“, grinste Achmed.

„Wann?“

„Gestern Abend.“

„Wo?“

„Im Walde — nahe der Stelle, wo Ihr mich damals“ — der Türke machte die Geberde des Zustoßens.

„Cospetto! Überraschtest Du sie?“

„Nein. Wie Ihr mir befohlen, hatte ich mich zu seinem Schatten gemacht und ihn seit Mittag nicht aus den Augen verloren. Sobald er das Haus seines Vaters verließ, heftete ich mich an seine Sohlen und wich nicht eher von ihm, als bis er das Haus wieder betreten. So auch nach Sonnenuntergang. Aus meinem Versteck sah ich ihn im Scheine des Mondes über die Schwelle treten und in den Wald hineingehen. Behutsam schlich ich ihm nach, er verfolgte den Pfad am Bache entlang, da kam sie ihm entgegen.“

---

1) „Naß vom Kopf bis zu den Füßen“.

„Demonio!" Der Maler wandte sich ab und machte sich mit einer seiner Skizzen zu thun, bis der Türke seinen Bericht beendet hatte.

„Sie redete ihn an", fuhr derselbe fort, „und dann gingen sie in eifrigem Gespräche mit einander auf und ab. Zuweilen blieben sie auch wohl stehen und dann faßte er ihre Hand und küßte dieselbe. Zuletzt kniete er vor ihr, da hob sie ihn auf und legte die Arme um seinen Hals —"

„Maladizione!" Der Maler drehte sich hastig um und stampfte mit dem Fuß auf den Boden. Sein Antlitz war marmorbleich, die starken schwarzen Augenbrauen hatten sich in eine einzige, unheilverkündende dunkle Linie zusammengezogen. Zischend kam der Fluch zwischen den auf einander gepreßten Lippen hervor. „Weiter!" herrschte er den Türken an, als dieser unwillkürlich innehielt.

„Man hörte von weitem den Hufschlag eines Pferdes, da trennten sie sich. Er ging der Richtung zu, woher das Geräusch kam, sie nach der entgegengesetzten Seite."

„Und Du?"

„Ich folgte ihm. Als er dem Reiter begegnete, rief er demselben einige deutsche Worte zu, die ich nicht verstand, worauf auch der Reiter nur mit einem Kopfnicken antwortete und dann sein Pferd in Trab setzte."

„Kanntest Du den Reiter?"

„Nein, nur seinen Rock. Es war so ein verwünschter hellblauer Rock, wie ihn alle Krieger des ‚blauen Königs' tragen."

„Wohin wandte er sich nachher?“

„Er wanderte noch lange im Walde umher, aber ich ließ ihn nicht aus den Augen. Erst als der Mond unterging, kehrte er in das Haus seines Vaters zurück.“

„In Sandhorst ist er nicht gewesen?“

„Nein, aber in der Nähe, an der anderen Seite der Straße. Man kann dort das weiße Haus durch die Bäume scheinen sehen. Dort hat er lange gestanden.“

„Es ist gut. Geh. Heute Abend nach Sonnenuntergang komm' wieder.“

Der Türke legte die Hand auf Brust und Stirne, verneigte sich demütig und verschwand. Amigoni starrte lange auf die Stelle, wo er gestanden, und auf den See, welchen er zurückgelassen. Vor seinen Augen flimmerte es, blutrot dünkte ihm die Stelle.

Mit einer hastigen Bewegung fuhr er aus seinem Nachsinnen auf und trat zur Staffelei. Seine flammenden Augen sogen sich an dem Bilde der Madonna fest, an dem er vorhin gemalt. „Wie fromm war ich“, flüsterte er, „wie still war es in mir, als wie ein Sonntagmorgen, wenn ich hier saß und diese holden Züge festbannte auf die Leinwand. Und nun haben diese schwellenden Lippen einen anderen geküßt, haben ihm Liebesworte zugestammelt, und ihre Augen haben ihn angestrahlt voll seliger Verheißung. Zum Teufel mit der Weichherzigkeit! Mir gehört sie, aus den Armen jenes türkischen Sklaven habe ich sie mir erobert, und — demonio! — jetzt soll ich sie einem anderen lassen, diesem bartlosen Milchgesicht, dessen blödes Auge

nicht einmal zu sehen vermag, welch' ein Schatz von Anmut und Schönheit in diesen Zügen liegt! Nie und nimmermehr! Eher soll —" Seine Stimme erstarb in unverständlichem Murmeln, seine Hände ballten sich krampfhaft und seine Augen funkelten in dämonischem Haß.

*   *
*

Fräulein Josephine v. Heydom saß zu derselben Zeit in der Antichambre Ihrer Durchlaucht der Frau Kurfürstin.

Sie wartete.

Ihre Durchlaucht hatten heute Morgen noch nicht die Gnade gehabt, nach ihr zu fragen, trotzdem Fräulein v. Heydom heute den Dienst hatte. Die Fürstin hatte die Frau Oberhofmeisterin befohlen, später Comtesse Marogna, die zweite Hofdame, es schien, als ob für sie auf der Welt ein Fräulein v. Heydom gar nicht mehr existierte. Die genannten Damen waren an Josephine vorüber gerauscht in die inneren Appartements, Comtesse Marogna nicht ohne ein süffisantes Lächeln. Josephine war vollständig überflüssig — aber sie wartete.

Sie war allein im Gemach, in welchem man nichts hörte als wie das von außen hereindringende monotone Rauschen des fallenden Regens. Achtlos öffnete sie dann und wann den federgesäumten Fächer, betrachtete die arkadische Schäferscene, welche darauf abgebildet war, mit einem Ausdruck, dem man deutlich anmerkte, daß ihr gar nicht zum Bewußtsein kam, was ihre Augen sahen, und schloß ihn dann wieder mit derselben acht-

losen Gleichgültigkeit. Da wurde leise die Thüre geöffnet, welche in das äußere Vorzimmer führte, und ein jugendliches Gesicht schaute spähend herein. Josephine wandte den Kopf und begrüßte mit einem leichten Neigen des schönen Hauptes ihren Vetter Eugen, welcher jetzt die Thüre ebenso behutsam hinter sich zuzog als er sie geöffnet.

„Eine Ahnung sagte mir, hier würde ich Euch finden, schöne Cousine, und siehe da, diese Ahnung hat nicht gelogen", lächelte er, indem er mit der Linken die Enden des zierlichen Bärtchens drehte, welches seine Oberlippe zierte.

„Eine Ahnung, Vetter?" wiederholte Josephine fragend. „Das ist sehr zart ausgedrückt. Aber der Wahrheit kommt Ihr vielleicht näher, wenn Ihr sagt, daß Ihr voraussetzen durftet, eine in Ungnade gefallene Hofdame in der Antichambre und — allein zu finden."

„Wie, was? Ungnade? Ich höre das erste Wort davon."

„Sonst hättet Ihr Euch vielleicht nicht hierher verirrt."

Eugen führte Josephinens Hand an seine Lippen. „Wie grausam Ihr seid, Cousine", lächelte er, „mich einer solchen Unbeständigkeit anzuklagen. Ich glaube übrigens noch nicht an die Ungnade, das Wort klingt viel zu gewichtig für eine vorübergehende Laune eines allerhöchsten Hauptes."

„Pst, pst", warnte Josephine, „sprecht hier nicht zu laut von Laune, die Wände haben Ohren."

„Ohren und Augen", warf Eugen hin, aber sein Blick heftete sich forschend bei den Worten auf Josephinens Antlitz.

„Die Augen brauchen wir nicht zu fürchten", erwiderte Fräulein v. Heydom unbefangen, „es sei denn, daß Ihr doch nicht ganz ohne Sorge um Euch selbst fortfahrt, mir hier die Zeit zu vertreiben."

„Die Sorge um mich selbst, Ihr habt es getroffen, Josephine, nur gebt den Worten einen anderen Sinn. Die Sorge um mich selbst sollte mich freilich Eure Gesellschaft meiden lassen, denn mein ganzes Selbst verliere ich in Eurer Nähe und werde zum willenlosen Sklaven."

„Süperbe, Cousin, Ihr werdet galant, das ist reizend", lachte Josephine, indem sie sich kokett hinter ihrem Fächer versteckte.

„Es ist mehr als Galanterie, Josephine", fuhr er lebhaft fort, „wenn ich mich Euren Sklaven nenne. Bei allem, was ich thue und treibe, ist mein einziger Gedanke: ‚Werde ich so Josephine gefallen?' Ihr seid mein Gewissen, Euer Bild steht vor mir Tag und Nacht —"

„Aber, Vetter", unterbrach ihn Josephine lachend, indem ihre schwarzen Augen ihn über den Federsaum des Fächers funkelnd ansahen, „das ist ja eine förmliche Liebeserklärung. Ihr werdet zu ernst, auch führt Euch Eure Einbildungskraft und der Wunsch, mir etwas Angenehmes zu sagen, zu weit. Denn vor allem ist es doch der Wille Eures Herrn Vaters, welcher Euch als Gesetz gilt. Und mit vollem Recht. Die Ermah-

nungen eines erprobten Ehrenmannes, wie Onkel Sandhorst, sind weit mehr geeignet, einem jungen Kavalier zur Richtschnur zu dienen, als die krausen Launen eines Hoffräuleins."

„Ihr verhöhnt mich, Josephine, Ihr wollt es nicht sehen, nicht hören, welch' glühende Leidenschaft für Euch mich verzehrt, nicht wissen, daß jeder Schlag dieses Herzens Euch gehört, daß ich mir kein Glück denken kann ohne Euren Besitz —"

Wiederum unterbrach ihn Josephine mit ihrem hellen Lachen. „Illusionen, lieber Vetter, weiter nichts", rief sie. „Ihr müßt mehr vergleichen. Ist Comtesse Marogna zum Beispiel nicht viel hübscher als ich? Oder gar die Baronin Frohmannsdorf mit dem seelenvollen blauen Auge? Seht sie Euch nur einmal genau an und ich bin überzeugt, daß ich unendlich daneben verlieren werde."

„Niemals, Josephine, niemals!"

„Wenn jetzt noch nicht", scherzte sie, indem sie die weißen Schultern zuckte, „so doch jedenfalls später, wenn Ihr wirklich meinen Besitz errungen hättet, von dem Ihr Euch jetzt ein so großes Glück versprecht. Ja, ja, Vetter, runzelt nur nicht so die Stirne und zieht die Brauen nicht so drohend zusammen, es steht Euch nicht gut, Ihr seht viel hübscher aus, wenn Ihr lacht. Es ist so, wie ich Euch sage, hinterher würden Euch die Augen aufgehen und Ihr würdet bei anderen weit größere Vorzüge entdecken als bei mir. Ich kenne Euer starkes Geschlecht, und Euch, cher cousin, habe ich auch die Ehre gehabt, ein wenig kennen zu lernen."

Wie reizend der kleine volle Mund aussah, als die Worte so über die roten Lippen sprudelten! Und wie schelmisch die schwarzen Augen über dem koketten Stumpfnäschen den Offizier anlachten. Es war rein um einen Liebhaber zur Verzweiflung zu treiben.

Eugen trat ihr einen Schritt näher und faßte trotz ihres Sträubens die kleine weiße Hand. „So entkommt Ihr mir nicht, Josephine“, sagte er in leiserem Tone, aber mit vor Aufregung zitternder Stimme, „ich lasse mich nicht so abweisen. Habt Ihr einen anderen gehört, so sollt Ihr auch mich hören.“

„Einen anderen? Mon dieu, ich weiß nicht, wen Ihr meint, Cousin. Aber bitte, laßt meine Hand los, es thut mir weh, wie Ihr sie drückt. Ich höre Euch ja schon lange geduldig an und will Euch auch noch länger zuhören, vorausgesetzt, daß meine gnädigste Gebieterin mir die Zeit dazu läßt.“

„Verstellt Euch nicht, Josephine, Ihr wißt recht gut, wen ich mit dem anderen meine. Euer heutiges Benehmen macht den Verdacht, den ich gestern Abend gefaßt, zur Gewißheit. Als ich gestern von Sandhorst zum Schloß zurückritt, begegnete mir Xaver Meindl. Er rief mir ‚Guten Abend‘ zu in einem eigenen triumphierenden Tone; ich gab meinem Pferde die Sporen, weil ich keine Lust hatte, mich in ein Gespräch mit ihm einzulassen, aber der Gedanke verfolgte mich, was der Federfuchser so spät am Abend noch im Walde zu suchen hätte und was ihn gar in so gute Laune versetzt. Darüber grübelte ich nach; als ich im Stall mein Pferd abgegeben und der Wachtstube zuschritt, wo ich

Euren Bruder zu finden hoffte, da sah ich im Mondschein eine weibliche Gestalt schnellen Schrittes von der Richtung des Waldes herkommen und auf das Schloß zueilen. Ich blieb hinter einer Hecke stehen, die Dame ging an der anderen Seite derselben vorüber, ohne mich zu bemerken, ich aber erkannte sie genau, diese Dame waret Ihr, Josephine!"

Sie schlug ihn mit dem Fächer auf die Hand, welche die ihrige festhielt. „Wenn Ihr mich erkannt habt, war es recht unartig von Euch, daß Ihr mich nicht begrüßtet und zum Schloß begleitetet. Und jetzt laßt meine Hand los, ich fürchte, die blauen Flecke von Eurem Drücken werden gar nicht wieder fortgehen."

„Erst beantwortet mir eine Frage, Josephine, ich beschwöre Euch, laßt mich nicht ohne Antwort. Habt Ihr gestern Abend Xaver im Walde getroffen?"

„O weh, Daumschrauben, echte, wirkliche Daumschrauben! Wer giebt Euch ein Recht dazu, Cousin Sandhorst?"

„Meine Liebe, Josephine."

„Wißt Ihr wohl, daß Eure Frage sehr kränkend ist, ja geradezu beleidigend? Ich werde mit Max sprechen, er soll Euch fordern und mit dem Degen dafür bestrafen, daß Ihr so widerwärtig seid."

„O, fände doch sein Degen den Weg zu meinem Herzen! Aus Euren ausweichenden Antworten höre ich nur die Bestätigung dessen heraus, was ich gefürchtet. Xaver gehört Eure Liebe, den Förstersohn, den Federfuchser zieht Ihr mir vor —"

„Kein Wort mehr, Baron Sandhorst, der Spaß geht zu weit", unterbrach ihn Josephine, indem sie mit einer energischen Bewegung ihre Hand befreite und einen Schritt zurücktrat. „Was werft Ihr mir eigentlich vor? Daß ich gestern Abend noch eine Promenade durch den Park gemacht habe? Eh bien, das ist wahr, aber doch kein Verbrechen. Daß ich auf dieser Promenade mit dem Studiosus Meindl zusammengetroffen bin? Auch das ist wahr, ich habe sogar mit ihm gesprochen. Was folgert Ihr nun aber daraus? Daß mir der Student ebenso närrische Geständnisse gemacht als Ihr vorhin, oder gar, daß ich mit ihm — es ist affreux, so etwas zu denken, geschweige auszusprechen — eine Liaison entriert? Bei der heiligen Jungfrau, wenn Ihr es nicht wäret und ich nicht trotz alledem eine gewisse Teilnahme für Euch fühlte" — die schwarzen Augen blitzten bei den Worten so verführerisch über den Fächersaum herüber — „wahrhaftig, ich schickte Euch Max, um Genugthuung zu fordern."

„Verzeiht mir, Josephine, wenn ich zu weit gegangen —"

„Ach was, Euer Verstand ist spazieren gegangen, beeilt Euch, ihn wieder einzufangen. Denn Ihr braucht ihn zu dem, was ich Euch noch zu sagen habe. Mein Zusammentreffen mit Herrn Meindl war nicht zufällig, sondern verabredet."

„Cousine —!"

Sie schloß heftig den Fächer und sah ihm voll in die Augen. „Cher cousin, wir brauchen Bundesgenossen, unsere Verwandten wenden sich von uns ab,

da habe ich einen alten Freund um seine Hilfe gebeten, die er mir auch zugesagt hat. Das war der Zweck unserer Zusammenkunft, welche übrigens — ich bitte darauf zu achten, Vetter — mit ausdrücklicher Genehmigung meines Papas stattgefunden hat."

„Aber warum fragtet Ihr mich nicht erst, Josephine, ehe Ihr Euch an Meindl um Unterstützung wandtet?"

„Weil Ihr mich abgewiesen hättet", sagte Josephine kurz, indem sie ihm den Rücken zukehrte und zum Fenster trat. „Oder könnt Ihr es leugnen, daß Euer Vater Euch verboten hat, an der Ausführung unseres Planes teilzunehmen?"

„Nein, ich leugne es nicht, aber ich werde mich über dies Verbot hinwegsetzen."

„O nein, dazu möchte ich Euch nicht veranlassen. Ein gehorsames Kind ist so etwas Schönes und Braves."

„Sagte ich Euch nicht schon vorhin, Josephine, daß Ihr mein Gewissen seid, daß ich bei allem, was ich thue, nur daran denke, Euch zu gefallen? Seht hier die Bestätigung. Befehlt, was geschehen soll, Ihr werdet mich bereit finden."

Sie wandte sich halb nach ihm um. „Ist das Euer Ernst, Vetter?"

„Könnt Ihr daran zweifeln?"

„Dann sagt dasselbe meinem Vater. Er wird Euch die nötigen Details geben."

„Laßt mich ihm auch noch etwas anderes sagen, laßt mich ihm sagen, daß das Glück meines Lebens in Eurer Hand liegt —"

„Kein Wort davon! Papa ist jetzt viel zu beschäftigt, um ihm mit solchen Sachen zu kommen. Erst muß unser Unternehmen geglückt sein."

„Ihr traut mir nicht, Josephine."

„Nous verrons! Jedenfalls verdient Ihr eine kleine Strafe für Eure unartigen Worte von vorhin."

„Aber wenn wir reüssiert haben, wenn Eures Vaters Plan gelungen ist, dann, Josephine, dann" —

„Nous verrons, nous verrons." Sie verbarg sich wieder hinter dem Fächer. „Still, ich höre die Stimme der Kurfürstin. Ihro Durchlaucht braucht uns hier nicht zu überraschen. Macht, daß Ihr fortkommt, Vetter!"

Achtes Kapitel.

Historische Reminiscenzen.

Ehe wir in unserer Erzählung fortfahren, möge der geneigte Leser gestatten, daß wir einige historische Daten in sein Gedächtnis zurückrufen.

Am 1. November 1700 war König Karl II. von Spanien kinderlos gestorben und mit ihm die ältere Linie des Hauses Habsburg erloschen. Sein Nachlaß — die große spanische Weltmonarchie, welche damals außer Spanien selbst und den ausgedehnten Kolonieen auch noch in Europa die katholischen Niederlande (das jetzige Belgien) und halb Italien, nämlich Neapel mit

Sizilien und das Herzogtum Mailand, umfaßte — wurde zu gleicher Zeit von drei Seiten angesprochen: Ludwig XIV. war mit einer Schwester des Erblassers vermählt gewesen, mit der ältesten Tochter Philipps IV., und verlangte daher die spanische Krone für seinen Enkel, Philipp von Anjou; der Kaiser Leopold I. bestritt diesen Anspruch, da Ludwig XIV. bei seiner Vermählung allen Ansprüchen auf Spanien ausdrücklich entsagt hatte, und prätendierte vielmehr die Succession auf den Thron Spaniens für seinen Sohn Karl. Er stützte sich dabei auf die gemeinsame Abstammung seines und des spanischen Hauses von Ferdinand dem Katholischen und Isabella von Kastilien,[1] sodann darauf, daß seine Mutter, die spanische Prinzeß Maria Anna und seine erste Gemahlin die spanische Prinzeß Margareta gewesen sei, ebenfalls eine Tochter Philipps IV. und also eine Schwester des Erblassers.

Hiergegen wandte man von französischer Seite ein, daß der Erzherzog Karl, welcher vom Kaiser als Prätendent aufgestellt wurde, gar nicht dieser Ehe, sondern einer späteren Ehe Leopolds mit Eleonore von Pfalz-Neuburg entsprossen sei, die spanische Prinzeß Margareta hingegen dem Kaiser nur eine Tochter ge-

1) Johanna, die Erbtochter Ferdinands und Isabellas vermählte sich mit dem Erzherzog Philipp von Österreich. Dieser Ehe entsprossen: Kaiser Karl V. (als König von Spanien Karl I. genannt, der Stifter der spanischen Linie) und Erzherzog (später Kaiser) Ferdinand I., der Stifter der deutschen Linie des Hauses Habsburg.

schenkt habe, Maria Antonia, die verstorbene erste Gemahlin des Kurfürsten Max Emanuel von Bayern. Deren Nachkommenschaft könne auf österreichischer Seite allein in Betracht kommen.

In der That erhob Max Emanuel von Bayern als dritter für seinen und der Erzherzogin Maria Antonia Sohn, den Kurprinzen Joseph Ferdinand, Anspruch auf die spanische Erbschaft, wobei er durch die Rivalität der beiden großen Häuser Bourbon und Habsburg, sowie durch die Unterstützung König Wilhelms III. von England begünstigt wurde, welcher die spanische Gesamtmonarchie ebenso ungern von seinem alten Gegner Ludwig XIV. abhängig, als wie mit der schon so bedeutenden Macht Österreichs vereinigt sehen wollte. In einem von allen Beteiligten gebilligten Testament setzte ein Jahr vor seinem Tode Karl II. von Spanien den bayrischen Kurprinzen zum Thronfolger ein, der Erzherzog Karl sollte mit dem Herzogtum Mailand, Philipp von Anjou mit Neapel und Sizilien abgefunden werden. Max Emanuel selbst wurde zum Generalvikar der spanischen Niederlande ernannt und eingeladen, seinen Sohn nach Madrid zu begleiten, welchem bereits der Titel eines Prinzen von Asturien beigelegt war. Aber ehe es noch zur Abreise kam, erkrankte der junge Prinz und starb zu Brüssel am 6. Februar 1699.

Nun begann der alte Wettstreit von neuem. Österreich und Frankreich beschuldigten sich gegenseitig, den Kurprinzen aus der Welt geschafft zu haben, Max Emanuel selbst glaubte nicht, daß sein Sohn eines natürlichen Todes gestorben sei, Gift, meinte er, habe

dessen Tage verkürzt und sein Argwohn richtete sich nach Wien; die vielen Franzosen in seiner Umgebung bestärkten ihn darin und ebenso seine vor kurzem heimgeführte zweite Gemahlin, eine Tochter des ritterlichen Johann Sobieski von Polen, in deren Adern aber von mütterlicher Seite französisches Blut floß.

Mit jedem Tage wuchs der französische Einfluß; besser als die kaiserlichen Minister wußte Ludwig XIV. das Bündnis mit einem Fürsten zu schätzen, welcher, selbst ein erprobter Heerführer, über zwanzigtausend Mann wohlgeschulter Truppen disponierte, welcher als Generalvikar der Niederlande den Oberbefehl über die wichtigen belgischen Festungen hatte und dessen Erbland in Deutschland den französischen Truppen den besten Stützpunkt für ihre Operationen gegen Wien bieten konnte. Die Agenten des roi soleil (König Sonne, wie die Höflinge Ludwig XIV. nannten), operierten mit demselben Talent und demselben Glück in Brüssel wie in Madrid; gelang es ihnen hier, ein neues Testament vom König von Spanien zu erlangen, in welchem nunmehr der Enkel des französischen Königs Philipp von Anjou als Erbe eingesetzt wurde, so wußten sie in Brüssel den Kurfürsten zu der Erklärung zu bestimmen, daß er auf Grund dieses Testaments Philipp von Anjou als König von Spanien nach Ableben des jetzigen Herrschers anerkennen und ihm, beziehungsweise den Truppen seines Großvaters, also französischen Regimentern, die belgischen Festungen übergeben werde. Als Entschädigung dafür ward Max Emanuel der erbliche und eigentümliche Besitz der spanischen Niederlande

als eines souveränen Königreichs zugesichert. Auf Grund dieser Abmachungen öffnete der Kurfürst denn auch in der That drei Monate nach dem Tode Karls von Spanien — am 7. Februar 1701 — die formidable Reihe der wichtigen Grenzfestungen Ostende, Nieuport, Oudenarde, Ath, Mons, Charleroi, Namur, Luxembourg den Truppen Ludwigs XIV. und ließ im ganzen Lande Philipp von Anjou als König von Spanien huldigen. Er selbst kehrte nach München zurück, setzte seine Armee auf den Kriegsfuß und nahm eine drohende Haltung gegen Österreich an.

Jetzt erst erkannte man in Wien, welchen Fehler man begangen, indem man keinen Schritt gethan, Bayerns Kurfürsten für sich zu gewinnen. Auch England und Holland drängten am Kaiserhofe dahin, jetzt noch in elfter Stunde Max Emanuel um jeden Preis auf die antifranzösische Seite hinüberzuziehen, ja sie stellten sogar dem stets geldbedürftigen Österreich zu diesem Zweck bedeutende bare Mittel zur Verfügung. Zwei Millionen Gulden, der kaiserliche Oberbefehl im Reich und die Statthalterschaft der Niederlande — darin bestand das erste Angebot, welches der Kaiser machte, wenn Max Emanuel mit zwanzigtausend Mann der Allianz gegen Frankreich beitreten wolle. Höhnisch antwortete der Kurfürst, der kaiserliche Schatz habe ihm noch nicht einmal das Heiratsgut seiner ersten Gemahlin, der Erzherzogin Maria Antonia, auszahlen und ebenso wenig ihn für seine Aufwendungen in den Türkenkriegen entschädigen können, woher derselbe jetzt zwei Millionen nehmen wolle? Was ferner den Oberbefehl im

Reiche anlange, so sei derselbe schon vergeben, nämlich an den Markgrafen von Baden, und der Kaiser könne dies Amt doch nicht zweimal austeilen; die Niederlande endlich seien in den Händen Frankreichs, von dem er, der Kurfürst, sie sich erst zurückerobern müsse, wenn er dort Statthalter werden wolle. Diese Anerbietungen seien daher, wie alles übrige, was ihm bisher von Österreich geboten sei, leere Versprechungen, auf die er gar nicht eingehen könne.

Indessen hatte der Kaiser mit der Erklärung, daß er die testamentarische Einsetzung Philipps von Anjou zum König von Spanien nicht anerkenne und nach wie vor für seinen Sohn, den Erzherzog Karl, die Succession prätendiere, eine Armee unter Prinz Eugen in das Herzogtum Mailand einrücken lassen und damit thatsächlich den Krieg gegen Frankreich begonnen. England und Holland ergriffen seine Partei, und wiederum waren es diese Mächte, welche nicht allein zu einem nochmaligen Versuche drängten, Max Emanuel zu gewinnen, sondern auch darauf bestanden, ihm jetzt wirklich etwas Reelles zu bieten. Eine Königskrone — so erklärte England, in dessen Politik der energische und praktische Geist Wilhelms III. noch über den Tod des großen Oraniers hinaus fortlebte — die Königskrone Belgiens habe Ludwig XIV. dem Wittelsbacher geboten, die Alliierten dürften daher hinter diesem glänzendem Gebot nicht zurückbleiben, wenn sie den ehrgeizigen und prachtliebenden Mann zu sich herüberziehen wollten. Kein Geringerer unter den österreichischen Diplomaten als Graf Kaunitz war es, welcher auf das energischste

diese Ratschläge beim Kaiser befürwortete und es bei seinem Herrn durchsetzte, daß der Graf v. Schlick mit neuen Vollmachten nach München geschickt wurde. Was der Graf diesmal dem Kurfürsten mitbrachte, wissen unsere Leser bereits — die schönste Dependenz der spanischen Monarchie, Neapel und Sizilien. Allerdings sollte der Wittelsbacher dafür sein altes Stammland abtreten, aber unsere Leser wissen auch schon, daß der schimmernde Glanz der Krone beider Sicilien zu verlockend auf Max Emanuel wirkte, um ihn nicht auch dies Opfer bringen zu lassen. Mit nur schwach verhüllter Freude ging er auf die neuen österreichischen Anerbietungen ein und beauftragte trotz aller Anstrengungen der von seiner Gemahlin geleiteten französischen Partei am Hofe seinen Lieblingsminister, den Grafen v. Monasterol, die Präliminarien eines Allianz- und Tauschvertrages mit dem kaiserlichen Gesandten festzusetzen.

Unter den obwaltenden Umständen ging die Arbeit der beiden Diplomaten schnell von statten und war bald soweit vollendet, daß dem Vertrage nur noch der formelle Abschluß fehlte. Zu diesem bedurfte Graf Schlick einer Spezialvollmacht seines kaiserlichen Herrn, um die er in Wien nachsuchte und von dort zur Antwort erhielt, dieselbe werde umgehend ausgefertigt werden. Er teilte dies dem kurbayrischen Minister mit und kam mit ihm überein, den 24. August zur feierlichen Vollziehung des Allianz- und Tauschvertrages festzusetzen. Bis zu diesem Termin konnte Graf Schlick sicher darauf rechnen, seine Vollmacht in Händen zu haben.

Neuntes Kapitel.

Der Kurier des Kaisers.

Von München nach dem etwa zehn Meilen entfernten Schleißheim führt der sogenannte Fürstenweg, eine schnurgerade Straße, welche dem Kurfürsten Maximilian I., dem mächtigen Haupt der katholischen Liga, dem treuen Freund und Bundesgenossen Kaiser Ferdinands II., ihre Anlage verdankt.

Still und öde liegt jetzt diese Straße, welche einst, wenn der kurfürstliche Hof in Schleißheim residierte, zu den belebtesten im Lande gehörte. Denn dann bewegte sich auf ihr der gesamte Verkehr zwischen dem üppigen und anspruchsvollen Hoflager und der Hauptstadt. Prächtige sechsspännige Karossen und hochbepackte Fourgons rollten darüber hin, Kuriere in bunten Röcken mit den Wappen der verschiedensten Fürsten sprengten die Straße entlang, Truppendetachements zogen mit klingendem Spiel vorüber und dazwischen suchte ein ländliches Ochsengespann oder ein einfacher bürgerlicher Mietwagen seinen Weg.

Es war am Abend des 23. August. Schattenlos und staubig dehnte sich die gerade Straße über die Ebene. Die Glut des Sommertages war noch nicht dem frischen Gebirgswind gewichen, welcher gegen Abend kühlend über das Münchener Plateau zu streichen pflegt. Die trägen Bewegungen und hängenden Köpfe der Pferde, die abgespannten Züge der Menschen, der dicke Staub auf Röcken und Wagendecken, auf Sattel und

Zaumzeug — alles legte Zeugnis davon ab, welch ein heißer Tag zu Ende ging. Langsam schritten auch die Pferde der beiden Reiter dahin, welche von München die Straße daherkamen. Der eine von ihnen trug einen kanariengelben Rock mit blauem Kragen und Aufschlägen, auf dem Arm aber einen silbernen Wappenschild, auf welchem man die Raute und gekreuzten Schwerter von Kursachsen sah. Der Rock des anderen Reiters war dunkelgrün mit amarantfarbenen Aufschlägen, sein Dreispitz mit einem schwarzgelben Federstutz geziert und sein Arm mit dem kaiserlichen Doppeladler geschmückt. Weiße Lederhosen und blankgewichste, wenn jetzt auch mit Staub überzogene hohe Stiefel vollendeten das Kostüm. Große geschlossene Ledertaschen mit den in Silber und Gold eingepreßten Wappen der beiden Staaten an breiten Gürteln bezeichneten wie die Livree die Männer als Staatskuriere.

„Teremtette, 's ist sich sakermentsch heißer Tag heut", meinte der mit dem Doppeladler in dem charakteristischen Deutsch der Ungarn, während er den Dreispitz lüftete und mit der Rechten die Schweißtropfen von der Stirne wischte. „Ist's halter noch weit nach Schleißheim, Kamerad?"

„Ihr reitet den Weg zum ersten Male?" fragte der Kanariengelbe zurück.

„Freilich", nickte der Kaiserliche.

„Ei, Herrcheses, dann wird's Euch noch lang werden. Seht Ihr dort den Kirchturm? Das ist Feldmoching, damit haben wir erst ein Drittel des Weges zurückgelegt."

„Wohl. Wird sein eine Tscharda in dem Dorf, wo man ausruhen kann und essen und trinken.“

„Wir kommen nicht durch das Dorf; das bleibt linker Hand liegen.“

„Ebadta! Klebt mir die Zunge am Gaumen und knurrt mein Magen wie ein Kettenhund. Bin heute früh um fünf Uhr ausgeritten, Nachmittags um drei nach München gekommen, glaubte, mein Arbeit sei gethan, könnte mir anschau'n blanke Stadt — nix da — durft' nit einmal vom Gaul herunter — nix zu essen, nix zu trinken — mußt gleich weiter zum Gesandten nach Schleißheim. Ist sich schon a Dienst sakermentscher, Dienst von Kurier kaiserlichem.“

„Es geht mir nicht besser, Kamerad“, meinte der Sachse. „Ich habe auch Hunger und Durst. Aber was ist zu machen?“

„Reiten wir weit um über das Dorf da?“

„Ei, Herrcheses, ja — das ist freilich zu weit. Da wüßte ich 'was Besseres.“

„Heraus damit, Kamerad. Der Stephan Mauros wird Euch traktieren, wenn Ihr ihm verhelft zu einem kühlen Trunk.“

„Dort, wo die beiden Pappeln stehen, führt ein Weg ab und in kurzer Zeit zu einem Haus. Gott Strambach! Ein Haus ist's eigentlich nicht, sondern nur eine Bretterhütte. Es wird nämlich nur im Sommer dort gewirtschaftet, wenn der Hof in Schleißheim ist, dann gehen die Hofbedienten gerne hin, weil dort nicht nur merschdendeels ein gutes Bier,

sondern auch ein vortrefflicher roter Ungarwein verzapft wird."

„Wein aus Ungarland!" Der Kurier strich sich schmunzelnd den steifgewichsten Schnurrbart und gab seinem Pferde die Sporen, so daß das müde Tier in einen trägen Trab fiel. „Vorwärts, Kamerad", rief er dem Sachsen zu, „eilt Euch, daß wir an die Quelle kommen."

Der Kanariengelbe folgte der Aufforderung und bald war die Stelle erreicht, wo der Feldweg von der Landstraße abbog. Einige Minuten später hielten die Reiter vor dem Wirtshause.

Ein solches war es nun allerdings nicht zu nennen, darin hatte der Sachse recht. Es glich eher — worauf auch die Lage hinwies — einer Bretterhütte, wie sie sich wohl die Feld- und Waldhüter zum Schutz gegen des Wetters Unbill zu errichten pflegen. Jedoch ragte ein eisernes Rohr aus dem Dache hervor und der demselben entströmende Rauch verkündete, daß sich im Innern der Hütte ein Kochherd befand, von dessen Thätigkeit auch ein Geruch von gebratenem Fett und Zwiebeln Zeugnis ablegte. An einem roh gezimmerten Tisch vor der Hütte saßen zwei jüngere Männer in der Stall-Livree der kurfürstlichen Kutscher, neben ihnen ein älterer Mann im Bauernwams, welcher sich jedoch beim Anblick der nahenden Reiter erhob und denselben entgegenging.

„Hol's der Henker, das ist ja der Johann aus Dresden!" rief er, die Hand über die Augen haltend, als blende ihn die Sonne. Dann eilig näher tretend,

half er dem Kanariengelben aus dem Sattel. „Wahrhaftig, der Johann, nun das freut mich, grüß Dich Gott, alter Freund!“

„Ei, Herrcheses, freilich bin ich's, Vater Martin. Muß morgen schon wieder zurückmachen nach Dräsen und wollte doch nicht in Schleißheim gewesen sein, ohne Dich gesehen zu haben. Nun da bin ich derweile gleich auf dem Hinweg zu Dir abgebogen, bringe auch noch einen Kameraden mit vom kaiserlichen Dienst.“

Der Ungar war indessen auch vom Pferde gestiegen und wurde vom Wirt mit vielen Komplimenten begrüßt. „Der Herr Kurier wird hoffentlich mit meiner Wirtschaft zufrieden sein. Es ist nur ein kleines Haus, aber die Herren Kuriere schenken mir oft das Vergnügen. Womit kann ich Euer Gnaden dienen, das Bier ist vor einer Viertelstunde frisch angezapft, als die Herren Kutscher kamen. Oder ein Gläschen roten Ofner? Wünschen vielleicht auch etwas zu speisen? Einen Radi? Oder 'was Warmes? Vielleicht Leberknödel gefällig oder eine frische Bratwurst?“

Das alles sprach er, indem er die Zipfelmütze in der Hand hin und her drehte und eine Verbeugung nach der anderen machte. Der Ungar strich sich den aufgewichsten Schnurrbart und meinte: „Bringt erst einmal ein Laib Brot und einen Eimer Wasser. Armer Gaul hat sich nichts zu fressen und zu saufen gekriegt in München und ein braver Reitersmann denkt erst an Pferd seinigtes und dann an sich selbst.“

Der Wirt eilte, das Verlangte zu holen, während der Sachse, weniger fürsorglich für sein Tier als sein

kaiserlicher Kollege, die Zügel desselben um einen Baumast schlang und dann zu den kurfürstlichen Kutschern trat. „Mit Verlaub, Ihr Herren.“ Er warf den Dreispitz auf den Tisch, schnallte auch die Kuriertasche ab und legte sie daneben. Dann rückte er sich einen Schemel heran und setzte sich, indem er dem soeben wieder aus dem Hause tretenden Wirt zurief: „Ein Töppchen Bier, Vater Martin, ei ja, und auch einen Rettig. — Gott Strambach“, fuhr er sodann zu den Kutschern fort, sich den Rock aufknöpfend, „'s will heute wahrhaftig nicht kühl werden. Aber kenne ich denn die Herren nicht? Ei, Herrcheses, das ist ja der lange Ignaz, guten Abend, Kamerad, 's geht Dir gut, hoffe ich. Und auch der schöne Louis? Des ist doch ein ganz wunderbares Zusammentreffen.“

Er schüttelte sich mit den Kutschern die Hände und als er vom Vater Martin seinen Maßkrug bekommen hatte, stieß er mit ihnen an. Indessen hatte auch der Kaiserliche sein Pferd besorgt und trat zu der Gruppe.

„Macht's wie ich, Kamerad“, rief ihm der Sachse zu, „laßt's Euch wohl sein und macht's Euch bequem. 'S ist eine Wohlthat bei der Hitze, wenn man das schwere Ding abschnallen und den Rock aufknöpfen darf.“

Es war sonderbar, mit welchem Interesse in diesem Augenblick der Vater Martin die Bewegungen des Ungarn beobachtete. Und als dieser jetzt der Aufforderung seines Kollegen nachkam, die Kuriertasche auf den Tisch warf, das Kollett öffnete und sich bequem auf

die Bank neben den Tisch streckte, glitt ein momentanes Lächeln über das Gesicht des Wirtes.

„Ebadta“, rief der Ungar, „will probieren, ob Euer Ofner ist echter Wein aus Ungarland. Bringt mir davon und schafft auch ’was zu essen, eine Wurst oder was Ihr sonst habt.“

Vater Martin nickte, rieb sich die Hände und eilte in seine Hütte, um das Verlangte herbeizuholen. Der Ungar musterte seine Umgebung und winkte den beiden Kutschern gutmütig zu.

„Nettes Rößle, was Ihr da reitet“, begann der eine derselben die Unterhaltung.

„Seid Ihr vom Stall?“ fragte der Kurier als Antwort.

„Ignaz Krummbüsel, Leibkutscher Ihrer Durchlaucht der Frau Kurfürstin“, stellte sich der Gefragte vor und der andere beeilte sich, hinzuzusetzen: Louis van Bruytstraaten aus Brüssel, erster Reitknecht Serenissimi allerhöchst selbst.“

Der Ungar lachte. „Wollt halter auch meinen Namen gern wissen. Brauch ihn nit zu verschweigen. Stephan Mauros, früher Wachtmeister bei Palatinats-Huszaren — teremtette, war sich schönere Zeit als jetzt — nun aber kaiserlich-königlicher Staatskurier.“

Die beiden Herren vom Marstall verbeugten sich verbindlicher, als man nach der Atmosphäre ihres Wirkungsgebietes hätte erwarten sollen. Auch Vater Martin war wieder herbeigekommen. „Ihr werdet finden, kaiserlicher Herr Kurier, daß ich nicht gelogen habe, als ich sagte, mein Wein sei bei der schönen Stadt Ofen

gewachsen. Auf dem Zollamt wissen sie's freilich nicht, dann könnt' ihn der arme Vater Martin nicht so billig den gnädigen Herren Kurieren und Kutschern vorsetzen. Aber 's ist ein prächtiges Weinchen, hell und rein und eine Farbe dabei, eine Farbe —"

„Ebadta, man schmeckt's", unterbrach Stephan Mauros das Geschwätz des Alten, „das ist Ungarwein, aber belogen haben Euch die Schmuggler doch, Väterchen. Ist sich nicht gewachsen bei blanker Stadt Buda, ist sich echter Erlauer aus bester Lage." — Er schnalzte mit der Zunge und goß den Rest des Weines hinunter. „Seit ich verlassen habe Vaterland meinigtes, hat mir niemand geboten einen so guten Wein als Ihr, Väterchen."

Ein leichtes Erschrecken war bei den Worten des Ungarn über Vater Martins Gesicht geflogen, aber der Schluß seiner Rede verscheuchte dasselbe wieder. „Welch' feine Zunge Euer Gnaden haben", grinste er und nahm das hohe Kelchglas des Gastes, um es aufs neue zu füllen.

„Euer Rößle stammt auch aus Ungarn?" fragte der Leibkutscher Ihrer kurfürstlichen Durchlaucht, das Gespräch auf die Pferde zurücklenkend.

„Wird Ungar reiten anderes Pferd als ungarsches?" fragte mit vollen Backen kauend der Kurier zurück, welcher sich indessen über seine Bratwurst hergemacht hatte.

„Ich mag die ungarischen Pferde nicht", näselte der vornehme Brüsseler Reitknecht Serenissimi, Louis van Bruytstraaten.

Stephan Mauros sah ihn erstaunt an. Dann schluckte er den Rest der Bratwurst hinunter und fragte: „Was sagt Ihr? Ungarsche Pferd keine guten Pferd?"

„Ei, die Ansichten sind eben verschieden in den verschiedenen Ländern", mischte sich der Sachse ein.

Der Kurier des Kaisers schickte der Bratwurst einen tiefen Schluck Of'ner respektive Erlauer aus dem frisch gefüllten Glase nach, welches Vater Martin vor ihn hingestellt. Dann schaute er mit einem stolzen Blicke um sich her, strich sich den gewichsten Schnurrbart und stand auf: „Kommt mit, ich will Euch zeigen, warum ungarsches Pferd ist bestes Pferd auf ganzer Welt."

Er schritt langsam auf den Gegenstand des Streites zu, die beiden Herren „vom Stall" folgten ihm, ebenso der Sachse, während Vater Martin im Hause verschwand. Es entspann sich eine lebhafte Kontroverse, der Brüsseler Reitknecht wollte absolut nicht die Vorzüge des ungarischen Pferdes begreifen und erhob dagegen dasjenige des Kuriers aus Dresden in den Himmel. „Wenn ich auf dem Tier da sitze", rief er zuletzt, den sächsischen Gaul auf den Hals klopfend, „bleibt jeder ungarische Klepper weit hinter mir zurück. Was gilt die Wette?" —

„Topp", rief Stephan Mauros, „ich nehm's an, trotzdem Pferd meinigtes ist müde vom langen Ritt. Teremtette! Zwei Flaschen Wein gilt's. Seid Ihr's zufrieden?"

„Wenn Du's zufrieden bist", wandte sich der schöne Louis an den langen Johann aus Dresden.

„Was sollte ich dagegen haben?“ lachte dieser, indem er die Zügel von dem Baumast löste, um welchen er sie vorhin geschlungen, und dem Reitknecht übergab. Flink war derselbe im Sattel, nicht minder schnell der Kurier auf seinem Ungarn.

„Wohin?“ fragte der Kaiserliche.

„Dort jene Waldecke können wir zum Ziel nehmen“, meinte der Reitknecht, den Feldweg hinunter deutend, an welchem die Wirtschaft lag.

Der Sachse knöpfte seinen Rock zu, stellte sich in Positur und kommandierte: „Eins, zwei, drei, los!“ — Im nächsten Augenblick flogen die Tiere davon.

Der Sachse trat, ihnen nachsehend, zum Tisch und schnallte, ohne den Blick von den Reitern zu verwenden, die Kuriertasche um. Da seine Augen so beharrlich den flüchtigen Pferden folgten, war es ganz natürlich, daß er die verkehrte ergriff und die mit dem kaiserlichen Doppeladler geschmückte umgürtete. Dann tauschte er einen verständigenden Blick mit dem Leibkutscher Ihrer kurfürstlichen Durchlaucht und verschwand im Hause.

Hinter der Thür erwartete ihn Vater Martin mit einem Bund kleiner Schlüssel in der Hand. Er probierte mehrere derselben, der vierte paßte und die Tasche sprang auf.

Hastig riß der Alte die darin verwahrten Dokumente heraus und durchflog die Aufschriften der Couverts. „Ad mandatum proprium Sacrae Caesaris Majestatis (Auf höchsteigenen Befehl Ihrer geheiligten

kaiserlichen Majestät)", flüsterte er tief aufatmend. „Das ist das richtige ohne Zweifel." Das Papier verschwand in seinem Kittel, die übrigen wurden in die Tasche zurückgeschoben und diese darauf sorgfältig wieder verschlossen. Dann trat der Sachse mit vollständiger Unbefangenheit wieder aus dem Hause, die Hände auf dem Ledergurt der Tasche ruhend.

Der Ungar hatte soeben, der erste am Ziele, die bezeichnete Waldspitze erreicht und erwartete den hinter ihm drein trabenden Reitknecht mit lautem Gelächter. Die beiden Reiter hielten kurze Zeit eifrig verhandelnd an jener Stelle; als sie sich umwandten, nach dem Hause zurückzukehren, lag die Tasche aus Wien auf ihrem alten Platz und der Sachse saß, den Maßkrug vor sich, am Tisch auf seinem früheren Schemel. Vater Martin stand in der Thür, eine Flasche Erlauer in jeder Hand, der Leibkutscher der Kurfürstin aber war verschwunden.

„Hussa, hab' ich nit gesagt, daß ungarsches Pferd ist bestes Pferd von der Welt", schrie der kaiserliche Kurier schon von weitem seinem sächsischen Kollegen zu. „Her mit dem Wein, soll uns prächtig schmecken."

„Dein Gaul hat mich irre geführt, Johann", lachte der schöne Louis, näher kommend. „Ich habe die Wette verloren." Und den Wirt mit den Flaschen in der Hand gewahrend, rief er demselben zu: „So ist es recht, Vater Martin, habt die Flaschen schon parat, stellt sie nur auf den Tisch, ich lade Euch ein, mitzutrinken."

Jetzt hielten die Reiter. „Aber wo ist denn der lange Ignaz?“ fragte Louis van Bruytstraaten, aus dem Sattel springend.

„Er hatte Dienst und konnte nicht länger warten, so leid es ihm that, den Wein im Stich lassen zu müssen“, entgegnete Vater Martin.

Die Blicke des Fragenden und Antwortenden begegneten sich dabei. Die Lippe zwischen die Zähne klemmend, wandte sich der erstere ab und machte sich am Zaumzeug zu thun.

„Dienst“, wiederholte der Ungar, „ist böses Wort das. Stephan Mauros hat auch Dienst und die Sonne steht schon tief. Ehe sie herunter ist, muß ich in Schleißheim sein.“

„Ei, Herrcheses, Ihr habt noch Zeit genug“, meinte der Sachse.

Stephan Mauros knöpfte kopfschüttelnd sein Kollett zu und stieg vom Pferde. „Schenkt die Gläser voll!“ rief er. „Einen Trunk auf die Gesundheit des gütigen Gastgebers und einen Trunk auf Wohl von Kaiser und Ungarland! Dann aber muß ich fort.“

Er schnallte die Kuriertasche um; Vater Martin füllte indessen die Gläser, wobei seine Hand nervös zitterte. Aber der Ungar bemerkte das nicht, sondern bot das volle Glas dem Reitknecht mit den Worten: „Nix für ungut, Kamerad, werdet jetzt halter anders denken von ungarschen Pferden.“ Klingend stießen die Gläser zusammen. Stephan Mauros leerte sein's auf einen Zug und füllte es dann aufs neue. „Nun stoßt noch 'mal mit mir an“, rief

er, dasselbe hochhebend, „Kaiser soll leben und Vaterland!“

Wiederum klangen die Gläser und wurden geleert.

„Kommt Ihr mit, Kamerad?“ fragte der Ungar seinen sächsischen Kollegen.

„Ei Herrcheses“, meinte dieser, „mir pressiert's nicht so. Ihr solltet nur auch noch bleiben.“

„Nein, ich muß fort. Dienst!“

Der Ungar zog Vater Martin zur Seite und berichtigte seine Zeche. Dann schwang er sich in den Sattel und ritt davon.

Noch lange tönte ihm das Gelächter und Gläserklingen der Zurückgebliebenen nach.

* *
*

Der Leibkutscher Ihrer Durchlaucht der Frau Kurfürstin hatte das Haus durch eine Hinterthür verlassen. Gedeckt durch eine niedrige Hecke schritt er ein wenig gebückt vorwärts, bis er annehmen konnte, daß man ihn aus der Umgebung der Wirtschaft nicht mehr zu bemerken vermochte. Jetzt erst beschleunigte er seinen Gang, ja das Tempo desselben steigerte sich zu einem förmlichen Laufen, bis er die ersten Bäume des Föhrenwaldes erreichte, welcher sich von Schleißheim aus bis hierher erstreckte.

Zur Orientierung unserer Leser müssen wir bemerken, daß der kursächsische Kurier sich geirrt hatte, als er vorhin auf der Landstraße dem Ungarn angab, sie hätten erst ein Drittel des Weges von München nach Schleißheim zurückgelegt. In Wirklichkeit hatten sie

sich bereits gar nicht sehr weit mehr von Schleißheim befunden.

Im Walde angekommen, schritt der Kutscher mitten zwischen die Bäume hinein, bis er eine Bodensenkung erreichte, in welcher einige junge, dicht in einander gewachsene Tannen standen. Hinter ihren schützenden Zweigen verschwand der Kutscher und einige Minuten später trat aus denselben ein junger Mann in bescheidener, schwarzer Tracht hervor, wie sie die Studenten Ingolstadts zu tragen pflegten.

Er drang tiefer und tiefer in den Wald, erreichte nach einiger Zeit einen schmalen Fußweg und auf diesem die breite Landstraße, den Fürstenweg. An der Stelle, wo beide zusammentrafen, hielt eine Dame auf isabellenfarbigem Zelter.

Die Reiterin spähte aufmerksam den Fußweg hinunter, und als sie den Studenten auf demselben daherkommen sah, lenkte sie ihr Pferd ihm entgegen, obgleich sie sich der überhängenden Zweige wegen fast bis auf den Hals des Zelters herabbeugen mußte.

„Ist er schon vorbei?“ fragte Xaver, als er mit der Dame zusammentraf.

„Nein, noch nicht.“

„Es wäre auch kaum möglich gewesen, so habe ich mich beeilt, er hätte gleich nach mir fortreiten müssen“, meinte der Student, von dem schnellen Gang noch außer Atem.

„Also habt Ihr die Vollmacht?“

„Hier ist sie.“ Xaver reichte Fräulein v. Heydom ein großes Couvert mit dem kaiserlichen Siegel. Es

war dasselbe, welches Vater Martin der Tasche des Kuriers entnommen hatte.

Josephine ließ das Papier tiefaufatmend in ihrem Reitkleid verschwinden. Dann reichte sie Xaver die Hand und sagte mit einem leuchtenden Blick: „Mein teurer Freund, wie danke ich Euch für Eure Hilfe.“

Der Student entließ die kleine Hand nicht, ohne einen Kuß auf die Stelle gedrückt zu haben, wo zwischen dem feinen wildledernen Handschuh und dem stulpenartigen Aufschlag des Reitkleides der weiße Arm herausleuchtete. „Wäre es nicht für Euch geschehen, Josephine, und hätte ich nicht Euer Wort, daß Fürst und Vaterland kein Unheil aus dieser That erwachsen kann, mein Gewissen ließe mir keine Ruhe. Denn was wir gethan, ist doch nichts anderes —

„Als ein lustiger Studentenstreich“, lachte Josephine.

„Nein, nein, es war mehr, aber es war ja für Euch!“

„Für uns“, verbesserte sie lächelnd, „der erste Schritt auf dem Wege zu unserem Glück.“

Er faßte stürmisch ihre Hand. „O Josephine, unser Glück ist ja schon da, der Gedanke, daß meine Ahnung mich nicht getäuscht, daß Du mich liebst, wie ich Dich liebe —“

„Still, still“, unterbrach sie ihn und sah sich wie erschrocken um. „Lieber, bester Xaver, seid vorsichtig, nicht so laut und stürmisch. Wir sind hier sehr exponiert.“

Er drängte gewaltsam das hervorbrechende Gefühl zurück und ließ ihre Hand los. „Wann wird für uns

der Augenblick kommen, wo wir darauf nicht mehr Rücksicht zu nehmen haben?“ fragte er nicht ohne Bitterkeit.

„Er wird kommen, geliebter Freund, wenn wir fortfahren, unser Spiel mit Klugheit und Vorsicht zu leiten.“

„Ein Spiel nennt Ihr's, Josephine. O Ihr seid so klug, so welterfahren, daß mich manchmal der Gedanke durchzuckt, auch mit mir triebt Ihr nur ein Spiel.“

In ihrem Antlitz flammte es auf, ihre Lippen preßten sich zusammen und die Lider sanken über ihre kecken, schwarzen Augen herab. Ihr Busen hob sich stürmisch, ehe sie mit leiser, bebender Stimme antwortete: „Das war ein harter Vorwurf, Xaver, der von niemandem mich härter trifft als von Dir. Und dennoch liegt er niemandem näher als Dir, von dem ich mir so habe in die Karten sehen lassen wie von keinem. Ich muß Dir ja als Intrigantin erscheinen, aber sei versichert, daß ich es nur bin, um ein Ziel zu erreichen, welches ich ebenso heiß ersehne als Du.“

„Ich weiß es, ich weiß es, Josephine, es sind auch nur Momente, wo solche Gedanken mich blitzartig durchzucken.“

„Also auch jetzt genug davon“, rief sie, in ihren gewöhnlichen munteren Ton zurückfallend. „Nun zu etwas anderem! Erzähl' mir noch etwas von der Komödie, die Ihr dem Kurier des Kaisers vorgespielt habt.“

Über Xavers Gesicht flog ein Lächeln. „Es war wirklich eine nette Komödie. Eugen Sandhorst hatte sich

in seiner Verkleidung als kursächsischer Kurier gleich hinter München an den kaiserlichen gemacht. Ich sage Dir, Eugen spielte seine Rolle vortrefflich, er war ganz „Dräsner", ei Herrcheses ja."

„Wie brav, daß Du Deinen Nebenbuhler so lobst!"

„Er war ja mein Nebenbuhler, jetzt ist er es nicht mehr", lachte Xaver.

„Wie machte sich denn die improvisierte Wirtschaft?"

„Ausgezeichnet! Und der Herr General und Kammerherr war ein so zuvorkommender Wirt, daß ich mich fragen mußte, warum ihn unser Herrgott wohl nicht in Wirklichkeit dazu gemacht. Dann wären wir viel besser daran, Josephine."

„Himmel, welche Idee, Xaver, ich eine Wirtstochter, widerwärtiger Gedanke! Zur Strafe will ich nichts mehr von Dir hören."

„Es war ja nur ein Scherz, Josephine!"

„Aber ein Scherz, wie ich ihn nicht liebe. Nun diesmal soll er Dir noch verziehen sein. Der andere Teil der Komödie verlief programmmäßig?"

„Durchaus. Der Kurier war ein Ungar und wie alle Ungarn stolz auf sein Pferd. Da war es Eurem Bruder desto leichter einen Streit über dasselbe herbeizuführen und den Kurier zu einem Wettritt zu verleiten."

Sie nickte mit dem Kopfe und reichte Xaver die Hand. „Auf Wiedersehen, mein Freund, es wird Zeit für mich."

„Wann werden wir uns wiedersehen?"

„Bald, ich verspreche es Dir. Aber genau kann ich es noch nicht sagen."

Sie beugte sich tief herab und streifte mit ihren Lippen seine Stirn. Eine Minute später flog, von der Reitpeitsche getrieben, ihr isabellenfarbiger Zelter auf dem Fürstenwege dahin. „Ist es mehr als ein Spiel", flüsterte die schöne Reiterin, die Rechte fest auf den wogenden Busen pressend, „und soll ich fürchten oder mich freuen, daß es mehr sein könnte als ein Spiel?"

* * *

Um dieselbe Zeit ging der Gesandte Seiner kaiserlichen Majestät, Graf v. Schlick, in einer Galerie des alten Schlosses von Schleißheim unruhig auf und nieder. Diese Gallerie schloß die Appartements ab, welche dem österreichischen Diplomaten für die Zeit seines Aufenthalts in Schleißheim, wohin er dem Kurfürsten auf dessen spezielle Einladung gefolgt, in dem alten, schon vom frommen Herzog Wilhelm V. begonnenen und vom Kurfürst Ferdinand Maria vollendeten Bau angewiesen waren. Denn das mehrfach von uns genannte Palais Lustheim bot so wenig Raum, daß es für die allerhöchsten Herrschaften und deren nächste Umgebung reserviert bleiben mußte. Graf Schlick gegenüber, im nördlichen Flügel, dem sogenannten „Frauenzimmerstock", wohnte der politische Antipode des Österreichers, der Gesandte Ludwigs XIV., Marquis de Ricur, welcher zwar ebenfalls eine Einladung nach Schleißheim erhalten, aber

noch nicht halb so oft Gelegenheit gehabt hatte, das Antlitz Serenissimi zu sehen.

Es war ein offenes Geheimnis am Hofe, daß der Vertreter des Kaisers diesmal demjenigen des „Roi soleil“ den Rang abgelaufen hatte. Auf den Gesichtern beider Diplomaten war das freilich nicht zu lesen. Dasjenige des Österreichers wurde mit jedem Tage ernster und würdevoller, dasjenige des Franzosen heiterer und leutseliger. Aber trotzdem wußte bis zu den Lakaien herab der ganze Hof, wie es stand, spaltete sich doch der ganze Hof in eine österreichische und französische Partei.

Augenblicklich lag jedoch auf dem Antlitz des Grafen Schlick nicht der gewohnte, würdevolle Ernst, sondern der Ausdruck ängstlicher Spannung. Von Zeit zu Zeit trat er ans Fenster und warf einen Blick auf den Schloßhof hinunter oder auch wohl zu der Sonne hinüber, welche den Abendhimmel mit Gold und Purpur zu färben begann. Kopfschüttelnd trat er dann wieder zurück, wenn sein Auge auf dem Hofe nichts gewahrte, als lässig auf und ab schreitende Schildwachen oder einige umherlungernde Lakaien, und nahm seine Wanderung von neuem auf.

Da klang Hufschlag an sein Ohr. Ein hastiger Schritt zum Fenster — dann kehrte er sich enttäuscht ab. Die Dame, welche ihr Pferd jetzt auf den Schloßhof lenkte, hatte er wohl nicht erwartet. Er schenkte ihr auch weiter keine Beachtung, obgleich ihre vornehme Haltung und die elegante Reittoilette verrieten, daß sie zum Hofe gehörte, auch ihr in Jugendschöne strahlendes

Antlitz mit den kecken schwarzen Augen wohl der Beachtung wert gewesen wäre. Ein Lakai eilte herbei, um ihr die Zügel abzunehmen, ein anderer brachte einen Stuhl, mit dessen Hilfe die Dame vom Pferde stieg. Dann verschwand sie im nördlichen Flügel, in der Wohnung des französischen Gesandten. In der Thür jedoch hatte sie sich noch einmal umgedreht und ihre schwarzen Augen hatten einen blitzartigen, triumphierenden Blick zu den Fenstern des Österreichers hinübergesandt.

Wiederum tönte Hufschlag herauf und wiederum trat der wartende Diplomat ans Fenster. Diesmal wandte er sich nicht enttäuscht ab, sondern atmete tief auf, als wie befreit von einer großen Sorge. Ja ein befriedigtes Lächeln legte sich jetzt über seine Züge, als er die Galerie verließ und in seinem Arbeitskabinett verschwand.

Nicht ohne Grund! War es doch der lang und schmerzlich erwartete kaiserliche Kurier, welcher nun in den Schloßhof einritt.

* * *

„Ihr habt mich lange warten lassen, mein Lieber“, — mit diesen Worten griff Graf Schlick nach der wohlverschlossenen Tasche, welche ihm Stephan Mauros in strammer dienstlicher Haltung überreichte.

„Halten zu Gnaden, Excellenz, ausgeritten heut Morgen um fünf, hab' dann heut Nachmittag in München nicht 'mal gefüttert — jetzt ist's kaum sieben —“

„Schon recht, schon recht“, schnarrte die Excellenz, „holt nach, was Ihr unterwegs versäumt.“

„Halten zu Gnaden, Excellenz, darf ich bitten, meinen Schein?“

Der Gesandte nahm Stephan das Papier ab, welches derselbe aus der Brusttasche zog. Sonst war es Sache seines Sekretärs, Ankunft und Abgang der Legations-Kuriere zu bescheinigen, aber seine Kanzlei war in München zurückgeblieben, er hatte hier draußen in Schleißheim nur einen Privatsekretär ohne amtliche Vollmacht mit und mußte daher schon eigenhändig das Visum vollziehen. Daher warf er nach einem kurzen Blick auf die Uhr seine Unterschrift mit dem Zusatz von Stunde und Minute auf das Formular des Kuriers und gab es demselben zurück.

Stephan Mauros salutierte, machte als alter Husar auf dem Absatz kehrt und verließ sporenklirrenden Schrittes das Zimmer.

Ehe er noch die Thüre hinter sich ins Schloß gezogen hatte, griff Graf Schlick nach dem geheimen Schlüssel, welcher das Schloß der Kuriertasche öffnete. Dieselbe sprang auf und im nächsten Augenblick lagen die Papiere, welche sie geborgen, auf dem grünüberzogenen Schreibtisch des Gesandten.

Mit welcher Eile sie durch seine Finger flogen! Mit welcher Hast er die Couverts davon riß, wie seine Augen förmlich den Inhalt der einzelnen Schreiben in sich hineinsogen! Und dann ward eines der Papiere nach dem anderen wieder auf den Tisch geworfen und wieder aufgenommen und dann nochmals durchgelesen. Aber was der Graf suchte — fand er nicht!

Zehntes Kapitel.

In nächtlichem Dunkel.

Immer höher glitt der Schein der Abendsonne an den rötlich strahlenden Stämmen der Föhren empor, und noch immer streifte Xaver ruhelos im Walde umher. Das kecke Wagnis, an dem er teilgenommen, und die darauf folgende Unterredung mit Josephine hatten sein Blut gewaltig erregt. Er fürchtete, mit Menschen zusammenzukommen, um sich durch seine Aufregung nicht zu verraten. Der heimatliche Forst in seiner abendlichen Stille war Xaver jetzt der liebste Vertraute, aus dem leisen Rauschen der Zweige klang es ihm zurück wie freudige Teilnahme, und das Versprechen, nichts weiterzuplaudern von dem, was dem Walde erzählt wurde, in leuchtenden Blicken und leise geflüsterten Worten.

Die glühende Kugel der Sonne verschwand unter dem Horizont, die rosigen Abendwölkchen verblaßten und verzehrten sich, der Mond kam herauf und mit ihm das zahllose Heer der blitzenden Sterne. Xaver hatte sich unweit der Dachauer Straße auf schwellendem Moos gelagert, zwischen den Bäumen hindurch glänzte das weiße Herrenhaus von Sandhorst zu ihm herüber und im hellen Mondlicht zeichnete sich das schwarze Balkongeländer des Mittelbaues in seinen geschweiften Linien scharf und bestimmt gegen das Weiß der Mauern ab. Dort auf dem Balkon hatte der leise Druck ihrer Hand, das bebende Wort der Lippen es ihn zuerst ahnen

lassen, daß es eine Hoffnung für seine Liebe gäbe, ein langes Jahr hatte er von der Erinnerung an diesen Augenblick zehren müssen, und nun war die Ahnung zur Wirklichkeit geworden. Ihr Herz gehörte ihm, das brauchte er jetzt nicht mehr zu hoffen, aus ihrem eigenen Munde wußte er es nun. Und je mehr er sich in die Seligkeit dieses Gedankens vertiefte, desto stiller ward sein Herz, und wie er das Einst und Jetzt mit einander verglich, lächelten unbewußt seine Lippen und seine Augen ruhten träumerisch auf dem weißen Hause da drüben mit dem dunkeln Gitter des Balkons.

Aber was war das? Knackte da nicht ein dürrer Zweig wie unter einem nahenden Tritt? Xaver schaute um sich her, jedoch war nichts zu entdecken, auch ward alles wieder still und ruhig, wie zuvor. Aber der Träumer war aus seinen Phantasieen aufgeschreckt, er erhob sich, ihn fröstelte in der kühlen Nachtluft, welche im scharfen Gegensatz zu der Hitze des Tages jetzt vom Gebirge herabgezogen war. Noch einen Blick warf er zu dem Herrenhause von Sandhorst hinüber, dann wandte er sich und schritt in den Wald zurück, um den Pfad zu erreichen, welcher am Bache entlang über das „Bergl“ zum Försterhause führte.

Aber kaum hatte er einige Schritte gemacht, so fühlte er einen heftigen Schlag im Nacken, vor seinen Ohren dröhnte es wie ein in nächster Nähe abgefeuerter Schuß, er machte einen Satz vorwärts, seine Hände griffen wild in die Luft, vor seinen Augen wurde es schwarz, dann fiel er platt vornüber nieder auf das Gesicht. — — — — — — — — —

In einen schwarzen Mantel gewickelt, dessen aufgeschlagener Kragen den unteren Teil des Gesichtes verhüllte, während ein breitrandiger, tief in die Stirne gesetzter Hut seinen oberen Teil verdeckte, ging mit großen Schritten in einem der geraden Gänge zwischen den hohen Taxushecken des Parkes ein Mann ungeduldig auf und nieder. Zuweilen blieb er stehen und horchte in die Stille der Nacht hinaus, dann drängte sich wohl ein halblauter Fluch über seine Lippen und sein Fuß stampfte zornig den Boden, als wolle er die weißen Marmorbilder, welche im Mondlichte hell aus den Nischen der dunklen Hecken herausglänzten, aus ihrem Schlummer aufscheuchen.

Wiederum blieb er horchend stehen, ein behutsamer, schleichender Schritt kam eilig näher und um die Ecke des Heckenganges bog eine große breitschulterige Gestalt. Bei ihrem Anblick wandte sich der Verhüllte kurz um, ging den Gang hinunter und trat am Ende desselben in eine Nische, in welcher am Tage ein Springbrunnen seinen glänzenden Strahl in die Höhe zu senden pflegte, jetzt aber tiefdunkle Schatten lagerten. Nur einige Sekunden später stand ihm in dieser Nische die große breitschulterige Gestalt gegenüber.

„Ist es geschehen?“ fragte der Verhüllte kurz in italienischer Sprache jene große Gestalt, welche ihm in der Nische des Parkes entgegentrat.

„Si signore“, antwortete der Breitschulterige.

„Wo?“

„An der Stelle ihrem Hause gegenüber.“

„Wo hast Du die Waffe?“

„Hier.“ Der Breitschulterige gab dem Verhüllten ein Reiterpistol mit langem Lauf und schwerem Kolben.

„Wohin traf's?“

„In den Nacken. Ich sah, wie er einen Satz in die Luft machte, mit den Händen um sich griff und platt aufs Gesicht fiel.“

Der Verhüllte schauerte zusammen. „Still, sei vorsichtig! Es giebt überall Lauscher“, flüsterte er. „Du hast jetzt Deine Aufgabe vollendet, ich gebe Dich frei. Mein letzter Befehl an Dich ist, dies Land so schnell als möglich zu verlassen, in dieser Börse findest Du genug, um in Deine Heimat zu gelangen.“

Er reichte ihm einen ledernen Beutel, welchen der Breitschulterige mit der Linken ergriff, während er mit der Rechten grüßend Stirn und Brust berührte.

„Geh“, winkte der Verhüllte, „vergiß, was geschehen, und lebe der Zukunft.“

Der Breitschulterige neigte den Kopf und berührte wiederum Stirn und Brust mit der Hand. Dann entfernte er sich schleichend und behutsam, wie er gekommen.

Kurze Zeit später trat der Verhüllte aus der Nische. Er sah sich scheu um, dann ging er mit großen Schritten den Gang hinunter, vorsichtig sich stets an der Seite haltend, welche durch den tiefen Schatten der Hecke verdeckt war. So gelangte er an ein Wasserbassin, in welches eine murmelnde Kaskade ihre im Mondesglanz funkelnden Wellen hinabplätschern ließ. Der Verhüllte schlich sich halb um das Bassin herum, bis er eine Stelle erreichte, an welcher ein künstlicher Felsen,

die Kaskade flankierend, in das Wasser vorsprang. In seinem dunklen Schatten beugte er sich zum Wasserspiegel nieder, zog das Pistol, welches er vorhin von dem Breitschulterigen erhalten, unter dem Mantel hervor und ließ dasselbe behutsam in das feuchte Element hinuntergleiten. — — —

Nach einer Viertelstunde betrat der Maler Amigoni sein Schlafgemach. Er war sehr bleich, unter seinen schwarzen funkelnden Augen lagen tiefe blaue Ringe. Er öffnete einen Wandschrank und nahm aus demselben eine Krystallflasche, in welcher der dunkelrote Wein des Veltlins funkelte. Hastig goß er den Sassella in ein hohes geschliffenes Kelchglas und trank den Inhalt auf einen Zug. Dann warf er sich, angekleidet wie er war, auf sein Lager.

— — — — — — — — — — —

Durch die Stille des nächtlichen Waldes klang ein tiefer Seufzer, als ob jemand aus einer schweren Ohnmacht erwache.

Eine blutüberströmte Gestalt richtete sich halb in die Höhe, um mit einem qualvollen Stöhnen im nächsten Moment zurückzusinken.

Der Schmerz brachte Xaver ganz ins Bewußtsein zurück. Er mußte schwer verwundet sein, aber er lebte noch, konnte vielleicht gerettet werden, wenn er bald Hilfe erhielt.

Er fühlte mit den Händen um sich her; wohin er faßte, war die Erde feucht — feucht von seinem Blut. Er machte zum zweiten Male einen Versuch, sich aufzurichten, vergebens, der namenlose Schmerz in Rücken

und Nacken drohte ihm von neuem die Besinnung zu rauben.

Jetzt versuchte er, sich kriechend fortzubewegen. Das gelang, er erreichte den Graben, welcher den Wald von der Dachauer Landstraße schied. Aber hier waren auch seine Kräfte zu Ende. Vergebens kämpfte er gegen die schwarzen Schatten an, welche ihn zu umfangen drohten, er fühlte das Bewußtsein entschwinden und damit das Leben.

Konnte denn nicht seine Stimme Beistand herbeirufen? „Hilfe!" wollte er schreien, aber der mit der Anstrengung verbundene rasende Schmerz ließ das Wort auf seiner Lippe ersterben. Er sank kraftlos zurück, wirre Bilder flogen mit Blitzesschnelle an seinem Auge vorüber. „Meine armen Eltern", murmelte er, „Josephine, Geliebte, lebe wohl!"

War das auch Fieberphantasie, das heitere Lied, dessen Töne jetzt an sein Ohr schlugen?

„Als wir jüngst in Regensburg waren,
Sind wir über den Strudel gefahren,
Schwäbische, bayrische Dirnen juchheirassassa
Muß der, muß der Schiffsmann fahren —"

Noch einmal raffte er seine ganze Energie zusammen, nein, das war Wirklichkeit, auch das Rollen eines Wagens mischte sich in die Töne des Liedes.

Und nun klang es schon näher:

„Und von ihrem hohen Schlosse
Kam auf stolzem schwarzen Rosse
Adlig Fräulein Kunigund
Wollte fahren über Strudels Grund."

Schnell sah Xaver den Wagen heranrollen, es war ein leichtes einspänniges Gefährt, in dem ein einzelner Mann saß. Trotz des Schmerzes, der ihn fast überwältigte, rief Xaver, so laut er vermochte: „Hilfe!"

Der Mann im Wagen brach mitten in dem Refrain ab und horchte auf.

Noch einmal wiederholte Xaver seinen Ruf, jetzt hielt der Mann das Pferd an und fragte, im Wagen aufstehend, mit weithin tönender Stimme: „Wer ruft um Hilfe?"

„Hier —" nur mit der größten Selbstüberwindung vermochte Xaver das Wort noch über die Lippen zu bringen. Dann verließ ihn von neuem das Bewußtsein.

Der Insasse des Wagens sprang herab und ging auf den Graben zu, woher er die hilfeheischende Stimme vernommen hatte. Unschwer erkannte er drüben eine menschliche Gestalt. Mit einem Satz war er über den Graben und hob den Bewußtlosen empor. „Da scheint alle Hilfe vergeblich zu sein", murmelte er, „nein, doch nicht, das Herz schlägt noch, wenn auch nur schwach. Himmel! Das ist ja der junge Meindl, der Sohn des Försters! Armer Bursch! Was mag hier vorgefallen sein?"

Der Verwundete schlug stöhnend die Augen auf. „Helft mir, rettet mich", stammelte er, „o, dieser rasende Schmerz —"

Franz Veich — denn niemand anders als der Schlachtenmaler war der barmherzige Samariter — nickte. „Armer Freund, was in meinen Kräften steht,

soll geschehen", meinte er. „Hätte ich Euch nur erst unter Dach und Fach. Aber nach dem Försterhause ist's zu weit, bis dahin" — er vollendete den Satz nur in Gedanken — „werde ich Euch kaum lebend bringen." Die Linke drehte die Enden des aufgewichsten Schnurrbartes noch spitzer. „Ich muß drüben den alten Brummbären herausklopfen", dachte er weiter, „das ist die einzige Möglichkeit der Rettung." Und indem er den Verwundeten sorgfältig wieder zu Boden gleiten ließ, setzte er laut hinzu: „In wenigen Minuten bin ich wieder bei Euch, ich will die Bewohner von Haus Sandhorst wecken, sie werden Euch Aufnahme gewähren, es sind brave Menschen."

Xaver murmelte einige unverständliche Worte, Beich sprang über den Graben zurück und gleich darauf klang die Glocke am Parkthor von Sandhorst hell in die stille Nacht hinaus.

Eine Stunde später lag Xaver wohlgebettet in einem der Fremdenzimmer des Schlosses. Franziska und der alte Baron waren mit liebender Sorge um ihn beschäftigt, während Beich auf seinem Einspänner nach Schleißheim rasselte, um einen Arzt zu holen und die alten Försterleute zu benachrichtigen.

Elftes Kapitel.

Hohe Politik.

Graf Monasterol, der dirigierende Kabinettsminister, hatte am anderen Tage zur gewohnten Stunde Vortrag bei seinem Herrn, dem Kurfürsten.

„Nun, was giebt es noch?“ fragte Serenissimus, als der Graf nach Erledigung der laufenden Angelegenheiten stehen blieb.

„In einer Stunde, Kurfürstliche Durchlaucht, soll die Unterzeichnung des Tauschvertrages stattfinden.“

„Nun ja“, sagte der Kurfürst kurz, „es ist ja alles in Ordnung. Ist Eure Vollmacht nicht schon vor mehreren Tagen vollzogen?“

„Heute Morgen war der Marquis de Ricur bei mir“, fuhr der Minister nicht ohne Befangenheit fort.

„Um einen letzten Versuch zu machen, uns zu bekehren“, lachte Max Emanuel. „Er rechnet auf Eure französischen Sympathieen, lieber Graf, die er noch von Paris aus kennt.“

Graf Monasterol, welcher lange Jahre hindurch den Kurfürsten am Hofe von Versailles vertreten hatte und als begeisterter Verehrer Ludwigs XIV. bekannt war, beugte sich auf sein Portefeuille herab, indem er antwortete: „Eurer Durchlaucht ist es nicht unbekannt, daß ich die Unterhandlungen mit Graf Schlick nur auf Höchstdero ausdrücklichen Befehl und gegen mein eigenes —“

„Tonnerre de tonnerres! Fangt nicht wieder von vorn an, Graf. Die Sache ist abgemacht, wie

Ihr wißt, in einer Stunde wird der Vertrag unterzeichnet sein."

„Dieser Ansicht war ich bis zum Besuch des Marquis auch noch, aber —"

„Es ist von keinem ‚Aber' mehr die Rede, es soll von keinem ‚Aber' mehr die Rede sein! Versteht Ihr mich, Graf Monasterol? Wenn Ihr Bedenken tragt, Euren Namen unter das Dokument zu setzen, so wird es an Eurer Stelle ein anderer thun."

„Mein Name wird unter dem Dokument stehen, sobald derjenige des Grafen Schlick darunter stehen wird."

„Was wollt Ihr damit sagen?"

„Marquis de Ricur behauptete heute wiederholt auf das bestimmteste, die Unterhandlungen mit uns würden von Österreich nur geführt, um uns hinzuhalten, er habe die sichersten Nachrichten, daß man in der Hofburg zu Wien gar nicht daran denke, auf der festgestellten Basis abzuschließen. Der einzige Zweck dieser Verhandlungen sei, uns politisch und strategisch zu isolieren, um dann zu guter Letzt uns ihre Bedingungen diktieren zu können."

Der Kurfürst zuckte die Achseln. „Wie oft hat das der gute Marquis schon gesagt! Daß er auch gar nichts anderes weiß. Ich hätte ihn für klüger gehalten."

„Der heutige Tag, behauptete Ricur, würde ihm Recht geben. Statt zu unterzeichnen, werde Graf Schlick neue Bedenken haben, vielleicht nur einige Kleinigkeiten, aber das genüge ja auch, um den definitiven Abschluß

hinauszuschieben. Dann werde man von Wien aus neue Vorschläge machen, über die dann wieder verhandelt werden müsse."

„Und so weiter und so weiter", lachte Max Emanuel. „Die Franzosen scheinen in Wien von ihren Spionen vortrefflich bedient zu sein. Aber diesmal irren sie sich dennoch. Graf Schlick wird unterzeichnen."

„Ich bin durchaus der Meinung Eurer Kurfürstlichen Durchlaucht", stimmte der Minister mit einer geschmeidigen Verbeugung bei. „Nach dem, was zwischen dem Grafen und mir verhandelt ist, halte auch ich es für unmöglich, daß die Sache heute nicht zum Abschluß kommt. Bei der Hartnäckigkeit jedoch, mit welcher Marquis de Ricur an seinen Behauptungen festhielt, fühlte ich die Verpflichtung, dieselben Eurer Kurfürstlichen Durchlaucht mitzuteilen und zugleich unterthänigst um Verhaltungsmaßregeln zu bitten, was geschehen soll, wenn sich das Unerhörte dennoch ereignen sollte."

„Darüber wollen wir uns jetzt noch nicht den Kopf zerbrechen", entgegnete Max Emanuel. „Die Unterzeichnung wird in meiner Gegenwart stattfinden, und sollte es nicht dazu kommen, sollte das Unglaubliche wirklich eintreffen, dann werde ich selbst Graf Schlick meine Meinung sagen."

„Eurer Kurfürstlichen Durchlaucht sagacité leuchtet hell aus diesem Arrangement."

„Wo wird der feierliche Akt stattfinden?" fragte der Fürst.

„Ich hatte an den Konferenzsaal des alten Schlosses gedacht.“

„Eh bien. Ich werde im anstoßenden Kabinett verweilen, bis mir der geeignete Augenblick gekommen scheint. Au révoir, lieber Graf.“

* *
*

Graf Schlick gehörte zu den geschicktesten Mitgliedern der damaligen österreichischen Diplomatie. Eben deshalb hatte man ihn in der Wiener Hofburg ausersehen, den ehrgeizigen Kurfürsten Bayerns auf die österreichische Seite hinüberzuziehen. Mit welchem Erfolg er auch diese schwierige Aufgabe gelöst hatte, ist in den früheren Kapiteln erzählt.

Aber trotz seiner langjährigen Erfahrung und der Schärfe seines Verstandes stand der Gesandte der augenblicklichen Lage ratlos gegenüber. Die Vollmacht, welche er heute unbedingt brauchte, war nicht in seinen Händen. Warum nicht? Das zu ergründen war ihm unmöglich. Der Kurier, welchen er ins Verhör nahm, hatte wie gewöhnlich seine Tasche auf der Kanzlei des Ministeriums erhalten und behauptete, sie während seiner Reise nicht aus den Augen verloren zu haben, er hatte sie zur rechten Zeit unversehrt und wohlverschlossen abgeliefert und damit seine Aufgabe erfüllt; den Mann konnte daher um so weniger ein Verdacht treffen, als er als zuverlässig und diensteifrig bekannt war. Aus den Papieren, welche Graf Schlick in der verhängnisvollen Tasche vorgefunden hatte, ließ sich auch nicht der geringste Aufschluß über den Verbleib der Vollmacht

herauslesen; zwei davon betrafen laufende Geschäfte der Legation, die Auslieferung eines flüchtigen ungarischen Rebellen, die Nachlaßangelegenheit eines in Bayern verstorbenen Österreichers — das dritte war eine an den Gesandten gerichtete Information, betreffend den Stand der Verhandlungen auf dem Regensburger Reichstag über die Zulassung des Prätendenten Philipp von Anjou, welcher dort die dem Könige von Spanien als Herzog von Burgund zustehende Virilstimme beanspruchte — aber über die brennende Frage des Tages, über den Vollzug des Tauschvertrages, fand sich absolut nichts. Graf Schlick blieb nichts anderes übrig, als wie auf die Nachlässigkeit der Kanzlei zu fluchen, in welcher, wie er annahm, die Vollmacht liegen geblieben war, und sodann einen Bericht über das rätselhafte Manko aufzusetzen, mit welchem Stephan Mauros direkt nach Wien zurückgeschickt wurde.

Aber wie sollte der Gesandte jetzt dem kurbayrischen Minister gegenüber auftreten? Sollte er sagen, daß man ihm die Vollmacht zu schicken vergessen habe, und damit einen Schlendrian im kaiserlichen Dienst eingestehen, der fast unglaublich schien? Das konnte er nicht, es hätte ihm auch wenig genützt. An das „Vergessen“ hätte niemand geglaubt, sondern unbedingt hinter diesem eigentümlichen Zufall eine Absicht vermutet. Nein, er mußte Zeit zu gewinnen suchen, davon sprechen, daß vor dem definitiven Abschluß noch einige Kleinigkeiten zu erledigen seien, einige Formalitäten hervorsuchen, vielleicht auch das eine oder andere Wort beanstanden, die Fassung eines Satzes, welche in Wien

Anstoß erregt habe und nicht deutlich genug gefunden sei — kurz und gut: lavieren, den status quo zu erhalten und einen späteren Termin zur Unterzeichnung zu erwirken suchen.

Ein solches Verfahren war nun aber gerade das, was der französische Gesandte vorausgesagt und als Beweis für die Perfidie des österreichischen Kabinetts aufgestellt hatte. Graf Monasterol, welcher den Kurfürsten im anstoßenden Kabinett als Zeugen der Unterredung wußte, versäumte auch nicht, das Gesuchte in den Einwendungen des Gesandten, das Kleinliche in den Anständen auf das schärfste hervorzuheben, welche man in Wien beliebt hatte. Ja er ging noch einen Schritt weiter. Im Vertrauen auf die Eröffnungen des Marquis de Ricur, welche sich ja immer mehr als wahr herausstellten, gab er in allem, was Graf Schlick auszusetzen fand, nach, kam aber immer wieder auf die Unterzeichnung des Vertrages zurück, so daß der unglückliche Gesandte endlich gezwungen war, rund heraus zu erklären, zum definitiven Abschluß heute noch nicht ermächtigt zu sein.

Mehr brauchte es nicht, um den Kurfürsten zu überzeugen, daß man in der That von Wien aus ein falsches Spiel mit ihm gespielt habe. Zur größten Überraschung des Gesandten trat er plötzlich in den Konferenzsaal. In seinem Antlitz zuckte es seltsam, als er mit drohendem Blick, aber mit lächelndem Munde zu Graf Schlick sagte: „Man kommt Unseren Wünschen in Wien zuvor, Excellenz. Auch Wir trugen Bedenken, heute bereits abzuschließen. Je näher der Augenblick

an Uns herantrat, in welchem Wir auf Unser treues Bayernland verzichten sollten, desto schmerzlicher dünkte Uns ein solcher Verzicht. Trotzdem würde von Unserer Seite der Tauschvertrag heute vollzogen sein — Wir bitten, Excellenz, dies ausdrücklich Seiner Kaiserlichen Majestät zu berichten — wenn nicht das Wiener Kabinett ebenfalls neue Anstände erhoben hätte. Da aber dies geschehen, treten auch Wir von den bisher festgestellten Stipulationen zurück, ohne jedoch abgeneigt zu sein, einen Allianzvertrag auf anderer Grundlage abzuschließen. Nur von einer Abtretung Bayerns soll nicht mehr die Rede sein. Kaiserliche Majestät werden dagegen in Uns stets einen treuen Bundesgenossen finden, wenn Höchstdieselben zu Unserem Erblande denjenigen Teil des spanischen Nachlasses Uns zusprechen würden, welcher zu Unserer Entschädigung vorgesehen war, nämlich die Krone beider Sizilien. Bei der bekannten Gerechtigkeitsliebe Unseres kaiserlichen Schwiegervaters zweifeln Wir nicht daran, daß Hochderselbe Unserem Verlangen entsprechen wird, und bitten Excellenz, in diesem Sinne nach Wien zu berichten."

Die helle Ironie klang aus den Worten des Kurfürsten. Bayern und Neapel — das war ein Verlangen, von welchem Graf Schlick nur zu gut wußte, daß es sein Kaiser niemals bewilligen würde. Der Gesandte konnte daher in seiner Bestürzung keine andere Entgegnung finden, als eine stumme, ehrfurchtsvolle Verbeugung. Max Emanuel nickte den beiden Diplomaten kurz zu und verließ den Konferenzsaal.

Eine halbe Stunde später wurde Marquis de Ricur, der Gesandte Ludwigs XIV., in das kurfürstliche Kabinett beschieden.[1]

Zwölftes Kapitel.

Gefehlt!

„Guten Morgen, Kamerad! Schon so fleißig?"

Franz Beich, der Schlachtenmaler, rief die Worte zu dem Italiener Amigoni hinauf, welcher auf einem hohen Gerüst im Vorsaal des neuen Residenzschlosses an einem Deckengemälde arbeitete.

Amigoni setzte sich, den Pinsel in der Hand, und ließ die Beine über das Gerüst herabhängen. „Buon giorno, signore", nickte er dem Kollegen zu, „ben levato?"

„Kann's nicht rühmen", lachte Beich, „ich bin die ganze Nacht nicht ins Bett gekommen."

---

1) Es ist historisch, daß die Unterzeichnung des Allianz- und Tauschvertrages nur deshalb nicht erfolgte, weil der kaiserliche Gesandte im entscheidenden Augenblick ohne genügende Vollmacht war, und ebenfalls, daß Max Emanuel, dadurch gereizt, die Verhandlungen durch Aufstellung der oben erwähnten exorbitanten Forderung abbrach und sich jetzt Frankreich rückhaltslos in die Arme warf. Vgl. C. v. Noorden. Europäische Geschichte im 18. Jahrhundert, 1. Abth. 1. Bd. 3. Buch 2. Kap.

„Cospetto! Ging's beim Schloßwirt in Dachau so lustig zu?"

„Lustig genug! Doch fuhr ich schon um zehn Uhr fort, wäre auch noch zu guter Zeit nach Schleißheim gekommen, wenn mir nicht unterwegs ein Abenteuer zugestoßen wäre."

„Hoffentlich ein interessantes. Gesteht es nur, oder legen Euch zarte Rücksichten Schweigen auf?"

„Nein, beim Barte des Propheten! Einen Schwerverwundeten fand ich am Wege liegen."

„Demonio!" Der Ausruf galt wohl weniger den letzten Worten des Schlachtenmalers, als dem Pinsel, welcher durch eine unwillkürliche Bewegung Amigonis Hand entglitt und unmittelbar vor Beichs Füßen zur Erde fiel.

„Ihr seid zu liebenswürdig, Signor Amigoni", lachte Beich, indem er einen Satz zur Seite machte, „Eure Pinsel sind vortrefflich, aber ich bin zur Genüge mit dieser Ware versehen."

„Entschuldigt meine Ungeschicklichkeit!" Amigoni machte sich bereit, vom Gerüst herunterzuklettern und den Pinsel wieder aufzuheben, aber Beich winkte ihm ab. „Bleibt oben, Kamerad, ich will lieber zu Euch hinaufkommen. Beim Barte des Propheten, diese Unterhaltung par distance, wobei ich mir fast den Kopf abdrehen muß, um Euer wertes Antlitz zu sehen, ist so wie so nicht nach meinem Geschmack. Droben auf Eurem Gerüst wird sich's gemütlicher plaudern."

Er hatte bei den Worten Amigonis Pinsel aufgehoben und war die Leiter zu ihm hinaufgestiegen.

„Zu viele Ehre für mich“, empfing ihn der Italiener, „aber am bequemsten seid Ihr hier oben auch nicht gebettet. Doch nun weiter mit Eurem Abenteuer! Also den barmherzigen Samariter mußtet Ihr spielen?“

„Es ist wie Ihr sagt. Als ich bei Schloß Sandhorst vorüber fuhr — ich sang gerade ein fideles Lied — hörte ich einen Hilferuf.“

„Vom Schloß her?“

„Nein, aus dem gegenüberliegenden Walde.“

„Cospetto! Und Ihr fandet —“

„Einen schwer verwundeten jungen Mann. Der arme Bursche war in den Rücken geschossen und hätte mich nicht die heilige Jungfrau vorübergeführt, würde er wohl die Sonne nicht mehr haben aufgehen sehen. Ihr müßt ihn auch kennen — freilich — er war mehrere Male mit seinem Vater am „Bergl“, ’s ist ein Ingolstädter Student, der Sohn vom Förster Meindl.“

„Meindl, Meindl?“ wiederholte Amigoni in fragendem Tone, als ob er sich besinne. „In der That, ich glaube mich des Jünglings zu erinnern. Er wird ein Duell gehabt haben, diese deutschen Studenten sind so rauflustig.“

„Das ist kaum wahrscheinlich, eher ein hinterlistiger Überfall. Es scheint eine Liebesaffaire dabei im Spiel zu sein.“

„Cospetto! Was Ihr sagt?“

„Ich habe wenigstens eine Vermutung. Das Benehmen der Baronin Franziska brachte mich darauf.“

Das Antlitz mit der Hand beschattend, schaute der Italiener zur Decke hinauf, als prüfe er den Effekt

seiner Farben. „Baronin Franziska?“ fragte er, „wer ist das?“

„Kennt Ihr die schöne Tochter des alten Brummbären Sandhorst nicht? Da ich den Verwundeten Haus Sandhorst gegenüber fand, läutete ich die Bewohner aus dem Schlafe und brachte mit ihrer Hilfe den armen Burschen unter Dach und Fach.“

„Hinein ins Schloß?“

„Wo sollte ich sonst mit dem Unglücklichen hin? Zum Hause seiner Eltern war der Weg zu weit. Aber beim Barte des Propheten, Amigoni, wenn Ihr noch einen Schritt weiter zurücktretet, stürzt Ihr vom Gerüst herunter. Mensch, was ist Euch denn? Ihr taumelt ja.“

Bei den letzten Worten hatte Beich nach dem Arm des Italieners gegriffen und ihn in die Mitte des Gerüstes gezogen. „Ihr seid schwindlig, Freund, das macht die Höhe des Gerüstes, aber mit der Zeit giebt sich das, Ihr werdet Euch schon daran gewöhnen.“

„Verwünscht! Ich leide sonst nicht am Schwindel, aber in dem Moment, als Ihr mir Eure Warnung zuriefst, sah ich mich schon zerschmettert dort unten auf den Steinfliesen liegen, es wurde mir ganz schwarz vor den Augen — — jetzt ist mir wieder besser.“

Er fuhr sich mehrere Male mit der Hand über das Gesicht, schüttelte die schwarzen Haare aus der Stirne und griff wiederum zum Pinsel.

„Laßt die Arbeit heute ruhen“, meinte Beich. „Kommt lieber mit mir hinaus in die frische Luft.“

„Warum? Cospetto, der Anfall ist vorüber — warum soll ich mein Tagewerk nicht vollenden? Der Schild des Äneas dort muß heute noch untermalt werden. Fahrt, bitte, in Eurer Erzählung fort, die Arbeit geht noch 'mal so schnell von statten, wenn man dabei etwas zu plaudern hat.“

„Eigentlich bin ich mit meiner Erzählung fertig“, lachte Beich, indem er sich auf die Bretter des Gerüstes streckte, die Arme unter den Kopf schob und so die Thätigkeit des Italieners verfolgte.

„Ich dachte, Ihr wolltet noch etwas von der hübschen Tochter des tiranno furioso erzählen, des alten Obersten, der uns Maler aufs Blut haßt.“

„Ihr habt recht, bei der Baronin Franziska war ich stehen geblieben. Daß sie keinen kleinen Schrecken bekam, als ich ihr den Sterbenden ins Haus brachte, könnt Ihr Euch denken.“

„Den Sterbenden? Also muß der arme Bursche dran glauben?“

„So meinte ich wenigstens damals. Doch hat jetzt der Arzt nach Untersuchung der Wunde erklärt, daß noch Hoffnung vorhanden ist, ja bei der Jugendkraft des Patienten sogar die Wahrscheinlichkeit einer Wiederherstellung vorliegt. Die Lunge scheint unverletzt geblieben zu sein, da die Kugel am Schulterblatt abgeglitten ist. Durch den Ort der Verwundung ist auch die Annahme eines Zweikampfes ausgeschlossen, da der Schuß von hinten abgefeuert wurde.“

„Demonio, also ein Meuchelmord!“

„Dasselbe rief die Baronin auch, dabei wurde sie leichenblaß und griff nach einem Stuhl, um sich zu halten. Ich wollte ihr zu Hilfe kommen, da flüsterte sie mir zu: O, ich ahne einen schrecklichen Zusammenhang — und als der Arzt dann äußerte, das beste würde für den Verwundeten sein, wenn er einstweilen ruhig in Sandhorst bleiben könnte, rief sie: Das ist das wenigste, was wir thun können."

„Sie ist wohl in den Studenten verliebt", sagte Amigoni mit heiserem Lachen.

„Das glaube ich nicht, er ist ihr Jugendgespiele, nichts weiter; aber daß der Student bis über die Ohren verliebt war, glaube ich allerdings."

„Eben in diese schöne Franziska?"

„Wiederum vorbeigeschossen, in eine Dame vom Hofe, welche auch noch von jemand anderem angebetet wurde. Und dieser andere — Ihr versteht —"

„Hat sich den unbequemen Nebenbuhler vom Halse schaffen wollen, natürlich! Aber was läßt Euch auf eine Neigung des Studenten zu einer anderen Dame schließen?"

„Mancherlei, was ich hie und da gehört habe, zum Beispiel von der Baronin selbst."

„Jedoch ihr Erschrecken, ihr Erblassen?"

„Erklärt sich ganz natürlich. Sie kennt den Nebenbuhler des Studenten bei jener bewußten anderen. Und dieser Nebenbuhler ist — nun sagen wir einmal — ist ihr nicht gleichgiltig."

Amigoni nickte, indem er den Pinsel fortlegte und nach einem anderen griff. „Vielleicht ein Verwandter?"

„Das will ich nicht gesagt haben“, antwortete Beich ausweichend.

„Oder selbst ihrem Herzen teuer“, fuhr Amigoni mit seinem heiseren Lachen fort.

„Ihr fragt mich mehr als ich weiß. Aber hört, Kamerad, wollt Ihr denn Eurem Äneas einen Schild aus Zinnober geben?“

Der Italiener warf Beich einen funkelnden Blick zu, ehe er antwortete: „Cospetto! Laßt's nur erst fertig sein, dann werdet Ihr schon erkennen, aus welchem Metall des Äneas Schild gefertigt. Aber ich habe für heute auch genug und will jetzt zusammenpacken. Treffe ich Euch nachher am ‚Bergl‘?“

„Nicht unmöglich“, erwiderte Beich, indem er sich aus seiner bequemen Lage aufrichtete. „Die Herren Patres haben heute Besuch von München, da ist jedenfalls frisch angezapft. Vielleicht hört man auch etwas Neues aus der Hauptstadt oder in politicis. Also auf Wiedersehen!“

„Addio, a rivederci“, nickte Amigoni, während Beich die Leiter hinabstieg. Der Italiener machte sich eifrig unter seinen Gerätschaften zu thun, bis die hohe Gestalt des Schlachtenmalers verschwunden war. Dann setzte er sich nieder und verbarg das Gesicht hinter beiden Händen. „Was ist nun gewonnen?“ stöhnte er. „Was habe ich erreicht? Er in ihrem Hause, in ihrer Pflege! O, es ist um rasend zu werden!“

* * *

Um dieselbe Zeit finden wir Fräulein v. Heydom wiederum im Vorzimmer ihrer Herrin, der Frau Kurfürstin.

Als wir sie hier vor einigen Tagen aufsuchten, drang das monotone Rauschen des herabströmenden Regens in das stille Gemach, heute flutet blendender Sonnenschein durch die hohen Fenster und erweckt funkelnde Lichter in der reichen Vergoldung der weiß lackierten Möbel. Damals seufzte die Familie Heydom unter der Last der fürstlichen Ungnade. Und heute?

Der feuchte Glanz in den Augen Josephinens, ihre zuckende Lippe, die nervöse Unruhe, mit welcher sie das Zimmer durchmißt, und die Thätigkeit des spitzenbesetzten Taschentuchs, welches immer und immer wieder dafür sorgen muß, daß nicht eine verräterische Thräne sich aus den schwarzen Augen herabstiehlt und das zarte rouge zerstört, welches die fahle Blässe der Wangen verdeckt — — läßt das alles darauf schließen, daß die helle Gnadensonne der feindlichen Nebel Herr geworden ist und wieder die Heydoms mit ihren beglückenden Strahlen erfreut?

Und dennoch ist Marquis de Ricur, nachdem er vom Kurfürsten entlassen, von der Frau Kurfürstin empfangen und gleich darauf auch der Kammerherr v. Heydom zu Ihrer Durchlaucht befohlen worden. Und dennoch hat der letztere im Vorbeigehen seiner Tochter zugeflüstert: „Triumph! Wir haben gesiegt.“ — —

Jetzt öffnen sich die hohen Flügelthüren, welche zu den inneren Appartements führen, und mit dem französischen Ambassadeur tritt der Kammerherr her-

aus. Die elegante Figur des noch jugendlichen Gesandten tänzelt auf Josephine zu und bittet um die Ehre, der schönsten, weisesten und mutigsten Dame des Hofes die Hand küssen zu dürfen. Baron Heydom aber sagt mit Betonung: „Ihre Durchlaucht hat den Wagen befohlen und wird in einer halben Stunde ausfahren. Sie wünscht, daß Du sie begleitest, ma chère fille.“ Und eine halbe Stunde später rollt Josephine neben der Kurfürstin durch die breiten Lindenalleeen des Parks. Ihr Mund lächelt und ihre helle Stimme plaudert so anmutig. O welche Pein, scherzen zu müssen, wenn das Herz gefoltert wird von qualvoller Sorge! — —

Die Spazierfahrt ist vorüber und der Hofstaat versammelt sich in den an den Speisesaal stoßenden Gemächern zum Diner. Josephine ist von einem Kreise von Kavalieren umgeben, welche miteinander wetteifern, ihr etwas Angenehmes zu sagen. Auch Eugen Sandhorst ist unter ihnen. Josephine scherzt mit ihm, wie mit den anderen auch, aber bei der durch den Eintritt der Höchsten Herrschaften entstehenden Bewegung weiß sie ihm geschickt einige nur für ihn bestimmte Worte zuzuflüstern: „Wißt Ihr, welchen Gast seit dieser Nacht Schloß Sandhorst birgt?“

„Keine Ahnung. Ich war den ganzen Vormittag im Dienst.“

„Franziska hat mir heute Morgen geschrieben, daß man ihnen Xaver Meindl schwer verwundet ins Haus gebracht hat. Er ist dicht bei Sandhorst dem Tode nahe im Walde gefunden worden.“

Keinen Moment wichen ihre Augen von Eugens Antlitz und sie lasen auf denselben den Ausdruck eines jähen Erschreckens. Noch leiser, aber scharf markiert, ja fast zischend fuhr sie fort: „Es ist kein Zweifel, daß ein meuchlerischer Überfall vorliegt, da die Kugel von hinten eingedrungen ist. Ich kenne den Thäter, denn ich weiß, wem der arme Xaver im Wege gestanden hat.“

Eugen fuhr erblassend einen Schritt zurück und erhob wie beteuernd die Hand, aber ehe er noch ein Wort auf diese furchtbare Beschuldigung erwidern konnte, hatte Josephine sich bereits entfernt und zu den übrigen Hofdamen gesellt, so daß eine Fortsetzung der Unterredung unmöglich war.

Zweites Buch.

Die Ehrenberger Klause.

Erstes Kapitel.

Ein geheimnisvolles Bild.

Gegen den weißlichgrauen Himmel, über welchen schwarze Wolken eilig dahinzogen, zeichnete sich die dunkle Linie des Föhrenwaldes scharf und bestimmt ab. Dunkel blieb der Wald trotz des weißen Schnees, den die Wolken von Zeit zu Zeit in heftigem Gestöber herabsandten; zu schnell verzehrten sich die Flocken, sobald sie auf den Nadeln der Zweige einen Ruheplatz gefunden hatten; ebenso wenig vermochte sich der Schnee auf dem Felde und auf den Wegen zu halten, die Nässe des halberweichten Bodens ließ ihn überall nach kurzer Zeit schmelzen. Naß und schmutzig war alles, was man sah, in grauer Monotonie streckte sich die Ebene weithin und darüber brauste der Märzwind, trieb die Schneeflocken um und durch einander, schüttelte die Bäume und ärgerte die Menschen.

Viele waren es nicht, denen er auf seinem wilden Jagen begegnete; wer es nicht nötig hatte, blieb daheim in seinen vier Wänden, auch der von Schleißheim nach München führende Fürstenweg war öde und verlassen. Die wenigen Wanderer, welche sich durch den zähen Schmutz seines Bodens quälten und gegen die launische Unbill von Wind und Wetter ankämpften, erschienen wie kleine zerstreute Punkte auf der langen geraden

Linie der Straße; ein einziges Fuhrwerk war auf derselben zu erblicken, ein zweisitziges Wägelchen, vor dem ein starkknochiger rauhhaariger Brauner einherzottelte, um dann und wann, von der Peitsche angetrieben, in einen widerwilligen Trab zu fallen. Zwei Männer saßen im Wagen, beide in große Mäntel gewickelt; der ältere von ihnen, eine kräftige, breitschulterige Gestalt mit jovialem Gesicht und spitzem, nach ungarischer Sitte aufgewichstem Schnurrbart, führte Zügel und Peitsche.

„Beim Barte des Propheten“, brummte der Rosselenker, der Hofmaler Franz Beich, „wer hätte gestern bei dem hellen Sternenhimmel gedacht, daß wir heute solches Reisewetter haben würden?“

„Ich habe es vorausgesehen“, meinte sein jüngerer Gefährte, der von seiner Wunde genesene Xaver Meindl, „aber ich fürchtete, Ihr würdet mich mit meiner Prophezeiung auslachen.“

„Was ließ Euch denn diesen schnellen Witterungswechsel vermuten?“

„Mein Rücken.“

„Ah, ist der noch immer so empfindlich?“

„Er zeigt mir jede Veränderung an, wie das beste Wetterglas.“

„Da habt Ihr immerhin einen kleinen Vorteil von Eurem Unglück gehabt.“

„Einen sehr zweifelhaften Vorteil, ungefähr ebenso zweifelhaft wie derjenige, welchen mir vor einigen Tagen Fräulein v. Sandhorst anpries?“

„Und welcher war das?“

„Daß ich wegen der Steifigkeit meines Armes nicht mit in den Krieg zu ziehen brauche.“

„Daraus spricht die Herzensgüte des Fräuleins und ihr warmes Interesse für Euch. Sie liebt Euch wirklich wie einen Bruder, Freund Xaver.“

„Was sie und ihr Vater an mir gethan, kann ich ihnen niemals vergelten, ebenso wenig wie Euch Eure aufopfernde Hilfe, Meister Beich. Ein langes Leben ist nicht lang genug, um solche Schuld zu bezahlen.“

„Laßt mich aus dem Spiel“, lachte der Schlachtenmaler, „ich habe wahrlich am wenigsten gethan. Mit den Sandhorsts ist's was anderes. Sie haben Euch gepflegt, als wäret Ihr ein Glied ihrer eigenen Familie.“

„Und mit welchen Gefühlen — wenigstens Franziska. Wahrlich, alle Schmerzen, welche ich gelitten habe, sind nichts gegen die Seelenpein, welche sie gefoltert hat. Fürchten zu müssen, daß der eigene Bruder sich einer solchen Ruchlosigkeit schuldig gemacht, welche Qual muß dieser Gedanke für ihr großes, edles Herz gewesen sein.“

„Nichts war geeigneter, ihr Eure Dankbarkeit zu beweisen, als der Eifer, mit dem Ihr diesen unglückseligen Verdacht zu zerstören bemüht waret.“

„Ich preise noch den Augenblick, in dem mir eine unbewachte Äußerung verriet, was sie dachte. ‚Wie‘, rief ich, ‚Eugen, ihn haltet Ihr für den Thäter?‘ — ‚Nennt mir einen anderen, der Euch feindlich gesinnt war?‘ schluchzte sie. — Ich versicherte ihr, daß ich nicht eher an Eugens Schuld glauben würde, als bis

er sich selbst derselben anklage; bis dahin würde ich ihn der Schlechtigkeit eines meuchlerischen Überfalls für absolut unfähig halten. Dann teilte ich ihr mit, wohin sich mein Verdacht richtete. Das schien sie zu beruhigen, zum erstenmale sah sie, daß auch noch einem anderen Menschen, als ihrem Bruder, an meinem Tode gelegen sein könnte. Einige Tage später trat letzterer selbst zum erstenmale an mein Schmerzenslager, ich glaube, daß es Franziska gewesen war, welche ihn bis dahin fern gehalten hatte. Eugens echtes Mitgefühl, sein offenes Wesen mußten die letzte Spur eines Argwohns zerstören. Die Geschwister haben dann noch unter sich verhandelt — was? weiß ich nicht, aber Franziska sagte mir nachher, daß sie jetzt von der Unschuld ihres Bruders überzeugt sei."

Der Rosselenker nickte und trieb mit Zungenschnalzen und Peitschenknall den rauhhaarigen Braunen zur Eile an, welcher durchaus vor dem einladenden Wirtshaus des Dorfes Schwabing, durch das die Männer jetzt fuhren, Halt machen wollte. Nach einer kleinen Pause sagte Veich: „Hört 'mal, Xaver, wir haben an den langen Winterabenden, an denen ich die Langeweile Euch in etwas zu vertreiben suchte, so mancherlei mit einander verhandelt und Ihr habt mir so manchen Blick in Euer Herz gestattet, daß es wohl nicht unbescheiden ist, wenn ich die Frage an Euch richte, wen Ihr denn eigentlich in Verdacht habt?"

„Wäre es mein eigenes Geheimnis, lieber Freund, gern wollte ich es Euch enthüllen", entgegnete Xaver kopfschüttelnd. „Aber das ist es nicht, und so schlecht

auch gewisse Leute an mir gehandelt haben, so halte ich mich doch durch mein Wort zum Stillschweigen verpflichtet. Nur Franziska gegenüber durfte, mußte ich eine Andeutung fallen lassen, als mir klar wurde, in welchem entsetzlichen Wahn sie befangen war. Euch kann ich nur so viel sagen, daß ich der Mitwisser eines Staatsgeheimnisses bin und daß es hochgestellten Personen weit angenehmer wäre, dieser Mitwisser läge unter der Erde, als daß er auf derselben herumläuft ihnen zur Gefahr und zum beständigen Verdruß."

„Teufel, da schaut's hinaus", brummte Veich, „der Besitz eines derartigen Geheimnisses ist eine verfluchte Mitgabe."

„Das weiß Gott!" stimmte Xaver bei, „eine Mitgabe, die das Leben des Betreffenden sehr unsicher macht. Hinter jeder Mauer, hinter jedem Busch kann ich nach den gemachten Erfahrungen einen Schützen vermuten — und wahrscheinlich wird die zweite Kugel besser treffen als die erste."

„Eure Feinde werden an dem ersten mißglückten Versuch genug haben", suchte Veich den düster vor sich hinstarrenden Jüngling zu beruhigen. „Haben sie doch nun auch Euer Stillschweigen erprobt und werden Euch jetzt in Frieden lassen. Macht Euch nicht zu schwarze Gedanken, Freund Xaver."

Der Student schüttelte mit einem resignierten Lächeln den Kopf. „Ihr wißt nicht, welch schwarze Wolken mich umlagern, wie das, was die höchste Seligkeit meines Lebens hätte werden sollen, mir zum schrecklichen Verhängnis geworden ist." Und sich mit einer energi-

schen Bewegung in die Höhe richtend, fuhr er fort: „Klappen wir das Buch zu, ich bitte Euch darum, und laßt uns lieber von etwas anderem sprechen. Habe ich Euch schon erzählt, daß ich neulich in Amigonis Atelier war?“

„Nein — davon hör' ich zum erstenmale und mit nicht geringer Verwunderung. Ist doch mein italienischer Kollege ein wahrer Menschenfeind geworden, welcher jeden fortbeißt, der es wagt, sich ihm zu nähern. Es muß auch seine Melancholie gewesen sein, welche ihn den Winter über in Schleißheim zurückgehalten hat. Denn mit der Malerei ist es doch aus und vorbei, und Freunde, wie ich, besitzt er dort nicht. Weiß der Kuckuck, was in den früher so lebenslustigen Burschen gefahren ist.“

„Ich glaube doch, daß ihn die Kunst in Schleißheim zurückgehalten hat. Ein Bild von hinreißender Wirkung wurde diesen Winter von ihm vollendet, das er eben nur in Schleißheim malen konnte.“

„Beim Barte des Propheten, das muß er ja in aller Heimlichkeit geschaffen haben; gegen mich hat er wenigstens keine Silbe davon erwähnt. Hat er Euch das Bild gezeigt?“

„Der Zufall, der mich in sein Atelier geführt, ließ es mich dort entdecken. Ich war im Park mit Freund Potz umhergeschlendert und hatte mir dessen neue Anlagen zeigen lassen. Auf dem Rückwege wurden wir beim Lustheimer Palais von einem Wetter überrascht, ähnlich wie das heutige, Schnee und Regen durch einander, dazu ein abscheulicher Wind. ‚Hier

nur herein', rief Potz, in einen der Seitenpavillons tretend, ,Ihr habt ja nicht einmal einen Mantel und müßt bis auf die Haut naß werden, das taugt nicht für Rekonvalescenten.' Damit zog er mich in liebenswürdiger Sorge hinter sich her, einen Korridor hinunter, an dessen Ende er vor einer Thür stehen blieb. ,Amigoni wird zwar über unsern Besuch etwas verwundert sein', lachte er, indem er anklopfte, ,aber Not bricht Eisen.' — Eisen war es nun zwar nicht, was wir zu brechen hatten, aber eisig war der Empfang allerdings, der uns zu teil wurde. Wir machten daher, daß wir wieder fortkamen, sobald es das Wetter erlaubte."

„Aber das Bild, das Bild?"

„Ich sah mich im Atelier um, während der gutmütige Potz eine gezwungene Unterhaltung mit dem schweigsamen Italiener führte. Da schaute mich plötzlich, halb verdeckt durch eine mythologische Skizze, ein liebes bekanntes Antlitz an. Mit einem Ausruf des Staunens trat ich näher und schob, ohne viel nachzudenken, die verdeckende Skizze fort. Im nächsten Moment stand Amigoni neben mir. ,Ich bitte, Signor', sagte er mit Schärfe, ,laßt die Bilder stehen. Die Farben dieser Skizze sind noch frisch, Ihr möchtet mir etwas darauf verwischen.' Damit nahm er mir die Skizze aus der Hand und stellte sie vor das andere Bild, daß dieses jetzt völlig verdeckt war. Aber ich hatte genug gesehen, um von demselben ganz entzückt zu sein. Es war ein Madonnenbild, ein Kopf von einer Lieblichkeit und einer Hoheit, wie ich noch nie

etwas geschaut. Und wessen Züge — ratet nur einmal — trug dies Bild?"

„Nach der Begeisterung, in die es Euch versetzt, wahrscheinlich diejenigen der Baronesse von Heydom."

Über das Gesicht des jungen Mannes flog ein Schatten. „Nein, nicht Josephinens, nicht die Züge derjenigen waren es, die mich hat kennen lehren, welcher Tücke das weibliche Herz fähig ist. Nein, es war das Antlitz einer anderen, die mich lehrte, welche Aufopferung, welches thatkräftige, liebevolle Mitleid das weibliche Herz beweisen kann: Franziskas Züge waren es, welche das Bild der Madonna trug."

„Ihr schwärmt, Freund Xaver", lachte der Schlachtenmaler, „und in Eurer Schwärmerei seht Ihr überall ein angebetetes Antlitz. Wie sollte Fräulein v. Sandhorst dazu kommen, Amigoni als Modell zu sitzen?"

„Daß solches geschehen, behaupte ich auch nicht, aber daß er ihre Züge auf die Leinwand gebannt, ist keine Frage. Sie war es ganz, in ihrer holden Anmut, nur verklärt zu himmlischem Frieden —"

„Seht den Schwärmer", unterbrach ihn Beich, „der kaum Worte genug finden kann, die Schönheit seiner geliebten Herrin zu preisen."

Xaver faßte des Malers Hand. „Ich bitte Euch dringend, versteht mich nicht falsch, wenn ich mit solchem Entzücken von Franziska spreche. Nur wie ein Bruder liebe ich sie, wie einen Schutzengel verehre ich sie, aber mit keinem anderen Gefühl denke ich an sie, das kann ich Euch auf Manneswort versichern! Und deshalb war es auch nicht schwärmerische Ekstase,

welche mich in Amigonis Bild ihre Züge wiederfinden ließ."

„So viel ich weiß, kennt er sie gar nicht einmal", meinte Beich, noch immer ungläubig den Kopf schüttelnd. „Als Madonna, sagt Ihr, habe er sie gemalt? Hm, hm, es ist wahr, Franziskas Antlitz eignet sich vortrefflich dazu, das prachtvolle Goldblond des Haares, die edle, reine Stirn —"

„Die klugen, seelenvollen Augen und der freundliche Mund mit seinem lieblichen Lächeln", fiel Xaver ein.

„Ja, ja, es ist schon so", fuhr Beich fort, „ein Madonnenkopf ist es, wie sie Rafael Sanzio liebte, der göttliche Jüngling. Aber eben das ist der Grund Eures Irrtums, Xaver. Was Ihr gesehen, ist eine Studie gewesen, deren Züge eine zufällige Ähnlichkeit mit der schönen Franziska besitzen."

Xaver wurde an einer Antwort verhindert, da der Wagen vor dem Münchener Stadtthor angelangt war und der Korporal der Thorwache herantrat, nach den Namen der Einfahrenden zu fragen. Die Stadtmauer entlang, über welche Kuppel und Türme der vor achtundzwanzig Jahren eingeweihten Theatiner-Hofkirche herübergrüßten, pfiff eisigkalt der Schneewind und fuhr heulend durch die langgestreckte Thorwölbung. Es ist ein gar anderes Bild, welches heutzutage München dem Fremden bietet, wenn er auf der Schwabinger Landstraße zur Stadt hineinfährt, als anno 1703. Heute begrüßt ihn zuerst das imposante Siegesthor, jenes prächtige Abbild des Triumphbogens des Konstantin in

Rom, und eine Straße von Palästen, welche mit Recht den Namen ihres kunstsinnigen Schöpfers trägt, rollt er entlang, bis er die Stelle erreicht, wo im Jahre 1703 die Stadt erst begann. Denn dicht an der Theatinerkirche, der jetzigen Feldherrnhalle gerade gegenüber, befand sich das damalige „Schwabinger Thor“, so daß man nach Einfahrt in die Stadt zur rechten Hand gleich die genannte Kirche mit ihrem damals noch unvollendeten Portal [1] und zur Linken den Kaiserhof der kurfürstlichen Residenz hatte.

Veich lenkte, nachdem sie das Thor passiert, den Wagen rechts in die Schwabinger Gasse hinein, welche heute Theatinerstraße genannt wird, und hielt vor einem stattlichen, im Geschmack der späteren Renaissance mit Pilastern, Figuren und Stuccatur-Arabesken geschmückten Giebelhause. Hier sprang Xaver vom Wagen. Der Besitzer dieses Hauses war sein Oheim, der kurfürstliche Hofkammerrat Plinganser, dem er schon längst einen Besuch zugedacht hatte. Mit herzlichem Händedruck verabschiedete er sich von dem Schlachtenmaler und versprach, sich rechtzeitig zur Rückfahrt im unweit gelegenen Büchelbräu einzufinden, wo Veich ausspannen wollte.

* * *

„Wie sich doch ein Mensch über sich selbst täuschen kann“, lachte Franz Veich ingrimmig in sich hinein,

---

1) Dasselbe wurde erst unter Maximilian III. im Jahre 1767 durch Cuvillier und Roman Boos in seiner heutigen Gestalt hergestellt.

als er eine Viertelstunde später im Büchelbräu hinter dem Maßkruge saß und sich am braunen Bier erlabte. „Beim Barte des Propheten! Glaubt da dieser gute Xaver, seine schöne Wohlthäterin nur als eine schwesterliche Freundin zu verehren und dabei ist er bis über beide Ohren in sie verliebt. Wer könnte weiter daran zweifeln als er selbst? Kann man in noch schwärmerischeren Ausdrücken von einem geliebten Gegenstande sprechen, als er? Und nun diese Geschichte mit dem Bilde! Amigoni hat die Baronin kaum jemals gesehen — und soll nun ein Bild von ihr gemalt haben, das all ihren Liebreiz wiedergiebt? Lächerlich! In Xavers Herzen steht Franziskas liebreizendes Bild so fest, daß er es überall zu sehen glaubt. Das ist die Erklärung!"

Beich leerte hastig seinen Krug und wehrte der Kellnerin, welche ihn aufs neue füllen wollte. Er schüttelte mit einer heftigen Bewegung die Tropfen von seinem Dreispitz, welche der geschmolzene Schnee darauf zurückgelassen hatte, und drückte ihn auf die Perücke. Dann griff er nach seinem Bambusrohr und trat auf die Straße hinaus.

Es schneite nicht mehr, ja, der wilde Märzwind hatte den Himmel rein gefegt und die Sonne lachte aus ungetrübter Bläue herab. Der Schlachtenmaler wandte sich wieder zum Thore zurück, da er den Prior des Theatinerklosters aufsuchen wollte, für dessen Kirche er einen Auftrag übernommen hatte.

„Wer kann's im Grunde dem Xaver verdenken", setzte er sein stilles Selbstgespräch im Weitergehen fort,

„wenn er für sein krankes Herz in einer anderen Liebe Trost sucht? Hat mich doch manch einer, der in der Kunst des Liebens wohl bewandert, versichert, nie sei unser Herz ein so sicheres Ziel für Amors Pfeile, als wenn es noch schmerzhaft zuckt in den Nachwehen früherer Liebespein. Natürlich, der Schmerz erhöht die Reizbarkeit, zwar spricht man zuerst nur von der Freundschaft, welche lindernden Balsam auf die Wunde legt, aber Freundschaft und Liebe — wie nahe verwandt sind diese Begriffe. Und so ein junger Bursch hat denn auch noch das — beim Bart des Propheten — staunenswerte Glück, gleich einer Freundin zu begegnen, welche den Ärmsten so bedauernswert findet, daß sie sich schon aus Mitleid in ihn verliebt, während unsereins", er lachte plötzlich hell auf, „unsereins? Franz Beich, alter Freund, werde Dir selbst nicht lächerlich. Du willst doch nicht etwa den schwärmerischen Liebhaber agieren? Das fehlte gerade noch."

Er führte mit dem Bambus einige wuchtige Hiebe in die Luft und lachte noch einmal hell auf. Daß sich zwischen Xaver und Franziska eine wechselseitige innige Neigung — wenn auch vielleicht beiden noch unbewußt, entsponnen habe, dieser Gedanke hatte freilich nur noch gefehlt, um Franz Beich über seine eigenen Gefühle aufzuklären. Sorgsam hatte er sie bis jetzt mit einem dichten Schleier überdeckt, nun standen sie plötzlich unverhüllt vor ihm und ließen sich nicht vertreiben, wenn er sie auch mit noch so spöttischem Lachen überschüttete und noch so wuchtige Schläge mit dem Bambus gegen sie führte.

Sein Samariterwerk an dem verwundeten Xaver hatte ihm zuerst die Thore Sandhorsts geöffnet, welche ja sonst für jeden Maler fest verschlossen blieben, und die Teilnahme an der Pflege des Todkranken hielt ihm dieselben auch fernerhin offen. Als dann der Zustand Xavers gestattete, ihn ins Försterhaus zu seinen Eltern zu transportieren, da hatte der alte Baron sich mit dem früheren Kriegskameraden schon so eingelebt, daß er dessen Besuche nicht mehr entbehren mochte, sondern vielmehr ihn geradezu aufforderte, sich recht oft auf Schloß Sandhorst sehen zu lassen. Mehr hatte es für den Schlachtenmaler nicht bedurft, um ihn zu bestimmen, für den Winter nicht nach München zurückzukehren, sondern draußen in Schleißheim zu bleiben. Er teilte seine Zeit jetzt zwischen Sandhorst und dem Försterhause, in welchem letzteren Franziska ein fast ebenso häufiger Gast war als er, und wie er, Frau Meindl in der Pflege Xavers mit Rat und That unterstützte. In Sandhorst aber spielte er mit dem alten Baron Puff und Pikett, wobei der eine noch größere Tabakswolken von sich blies als der andere, oder vertiefte sich mit ihm bei einer Flasche alten Rheinweins in die Erinnerung an die Türkenkriege, an den Prinzen Eugenius und den glorreichen Tag von Machacz. Dann hatte er meistens einen großen Bogen Papier vor sich und während Sandhorst erzählte, warf er in flüchtigen, aber charakteristischen Umrissen eine Scene nach der anderen aus jener Zeit aufs Papier. „Teufelskerl!“ brummte der alte Baron, wenn ihm Beich nachher die Skizzen hinüberschob, „Teufelskerl! Gerade so

war's, kein Tüttelchen dürfte anders sein. Warum malen Eure welschen Kollegen nicht auch so vernünftiges Zeug? Aber die können nichts anderes als Heilige oder Göttinnen und lassen sich dann ihre Pinseleien von unserem armen Kurfürsten noch mit Gold aufwiegen."

So kam es, daß Sandhorst sogar ein Auge zudrückte, als Franziska es wagte, ihre Malversuche unter Beichs Assistenz wieder aufzunehmen. Widmete der Schlachtenmaler seine Abende dem Vater, so saß er vormittags bei der Tochter und leitete als treuer und kundiger Berater ihre künstlerische Ausbildung. Es war aber auch eine wahre Freude, zu sehen, wie sich Franziskas Talent unter seiner Führung immer reicher entwickelte. So hervorragend waren diese Fortschritte, daß selbst der alte Baron es nicht lassen konnte, dann und wann in das Atelier seiner Tochter hinauf zu klettern und — verklausuliert zwar und halb versteckt unter launigem Spott — seine Anerkennung auszudrücken. Als ihn aber Franziska eines Tages mit einer Kopie in verkleinertem Maßstabe von Beichs großem Bild überraschte, welches den Übergang der alliierten christlichen Armee über die Donau darstellte, hatte sie das Spiel ganz gewonnen. Er war voller Freude darüber, daß seine Tochter auch so „vernünftiges Zeug" malen könne, und statt sie in irgend einer Weise zu hindern, war er es jetzt, welcher sie zu immer größerem Eifer antrieb.

Auch Xaver Meindl nahm nach seiner Wiederherstellung an diesen Malstunden teil, allerdings nicht in selbstthätiger Weise, sondern nur der Unterhaltung

wegen. Der düsteren Gedanken, welche ihn verfolgten, vermochte er nirgends besser Herr zu werden, als in der Gesellschaft dieser beiden Menschen, welche ihm ein so thatkräftiges Mitleiden und eine so herzliche Zuneigung bewiesen hatten. Der quälende Verdacht, welcher sich seiner bemächtigt, daß es die Heydoms gewesen, welche jenes blutige Attentat gegen ihn verübt, um ihm für ewig den Mund zu schließen, ein Verdacht, welcher für ihn dadurch fast zur Gewißheit wurde, daß Josephine außer einer kühlen Erkundigung in den ersten Tagen auch nicht das kleinste Zeichen der Teilnahme für ihn gehabt hatte, sondern von Schleißheim mit dem Hof abgereist war, ohne auch nur einen Versuch zu machen, ihn zu sprechen oder ihm zu schreiben, dieser Verdacht fraß wie ein nagender Wurm an seinem Herzen. Josephine, daran zweifelte er jetzt nicht mehr, hatte ihn fortgeworfen wie ein Spielzeug, dessen man überdrüssig geworden, und ihr Vater, dem das noch nicht genug gewesen, hatte es sogar für nötig gehalten, dies Spielzeug der Vernichtung preiszugeben.

Aber, wenn er ganz versunken in solche trübe Gedanken dasaß, genügte ein freundliches Wort Franziskas, ja oft nur ein aufmunternder Blick von ihr, um seine Traurigkeit zu verscheuchen und die dunklen Geister zu bannen, welche ihn umnachteten. Auf die brennende Wunde seines Herzens legte die Freundschaft kühlenden Balsam — die Freundschaft oder die Liebe? Franz Veich war jedenfalls überzeugt, daß dies Gefühl nicht mehr Freundschaft sei, wenn es auch Xaver selbst noch so nannte, sondern Liebe. — — — — — —

Der Schlachtenmaler hatte das Theatinerkloster erreicht und zog die Glocke an der Pforte. Der Prior sei in der Sakristei, wurde ihm von dem öffnenden Bruder Pförtner bedeutet, Beich möge ihn dort aufsuchen. Langsam durchschritt dieser das überreich geschmückte Innere der Kirche, indem er wohl dann und wann in stiller Betrachtung vor einem der vielen Gemälde stehen blieb, welche dieselbe birgt. Am Eingange zur Sakristei traf er auf den Prior.

„Ah, Herr Hofmaler, Ihr kommt gerade zur rechten Zeit“, rief ihm der kunstsinnige Prälat entgegen. „Einen neuen Schatz habe ich soeben für unser Kloster erhalten. Ihr sollt Euer Urteil über seinen Wert abgeben und mir helfen, einen passenden Platz dafür auszusuchen.“

Der Prior nahm Beich unter den Arm und zog ihn in das Innere der Sakristei. Verdeckt gegen den Altar gelehnt stand eine Leinwand, die geöffnete Kiste, welche daneben stand, und das Stroh, welches auf dem Boden umhergestreut war, bewiesen, daß der Prior sie soeben erst ausgepackt hatte. Aber als der Prälat sie nun umdrehte und ins rechte Licht hielt, fuhr Beich mit einer unwillkürlichen Bewegung des Erstaunens zurück. Von der Leinwand strahlten ihm Franziskas Züge entgegen.

Der Prior des Theatinerklosters schmunzelte, als er Beichs Überraschung bemerkte, er schrieb dieselbe dem inneren Werte des Bildes, das er ihm zeigte, zu.

„Ich bitte Euch, Hochwürden“, rief Beich, „wer hat das gemalt?“

„Nur unter der Bedingung, den Namen des Meisters nicht zu verraten, habe ich das Bild erhalten“, erwiderte der Prior. „Auch habe ich versprechen müssen, hier in der Sakristei demselben ein Plätzchen anzuweisen, wo es nicht jedermann in die Augen fällt. Schade darum! Meint Ihr nicht auch? Ist es nicht ein vortreffliches Bild, wert, an einem Platze zu stehen, wo es alle Augen auf sich ziehen muß?“

Noch immer konnte Beich keine Worte finden. Je länger er die Madonna betrachtete, desto deutlicher trat ihm die Ähnlichkeit mit Franziska entgegen. War dies das Bild, was Xaver in Amigonis Atelier gesehen hatte? Beich prüfte forschend, ob das Gemälde die Manier des Italieners verriet. Manchen Zug fand er, welcher an Amigoni erinnerte, aber das Antlitz der Maria zeigte eine Innigkeit und Wärme der Empfindung, deren Beich den Italiener nicht für fähig gehalten. Fremd auch war Amigoni diese Färbung, die einen seltsam düsteren Eindruck hervorbrachte. Es war, als ob ein Schleier über das Bild gezogen sei, welcher dem Gemälde einen guten Teil seiner Wirkung raubte. Die Ausführung war von ganz verschiedenem Werte. In einzelnen Partien, vor allem in dem Antlitz der Jungfrau, vortrefflich, ja meisterhaft zu nennen, zeigte sie in anderen die größte Flüchtigkeit, zumal in den beiden Kindergestalten, des Jesus und Johannes, welche ganz konventionell gemacht waren.

„Bei der Gebenedeiten, Ihr laßt mich lange auf ein Urteil warten, Herr Hofmaler“, mit diesen Worten schreckte der Prior Beich aus seiner Betrachtung auf.

Der Maler drehte an den Enden seines langen Schnurrbarts, indem er erwiderte: „Das ist ein interessantes Werk — nicht eben durchgängig zu loben — aber in der Hauptsache von guter Wirkung. Wer es gemalt hat, muß zu verschiedenen Zeiten und in gar verschiedenen Stimmungen daran gearbeitet haben. Aber kalt wird es keinen Beschauer lassen, dessen Augen eine Zeitlang darauf geruht."

„Nicht wahr? Das meine ich auch", stimmte der Prior bei. „Eben deshalb bedauere ich, es hier in der Sakristei vergraben zu müssen. Aber der Wunsch des Stifters muß mir heilig sein."

„So ist es ein Votivbild?" fragte Beich.

Der Prior nickte, indem er das Gemälde wieder gegen den Altar lehnte. Dann fragte er mit einem schnellen forschenden Seitenblick auf den Schlachtenmaler: „Habt Ihr nun den Meister des Bildes erkannt?"

Beich schüttelte bedächtig den Kopf. „Wohl finde ich hie und da einen bekannten Zug, aber mit Bestimmtheit zu sagen, der und der hat es gemalt, und nur der kann es gemalt haben, vermag ich nicht. Das Bild ist nicht aus einer Stimmung gemacht. Begonnen in sorgloser Heiterkeit, scheint es in düsterer Schwermut vollendet."

„Diese Äußerung beweist Euren scharfen Blick, Herr Hofmaler. Es ist so, wie Ihr sagt. Als der Meister zuerst den Pinsel in die Hand nahm, war sein Herz voller Seligkeit, und als er die letzten Farbentöne aufsetzte, voller Verzweiflung. Aber nun genug davon.

Kommt mit mir in meine Gemächer. Wir wollen dort die Angelegenheit ordnen, wegen deren Ihr Euch zu mir bemüht habt."

Zweites Kapitel.

Die Familie Plinganser.

„Keine Wahrheit ist mehr in der Welt! Lüge, Lüge — das ist das Ganze. Wehe dem, der seine wahre Meinung sagt — den Leuten zu Gefallen zu reden, darauf kommt's an. Sitze ich gestern im Schauspielhaus und vor mir der Affe, der Strobl, der Assessor von der Hofkammer. Erst neigt er sich rechts zu seinem Nachbar und frägt, wie ihm 's Spektakle gefiele. — ‚Gut', sagt der. — ‚Ja, es ist excellent', stimmt Mosjö Strobl bei. Fünf Minuten später wendet er sich mit derselben Frage an seinen linken Nachbar. Der zuckt die Achseln, will nichts von dem Stück wissen. ‚Ganz meine Meinung', flüstert ihm der Assessor zu, ‚es ist ein mechantes Machwerk.' Ja, ja, der versteht's, der Strobl, der ist Peterling auf allen Suppen, überall beliebt. Warum? Weil er den Leuten nach dem Maul zu reden weiß!"

Der so sprach, mit lebhaftem Mienenspiel und heftigen Gestikulationen, war ein kleines, mageres Männchen in pfirsichfarbenem, mit Silber bordiertem Rock, dessen faltenreiches Gesicht fast unter der mäch-

tigen Allonge-Perücke verschwand, welche es überschattete. Als er jetzt eine kleine Pause machte, um Atem zu holen, warf ein großer, behäbig dreinschauender Herr, welcher eine goldene Schnupftabaksdose zwischen den Fingern drehte, ein: „Aber, bester Herr Vetter, was hat denn in aller Welt der Assessor Strobl mit der französischen Alliance zu thun?“

„Ich muß auch gestehen, Monsieur Strobl ist gar kein unebener Mann, Herr Fundations-Güter-Expeditions-Sekretär“, begann eine auf dem Kanapee thronende Dame in großgeblümtem Kleide, aber sie kam nicht weiter, der Pfirsichfarbene sprang wie von der Tarantel gestochen auf und indem er flehend die Hände gegen die Dame ausstreckte, rief er mit komischem Pathos: „Ich beschwöre Euch, Frau Base, brecht Euch die Zunge nicht ab mit dem Titel.“

Kopfschüttelnd strich die Matrone über ihr großgeblümtes Kleid. „Wahrhaftig, Euer Wesen ist nicht immer leicht zu verstehen“, meinte sie spitz. „Als ich Euch neulich cher cousin nannte, hieltet Ihr Euch die Ohren zu und hüpftet von einem Bein aufs andere und heute, da ich Euch den von Sr. Kurfürstlichen Durchlaucht verliehenen Titel gebe —“

„O, warum sagt Ihr nicht gleich, Frau Base, ich sei ein weniges verrückt“, unterbrach sie von neuem der Pfirsichfarbene. „Denn Eure wahre Herzensmeinung ist das doch. Aber freilich, eben die darf man nicht aussprechen. Wenn man jemanden für einen Tölpel hält, so sagt man nicht: Er ist ein Tölpel — sondern vielmehr: Der Mann ist gar nicht ungeschickt, durchaus

nicht, aber zu manchen Geschäften fehlt ihm die nötige Gewandtheit. Ihr aber, die Ihr mich doch für einen Narren haltet, sagt auch nicht: ‚Ihr seid ein Narr‘ — sondern nur: ‚Ich verstehe Euch zuweilen nicht.‘ Meinen gehorsamsten Respekt, Frau Base, für diese liebenswürdige Milde.“

Er wollte ihr bei den letzten Worten die Hand küssen, aber die Dame wies ihn halb lachend und halb erzürnet ab. „Laßt die Possen, Vetter“, rief sie. „Wenn Ihr es absolut hören wollt, so will ich es Euch ins Gesicht sagen, daß Ihr Euch zuweilen wie ein Narr gebärdet und daß nur diejenigen, welche Euch genauer kennen, überzeugt bleiben, daß Ihr Eure fünf gesunden Sinne noch bei einander habt.“

„Aber was hat denn alles das nur mit der französischen Alliance zu thun?“ fragte der gravitätische Herr mit der goldenen Schnupftabaksdose.

Der Pfirsichfarbene sprang auf den Fragenden zu mit vorgestrecktem Zeigefinger, als wolle er ihn damit durchbohren. „Überall herrscht Unnatur, alle unsere Verhältnisse sind verschroben. Warum? Weil wir verwelscht sind. Deutsche Sitte ist verpönt, französisch muß alles sein. Kaum ein deutsches Wort hört man noch. Attachieren, arrivieren, karessieren, chagrinieren, konduieren, degoutieren, refüsieren, debauchieren — so schwirrt es einem fortwährend um die Ohren. Wie ein Bedienter die Livree seines Herrn trägt, so tragen wir den französischen Rock, und wer den Franzmann am besten nachäffen kann, der gilt am meisten. Ist es denn nicht unerhört, daß sich Deutschland als

Frankreichs Diener gebärdet? Ist mir da neulich ein Buch in die Hände gefallen mit trefflichen Sinngedichten, Salomon von Golau [1] nennt sich der Verfasser —"

„Sakra, nun führt er gar die Poeten noch ins Gefecht. Bleibt wenigstens mit denen zu Haus und laßt endlich den Bruder 'mal zu Wort kommen, damit wir erfahren, welche Neuigkeiten er aus der Sitzung mitgebracht hat. Denn dazu und nicht um Euer Kauderwelsch mit anzuhören, bin ich hierhergekommen."

Mit diesen Worten trat sporenklirrend ein großer, ernst dreinschauender Offizier in der Interimsuniform des Grenadierregiments Heydom vom Fenster, an dem er bisher im Gespräch mit zwei jungen Leuten gestanden hatte, auf die Gruppe zu. Der kleine bewegliche Mann im pfirsichfarbenen Rock klatschte in die Hände und rief: „Bravo, Herr Kapitän! Das war offen und ehrlich gesprochen. Militärische Geradheit! Das liebe ich. Will auch sofort parieren und stillschweigen, ganz still, damit der Herr Hofkammerrat uns seine Neuigkeiten mitteilen kann." Und indem er den Worten die That folgen ließ, setzte er sich auf einen Stuhl, aber so auf dessen äußerste Kante, daß er jeden Augenblick herunterzufallen drohte, um so mehr, als er keinen

1) Unter diesem Pseudonym gab der schlesische Dichter v. Logau seine meisterhaften Epigramme heraus. Eines derselben lautet:

„Diener tragen insgemein ihrer Herren Liverei:
Folgt daraus, daß Frankreich Herr, aber Deutschland Diener sei?
Freies Deutschland schäme Dich dieser schnöden Kriecherei." —

Dieses Gedicht scheint dem Herrn Sekretär vorzuschweben.

Moment ruhig saß, sondern fortwährend mit seltsamen Kapriolen hin- und herrutschte.

Der Herr Hofkammerrat Plinganser — denn dieser war der gravitätische Herr mit der goldenen Schnupftabaksdose — räusperte sich, ehe er begann: „Die Kriegserklärung gegen Österreich ist also beschlossen, wohlgemerkt gegen Österreich und nicht gegen das deutsche Reich. Denn es liegt ja auf der Hand, daß das Reich vom Kaiser genötigt ist, an einem Kriege teilzunehmen, welcher nur für die dynastischen Interessen des Hauses Habsburg geführt wird. Ist es denn nicht für das deutsche Reich ganz gleichgültig, ob ein österreichischer Erzherzog die spanische Krone bekommt oder nicht? Kann ein Reichsstand verpflichtet sein, für solche Hausinteressen und Privataffairen dem Kaiser Beistand zu leisten? Unser gnädigster Kurfürst beantwortet in seinem in Rede stehenden Manifest diese Frage mit Nein. Daher sei er bemüht gewesen, in Ausübung der Pflicht sein Land zu konservieren, neutral zu bleiben und habe mit den beiden Kreisen Schwaben und Franken ein Associations- und Defensions-Bündnis geschlossen, um dem südlichen Deutschland bei dem ausbrechenden Weltkriege den Frieden zu erhalten. Es wird dann erzählt, wie Österreich ein solches Bündnis nicht habe dulden wollen, sondern zur Sprengung desselben Truppen nach Schwaben geschickt habe, wodurch der Kurfürst gezwungen worden sei, wie wir ja alle wissen, sich der Reichsstädte Ulm und Memmingen zu bemächtigen. Mit Unrecht sei dies als Friedensbruch aufgefaßt und der Kurfürst deshalb in die Acht erklärt, denn er habe

den Schritt nur unternommen, um obbemeldetes Defensionsbündnis zu schützen. Dazu berechtige ihn aber ohne Frage das westfälische Friedensinstrument, in welchem ein Artikel jedem Kreis des deutschen Reiches das Recht zuspricht, mit anderen Kreisen sich zu verbinden, und somit auch die Pflicht, im Falle eines Angriffs diese Verbindung zu verteidigen. Österreich sei daher der angreifende Teil, welcher darauf ausgehe, Bayern zu unterdrücken und dessen Fürstenhaus zu vertreiben, ein deutsches Fürstenhaus, dem es mehr als einmal seine Erhaltung zu verdanken gehabt habe."

Der Hofkammerrat schwieg und eine stumme Pause folgte seinem Bericht von dem wichtigen Manifest, in welchem Kurfürst Max Emanuel den — wie wir wissen, — schon im vorigen Sommer beschlossenen und im September durch die Besetzung Ulms und Memmingens eingeleiteten Bruch mit Österreich und Anschluß an Frankreich vor den europäischen Kabinetten und seinem Volke zu rechtfertigen suchte. Das Gefühl, welcher ernsten Zeit man entgegenging, ließ jeden in nachdenkliches Schweigen versinken. Aber dieses wurde plötzlich durch das laute Gelächter eines der am Fenster stehenden Jünglinge unterbrochen. Der Vetter im pfirsichfarbenen Rock sprang in die Höhe, warf dem Lachenden einen wütenden Blick zu und rannte ohne ein Wort des Abschieds aus der Thür.

„Was war denn das, Neffe Xaver?" fragte der Hofkammerrat mit würdevollem Stirnrunzeln.

„Verzeiht meine Ungeschicklichkeit, lieber Oheim", entschuldigte sich vortretend Xaver Meindl, „aber es

war mir unmöglich, das Lachen länger zurückzuhalten. Ihr seid mehr an die sonderbaren Manieren des Herrn Sekretärs Lehmus gewöhnt als wie ich, auf den sie einen unwiderstehlich komischen Reiz ausüben. Und wie es einem wohl geht, daß man eben dann, wenn man ganz genau fühlt, wie unpassend es sei, jetzt zu lachen, am wenigsten den Lachreiz unterdrücken kann, so ging es auch mir. Ich mußte über den närrischen Kauz lachen und hätte es meinen Hals gekostet."

„Gott sei Dank, daß er sich aus dem Staub gemacht hat", rief der Hauptmann Plinganser. „Ich kann den Burschen nicht ausstehen. Sakra! Wenn ich ihn sehe, juckt's mich in allen Fingern, ihn links und rechts zu maulschellieren. Kein vernünftiges Wort kann man in des Patrons Gegenwart sprechen."

Über des Hofkammerrats Gesicht zog ein gutmütiges Lächeln. „Laß mir den Vetter Lehmus in Ruhe, Bruder Moritz, kuriose Manieren hat er zwar, aber au fond ist er ein braver und kenntnisreicher Mann, ja man kann ihn einen Gelehrten nennen. — Das laß auch Du Dir gesagt sein, Neveu" — fuhr er zu Xaver gewandt fort — „und denke daran, wenn seine Kapriolen Dich einmal wieder zum Lachen reizen sollten."

„Mich hat's gefreut, Dich lachen zu hören" — mit den Worten winkte die Matrone auf dem Kanapee Xaver zu sich heran — „deshalb will ich auch Deine Entschuldigung beim Vetter Lehmus übernehmen. Nach Deiner Mutter Bericht mußte man ja glauben, Du

hättest das Lachen ganz verlernt, Dank der Gebenedeiten ist das doch nicht der Fall."

Sie nickte Xaver freundlich zu und ihre weiße wohlkonservierte Hand drückte herzhaft die Rechte des jungen Mannes.

„Ist nichts Neues von der Armee gekommen?" fragte Hauptmann Plinganser seinen Bruder.

„Von der Armee nichts, aber über die Armee genug. Kurfürstliche Durchlaucht haben befohlen, daß sie auf dreißigtausend Mann gebracht werde, alle Regimenter sollen komplettiert, ferner noch zwei neue Regimenter Infanterie und ein Regiment Dragoner formiert werden. Die Franzosen haben bei Straßburg eine formidable Armee unter Marschall Villars zusammengezogen, circa fünfzig Bataillone Infanterie mit über sechzig Schwadronen Reiter und fünfzig Geschützen. Die ist zu unserer Unterstützung bestimmt. Ich kann Dir diese genauen Details, welche übrigens in wenigen Tagen das ganze Land wissen wird, heute schon geben, weil ich das Schreiben zu konzipieren hatte, in welchem Kurfürstliche Durchlaucht die bevorstehende Ankunft obbemeldeter französischer Truppen dem Landesausschuß anzeigt und zugleich befiehlt, daß alle streitbaren Männer in Bayern aufgeschrieben und die Altersklasse vom zwanzigsten bis zum fünfundzwanzigsten Jahre sofort eingereiht werden soll."

„Vater, dann gehe ich auch mit", rief Plingansers Sohn, der andere der jungen Männer, welche vorhin mit dem Hauptmann in der Fensternische gestanden hatten.

„Die kurfürstlichen Beamten sind selbstverständlich ausgenommen“, sagte der Hofkammerrat gelassen. „Du wirst daher ruhig in Deiner Kanzlei bleiben, auch hinter dem Schreibpult kannst Du Deinem Fürsten mit Nutzen dienen.“

„Wie? Du willst in einer solchen Zeit das junge, frische Blut zurückhalten, um es in der Schreibstube versauern zu lassen?“ fragte der Hauptmann erregt.

„Hast Du ihm nicht selbst zur Schreibstube geraten, als er vor einem Jahre durchaus Soldat werden wollte?“ fragte der Rat zurück, ohne sich in seiner gelassenen Ruhe stören zu lassen. „Hast Du ihn nicht selbst auf Deine grauen Haare hingewiesen und ihm erzählt, daß Du trotz Deiner fünf Campagnen und dreißig Dienstjahre immer noch Hauptmann seiest und wohl auch ewig bleiben würdest, weil jeder unerfahrene junge Kavalier Dir vorgezogen werde, nur weil er von Adel sei —“

„Das sagte ich damals, als er eintreten wollte, um Carrière zu machen“, fiel der Hauptmann ein. „Aber heute, wo es gilt, Fürst und Vaterland zu verteidigen, spreche ich anders, da sage ich, daß Du ihn nicht vom Feld der Ehre zurückhalten darfst, wenn es auch Dein einziger Sohn ist. Fürs Vaterland zu sterben, ist keiner zu gut.“

Der Hofkammerrat erhob sich und sagte feierlich: „Wenn es so weit ist, dann werde ich ihm selbst die Muskete in die Hand drücken und ihm heißen, Leib und Leben für sein Vaterland einzusetzen, trotzdem es mein einziger Sohn ist!“

„Und dann wirst Du mich an Deiner Seite finden“, rief Xaver, mit leuchtendem Auge dem jungen Plinganser die Hand schüttelnd.

Bestürzt sah die Matrone von einem zum andern. „Aber mein Gott, das sind ja schreckliche Aussichten“, rief sie und die Thränen traten ihr bei den Worten in die Augen.

Da öffnete sich die Thüre, ein rosiges Mädchenantlitz, dem das kokette Münchener Riegelhäubchen reizend stand, schaute herein und rief:

„Die Suppe steht auf dem Tisch,
Es dampfen Braten und Fisch.
Herein, Ihr lieben Leut', herein!
Sollt alle eingeladen sein.“

„Die nächsten Aussichten sind jedenfalls vortrefflich, Frau Schwester“, meinte der Hauptmann launig, indem er seiner Schwägerin galant den Arm bot, um sie zu Tisch zu führen.

* *
*

Das rosige Mädchenantlitz mit dem koketten Riegelhäubchen saß beim Diner — denn nicht anders durfte im Hause des kurfürstlichen Hofkammerrat Plinganser das Mittagessen genannt werden, trotzdem es auf gut bayrisch mit Knödelsuppe begann, mit Dampfnudeln endete und seinen Höhepunkt in bayrisch Kraut mit Entenbraten fand — das rosige Mädchenantlitz also saß zwischen dem jungen Plinganser und unserem Freunde Xaver. Marianne — wie sie von ihrem Vater, dem Hofkammerrat gerufen wurde — oder „'s Annele“,

wie Mutter und Bruder sie nannten, war so recht, was man „blitzsauber" nennt, alles war rund an ihr, an ihrer Figur war keine eckige Linie zu entdecken, und eine angeborene Anmut gab auch allen ihren Bewegungen etwas Abgerundetes; aus ihren runden blauen Kinderaugen lachte Lebenslust und Munterkeit und das runde Stumpfnäschen mit dem kleinen Munde darunter, dessen volle Lippen sich höchst selten im Stadium der Ruhe befanden, verriet viel Schelmerei. Ihr Bruder Georg behauptete von ihr, daß sie nie aus dem Lachen herauskomme — das war nun zwar übertrieben, aber ihre Erscheinung, ihr ganzes Wesen schien unwillkürlich dem Gedanken Ausdruck zu geben: „Was ist es doch für ein Vergnügen, auf der Welt zu sein."

Ihre Munterkeit hatte übrigens etwas Ansteckendes. Ihre beiden Nachbarn hatten sich mit mehr oder weniger ernsten Gesichtern zur Suppe niedergesetzt, Georg Plinganser war verdrießlich darüber, daß der Vater ihm wiederum seinen Lieblingswunsch abgeschlagen hatte, Soldat zu werden, oder wenigstens dessen Erfüllung in weite Ferne hinausgerückt hatte, und bei Xaver war längst wieder die lachlustige Stimmung, deren unbewußte Ursache der Sekretär Lehmus gewesen, seiner gewohnten Melancholie gewichen. Jedoch 's Annele ließ beiden nicht viel Zeit, solchen Gedanken nachzuhängen, Xaver mußte ihr genau berichten, warum der Vetter Lehmus so schnell fortgestürzt sei, trotzdem er ganz wohl gewußt, daß ihm heute sein Leibessen, Dampfnudeln mit Vanillesauce zugedacht gewesen.

„Sein Leibessen ist's übrigens nur, wenn Du sie gemacht hast“, warf Georg Plinganser ein.

„Welche Idee!“ wehrte 's Annele ab. „Ich bitte Dich, Xaver, glaub' dem schlechten Menschen nicht.“

„Und ich bitte Dich, Vetter“, fuhr Georg fort, „überzeugt zu sein, daß der Herr Sekretär nur des Annele's wegen unser Haus besucht. Wir werden nächstens eine Frau Sekretärin haben.“

's Annele lachte hell auf. „Freilich werden wir das, aber keine Frau Fundations-Güter-Expeditions-Sekretärin, sondern eine Frau Revisions-Kanzlei-Sekretärin, wird auch nicht verehelichte Lehmus und geborene Plinganser heißen, sondern verehelichte Plinganser und geborene —“

„Halt, halt, Dein Mäulchen geht mit Dir durch“, rief Georg, der junge Revisions-Kanzlei-Sekretär, ohne verhindern zu können, daß ein verlegenes Erröten sich über sein Antlitz breitete.

„Kannst Du leugnen, daß Du jeden Tag viermal bei einem gewissen Hause in der Kaufingergasse Fensterparade machst und Dich in demselben Hause jede Woche wenigstens zweimal zur Schokolade einzufinden pflegst?“

„Ja, ja, Georg, es ist schon so“, warf der Hauptmann ein, „die Sache wird bedenklich.“

„Und das, während er sich mit dem Gedanken trägt, in den Krieg zu ziehen“, fügte Xaver hinzu.

„Ach, schweig davon“, rief ihm Georg zu, „was aber die vermeintliche zukünftige Frau Kanzlei-Sekretärin anlangt, so kann ich schwören —“

„Daß sie ein allerliebstes Mädchen ist“, vollendete ’s Annele mit ihrem hellen Lachen.

Georg schüttelte mit einem verzweifelten Seufzer den Kopf und tröstete sich über seine Niederlage mit dem vortrefflichen Entenschlegel, welchen ihm seine Schwester auf den Teller legte.

„Was sagtest Du vorhin von einem steifen Arm?“ fragte der Hauptmann Xaver. „Ist das noch eine Folge des verwünschten Abenteuers im vergangenen Herbst?“

„Und zwar die allerverwünschteste Folge. Die Assentierungs-Kommission hat mich deshalb als kriegsuntüchtig zurückgewiesen.“

„Heilige Jungfrau, Du wolltest in den Krieg ziehen, Cousin?“ fragte ’s Annele erschrocken und ihre blauen Augen schauten bei den Worten Xaver mit so unverhohlener Teilnahme an, daß diesem ihr Blick warm ins Herz drang. Indem er den Blick ebenso warm zurückgab, erwiderte er: „Die Absicht hatte ich wohl, schöne Base, aber wie Du schon gehört hast, ist meine Kraft fürs erste noch nicht groß genug, den guten Vorsatz auszuführen.“

„Den guten Vorsatz? Ich find’ ihn nicht so absonderlich gut. Was hast Du denn im Kriege zu suchen?“

„Dasselbe, was jeder Sohn seines Vaterlandes in solcher Zeit auf dem Felde der Ehre zu suchen hat“, antwortete der Hauptmann für Xaver.

„Wenn’s ihm nämlich erlaubt wird“, warf Georg ein, für welche Bemerkung er jedoch von seinem Vater

ein Stirnrunzeln und von seiner Mutter ein mißbilligendes Kopfschütteln erntete.

„Und wenn ihn sein Beruf dorthin führt“, setzte ’s Annele hinzu. „Du aber Xaver, hast Dich ja dem Studium gewidmet und, wie alle sagen, mit dem besten Erfolg, so daß Du übers Jahr schon Doktor beider Rechte sein würdest, wenn —“

„Ja wenn, liebes Bäsle, da liegt’s eben.“

„Freilich liegt’s da“, lachte ’s Annele, „in dem ‚Wenn‘ liegt’s. Aber welches ‚Wenn‘? Was hatte ich wohl eben in Gedanken, meinem ‚Wenn‘ nachfolgen zu lassen, als Du mich unterbrachst?“

„Obgleich ich mich sonst nicht unterfangen will, den blitzschnellen Gedankengang Deines hübschen Köpfchens vorauszusagen —“

„Weil er gar zu kraus ist“, schaltete ’s Annele ein.

„So will ich diesmal dennoch den Versuch machen“, fuhr Xaver fort. „Du wolltest sagen: wenn mich mein langes Krankenlager nicht um ein Jahr zurückgeworfen hätte.“

„Fehlgeschossen, fehlgeschossen“, triumphierte ’s Annele, „ich wollte sagen: wenn Dein Herz nicht krank wäre.“

Dunkle Purpurglut überströmte Xavers Antlitz, aber nicht minder dasjenige der kühnen Sprecherin, welche, sobald die unbedachten Worte heraus waren, schon bitter bereute, sie gesprochen zu haben. Zum Glück für sie erschienen jetzt die obbemeldeten Dampfnudeln, und die Lobsprüche, welche sie von allen Seiten für die wohlgelungene Speise erntete, selbst von

dem schwer zu befriedigenden Vater und dem scharf kritisierenden Bruder, halfen ihr über ihre Verlegenheit weg. Auch ihre Mutter kam — bewußt oder unbewußt — ihr zu Hilfe und verwickelte Xaver in ein Gespräch über das Befinden seiner Mutter, einer Schwester des Hofkammerats. Indessen füllte dieser die Gläser mit dunkelrotem Burgunder und nachdem er die gewichtige Allonge-Perücke einigemal von einem Ohr zum andern geschoben hatte, begann er mit erhobener Stimme: „Ob wir in wenigen Monaten noch so fröhlich beisammen sitzen werden, meine Lieben, wer kann das versprechen? Denn es ist nicht zu leugnen, daß unser teures Bayerland einer schweren Zeit entgegengeht. Aber was auch über uns kommen möge, an einem wollen wir festhalten, an der Liebe und Treue zu unserer geliebten Heimat, an der Liebe und Treue zu dem glorreichen Herrscher, unter dessen Zepter wir leben."

Hell klangen die Gläser zusammen. Als aber der Hofkammerrat, statt wie sonst seiner Frau ceremoniös die Hand zu küssen, die Gefährtin seines Lebens, welcher die Thränen wieder in die Augen traten, an sich zog und ihr im Anblick der ganzen Familie einen herzhaften Kuß auf den Mund drückte, da tauschten 's Annele und ihr Bruder Georg ob dieses gar seltenen Schauspiels einen verwunderten Blick miteinander aus. —

— — — — — — — — — — —

Bei näherer Überlegung hielt es Xaver doch für angemessener, selbst den Vorfall von heute Morgen bei dem Sekretär Lehmus zu entschuldigen und machte sich

deshalb in Begleitung von Georg Plinganser dahin auf den Weg. Der Sekretär wohnte auf der Kaufingergasse unweit des sogenannten „schönen Turmes.“ Langsam gingen die jungen Leute in eifrigem Gespräch die Weinstraße hinunter und die schmale Seite des Marienplatzes entlang, welcher damals „Getreid-Markt“ oder „Auf dem Platz“ genannt wurde und bogen dann rechts um die Ecke in die Kaufingergasse, wo sich zu jener Zeit die Hauptwache befand. Plötzlich hielt Georg Xaver an. „Dort steht der Vetter! Heilige Jungfrau, was treibt er denn jetzt wieder?“

Einem ansehnlichen Hause an der linken Seite der Straße, von welchem große Freskobilder weithin leuchteten, gegenüber sah jetzt auch Xaver den Herrn Sekretarius stehen oder vielmehr — wie er es liebte — von einem Bein aufs andere hüpfen, auch wohl hin und wieder laufen, als könne er den richtigen Standpunkt für das Betrachten der Bilder nicht finden, nach welchen er, den Kopf auf die rechte Seite gelegt, durch die hohle Hand eifrig observierte. „Der thut ja, als habe er Schwarz' Sabinerinnen [1] noch niemals gesehen. Komm, laß uns ihn anreden, ich kann meine Entschuldigung auch auf der Straße anbringen, dann kommen wir am kürzesten ab.“

---

1) Christoph Schwarz (geb. zu Ingolstadt 1550, gest. zu München 1594), einer der begabtesten Schüler Titians, schmückte das Haus des Kaufmanns Klaudius Cler (das sogenannte Clerhaus) in der Kaufingergasse mit vielbewunderten Fresken, welche den Raub der Sabinerinnen darstellten.

„Ums Himmels willen nicht“, hielt Georg den Freund zurück, „nur nicht dem Clerhause gegenüber. Es wäre mir peinlich, wenn man von dort aus bemerkte —“

„Da hat 's Annele also doch recht gehabt“, unterbrach ihn Xaver lachend, „und mit dem bewußten Hause in der Kaufingergasse hat es seine Richtigkeit.“

„'s Annele ist eine Schwätzbase“, knurrte Georg, „die alles ausplaudert und durcheinander bringt. Aber laß uns schnell hier nach der Frauenkirche um die Ecke biegen, wir können dann nachher durch die Frauengasse wieder —“

Es war zu spät. Ehe Georg noch seinen Plan aussprechen, geschweige denn ihn ausführen konnte, hatte der Sekretär die beiden jungen Leute bemerkt und eilte auf sie zu, wie es seine Gewohnheit war, mit weit vorgehaltenem Zeigefinger, als wolle er sie damit durchbohren. „Ah, excellent, Messieurs, daß ich Euch hier treffe, sehr erfreut darüber, außerordentlich erfreut. Bin ganz begeistert von den vortrefflichen Gemälden da drüben. Bitte etwas weiter hierher, noch etwas weiter, ah — macht es sich von hier aus nicht magnifique? Könnt Ihr mir vielleicht sagen, was die Gemälde darstellen?“

Da Georg schwieg, welcher sich hinter Xaver und Lehmus möglichst vor Späherblicken aus dem Clerhause zu schützen suchte, antwortete Xaver: „Wie man mir immer gesagt hat, ist es der Raub der Sabinerinnen, welchen der Maler dargestellt hat.“

„Fehlgeschossen, fehlgeschossen“, schrie Lehmus mit seinem schneidenden Lachen und hüpfte von einem Bein

aufs andere. „Den Einzug der Franzosen in München, unserer vortrefflichen Alliierten, stellt es dar. Die Uniformen sind etwas frei behandelt, aber sonst ist alles genau getroffen. Gerade so wird der Hergang verlaufen, in prophetischem Geiste hat ihn der Maler vorhergeschaut, das wird das Schicksal unserer Jungfrauen sein — hahahaha — wenn die geliebten Franzmänner erst innerhalb der Stadtmauern sind."

Mit großen Schritten ging er ohne Abschied davon, aber Xaver, welcher die Gelegenheit zu einigen entschuldigenden Worten nicht unbenutzt vorübergehen lassen wollte, hielt sich an seiner Seite und begann: „Ich wollte mir die Ehre geben, Euch meinen Besuch zu machen, Herr Sekretarius —"

„O, ich werde mir die Ehre geben, Euren Besuch anzunehmen", fiel dieser ein, „ich werde mir die Ehre geben, Euch die Thüre zu öffnen, ich werde mir die Ehre geben, Euch einen Stuhl anzubieten und dann werdet Ihr Euch die Ehre geben, Euch darauf niederzulassen. Das ist auch so eine von Euren verwünschten Redensarten! Sobald sich nur zwei auf der Straße begegnen, schreien sie einander zu: ‚Hab' die Ehr' — hab' die Ehr'' — und wer am wenigsten Ehre im Leibe hat, führt das Wort am häufigsten im Munde. Nächstens wird noch der Nachrichter zum Delinquenten sagen: ‚Jetzt werde ich mir die Ehre geben, lieber Freund, Euch den Kopf abzuschlagen.'"

Xaver ließ diese Philippika ruhig über sich ergehen und begann von neuem: „Ich hatte die Absicht, das Intermezzo von heute Morgen aufzuklären —"

„Intermezzo? Was — Intermezzo? Daß Ihr mich ausgelacht habt, meint Ihr? O, das bedarf gar keiner Aufklärung. Das bin ich gewohnt. Ärgerte mich auch heute Morgen weniger über Euch als über Euren Oheim, den wohlweisen Hofkammerrat. Nimmt der Mann doch diese französische Alliance ganz gelassen als etwas Unabänderliches hin, während ich mir vor Wut darüber jedes Haar aus dem Kopfe reißen möchte, wäre es unter meiner Perücke nicht so kahl wie auf dem Rücken der Brunnenstatue dort. Der Mann hat eine Ahnung davon, welche Zeiten über uns kommen werden, aber das hindert ihn nicht, selbst den Staatskarren immer tiefer in den Sumpf zu schieben. Nun — nichts für ungut, Mosjö Meindl, er ist Euer Ohm. Ich hab' die Ehre, mich Euch zu empfehlen; hahaha, hab' die Ehr', hab' die Ehr'."

Mit den Worten sprang er in eine Hausthür hinein und schlug dieselbe dröhnend hinter sich zu, so daß Xaver verdutzt auf der Straße stehen blieb.

Drittes Kapitel.

Achmed.

Indessen hatte Franz Beich seine Geschäfte mit dem Prior des Theatinerklosters erledigt und darauf an der gastfreien Tafel im Refektorium der Patres Cajetani teilgenommen. Es blieben ihm noch einige Stunden bis zu der Zeit, welche er zur Rückfahrt mit Xaver verabredet hatte, und da seine Geschäfte beendet waren, auch das launische Märzwetter nach einem neuen Schneegestöber sich jetzt wieder in Sonnenschein und blauem Himmel gefiel, schlenderte er durch die Straßen und gab seinen Gedanken Audienz.

Dieselben kehrten immer wieder zu dem Bilde zurück, welches ihm der Prior gezeigt hatte. War Amigoni der Maler desselben? Und wenn er es war, was hatte ihn dazu bestimmt, Franziskas liebliche Züge in diesem Gemälde zu verewigen? Denn daß die Ähnlichkeit der Baronesse mit dem Kopf der Madonna keine zufällige war, davon war jetzt auch Beich überzeugt. Warum hatte ferner Amigoni diese ganze Angelegenheit mit einem so dichten Schleier des Geheimnisses umhüllt und bestand auch jetzt noch darauf, sein Werk den Blicken der großen Menge zu entziehen? Wie endlich — und diese Frage beschäftigte Beich am meisten — war die eigentümliche Malweise des Bildes zu erklären, wie diese seltsam unreine und die Wirkung beeinträchtigende Färbung, welche dem glatten Italiener sonst so fern lag? War diese Pinselführung in der That ein

Ausfluß der innersten Seelenstimmung Amigonis und hing sie mit dem düsteren und menschenscheuen Wesen zusammen, welches Beich schon längst an dem einst so lebenslustigen Kollegen aufgefallen war?

Unter solchen Gedanken erreichte der Maler nach manchen Kreuz- und Querzügen den Marienplatz.[1] Im Begriff aber denselben zu überschreiten und in die Kaufingergasse einzubiegen, wurde er durch ein eigentümliches Schauspiel aufgehalten. Aus der Dienersgasse kam in weiten Sprüngen ein zerlumpter Mensch gelaufen, welcher von Stadtwächtern und Fronknechten mit lautem Geschrei verfolgt wurde, denen sich wiederum eine Menge Volks angeschlossen hatte. Der Mann war offenbar seiner Eskorte auf dem Wege vom Gerichtsgebäude zum „Neuen Turm" am Kostthörle, wo zu jener Zeit die Untersuchungsgefangenen saßen, entsprungen; in der Rechten schwang er einen kurzen breiten Säbel, wie ihn die Scharwächter zu führen pflegten und den er wohl einem derselben bei seiner Flucht unvermutet aus der Scheide gerissen hatte. Wie er in mächtigen Sätzen über den Platz eilte, gewann er einen stets wachsenden Vorsprung vor seinen Verfolgern, auch wagte niemand sich dem Gehetzten entgegenzuwerfen, dessen wutsprühender Blick und blanke Waffe jedem sicheren Tod versprachen. Schon schien seine Flucht

1) Der Deutlichkeit wegen bedienen wir uns des modernen Namens statt der damals üblichen Bezeichnung „Getreid-Markt" oder „Auf dem Platz."

gelungen, da sah er sich plötzlich durch einen unvermuteten Zwischenfall aufgehalten.

Der Offizier der Hauptwache, welche, wie wir schon bemerkten, zu jener Zeit an der Ecke der Kaufingergasse und des Marienplatzes lag, hatte beim Nahen des Tumultes die Wache unter das Gewehr treten und beim Anblick des Flüchtlings die Kaufingergasse durch seine Leute sperren lassen. Dadurch wurde dieser gezwungen, seine Richtung zu ändern und, da ihm durch die Soldaten auch die Rosengasse versperrt war, sich rechts nach der Weinstraße hin zu wenden. Doch waren ihm hier die Scharwächter, welche sich mit jedem Augenblick verstärkten, schon zuvorgekommen, so daß er sich nochmals wandte und nun versuchte, wieder zurück über den Platz nach dem Ratsturm hin zu entkommen. Aber die Fronknechte und die Menge Volks, welche sich allmählich angesammelt hatte, ließ ihn nicht weiter als bis an die Mariensäule inmitten des Platzes gelangen. Er sprang die Stufen hinauf und mit dem Rücken gegen das Postament der Säule gelehnt, erwartete er hier mit geschwungener Waffe drohenden Blickes seine Verfolger.

Es war ein imposanter Anblick — das mußte sich Beich gestehen, welcher im Gedränge dicht an die Säule hingeschoben war — diese halbnackte Athletenfigur mit dem sprühenden Auge, jede Muskel zur Abwehr gespannt, unbedingte Entschlossenheit im Antlitz. Selbst die Lumpen, welche um diesen sehnigen Körper hingen, konnten die Wirkung nicht beeinträchtigen — im Gegenteil, für das Auge eines Malers mußten sie dieselbe

noch erhöhen. Aber nicht nur das Malerische fesselte Beichs Aufmerksamkeit; es war ihm, als sei ihm die Erscheinung des Flüchtlings nicht fremd — wo hatte er doch schon diesen prachtvollen Gliederbau bewundert, wo diesen energischen Kopf, wo diese eigentümliche Bronzefarbe der Haut? Plötzlich fuhr es wie ein Blitz durch seine Erinnerung. Das war ja der Landsmann Amigonis, der Gartenarbeiter, welcher ihnen einmal in Amigonis Atelier Modell gestanden hatte! — —

Auch die Scharwächter und Fronknechte begnügten sich einstweilen mit dem Anblick des entsprungenen Gefangenen; Hand an ihn zu legen, welcher jedem Nahenden den Tod zu drohen schien, wagte keiner. Es bedurfte erst tadelnder Zurufe und hämischer Bemerkungen aus dem zahllos versammelten Publikum, bis sich zwei Diener der öffentlichen Ordnung entschlossen, den Stier bei den Hörnern zu packen, d. h. in diesem Falle zu versuchen, den Flüchtling von den Stufen herunterzureißen. Aber mit schlechtem Erfolg! Den einen traf ein Säbelhieb des Rasenden so kräftig, daß er blutüberströmt die Stufen zurücktaumelte und an ihrem Fuße bewußtlos zusammenbrach. Dem anderen glückte es zwar, den Missethäter mit seinem langen Spieß zu verwunden, aber dadurch war dieser noch längst nicht außer Kampf gesetzt. Die Zurufe, sich zu ergeben, beantwortete er nur mit höhnischem Gelächter und herausforderndem Schwingen seiner Waffe. Dabei stieß er mit wildem Geheul Worte in einer fremdartigen Sprache aus, welche der Menge wie entsetzliche Zauberformeln klangen. Es war, als ob ein höllischer Geist Menschen-

gestalt angenommen hätte und der frommen Stadt München zu Hohn und Spott dort oben sein lästerliches Wesen triebe. Schon begannen viele unter dem abergläubischen Volke nach einem Priester zu rufen, damit derselbe durch eine kräftige Beschwörung dem Teufelsspuk ein Ende mache. —

Indessen hatten die Scharwächter ihren verwundeten Kameraden fortgeschafft und mit vorgehaltenen Spießen begannen sie jetzt im Halbkreis gegen den Flüchtling vorzurücken. Aber dieser hielt plötzlich in seinen wilden Bewegungen inne, wie versteinert stand er da und mit weit aufgerissenen Augen starrte er auf ein und dieselbe Stelle. Der Säbel entsank seiner Hand, er stürzte in die Kniee und mit den Worten: „Die Toten stehen auf" bedeckte er sein Antlitz mit beiden Händen.

Die Worte waren in arabischer Sprache gerufen und blieben daher der Menge, wie das Vorhergegangene, unverständlich. Man hielt sie auch für eine teuflische Beschwörungsformel; da aber kein Geist der Hölle dem Befehl folgte und zum Schutze des Rufenden erschien und da dieser vor allem sich seiner gefährlichen Waffe entledigt hatte, sprangen die Scharwächter schnell auf ihn zu, rissen ihn empor und schnürten ihm mit derben Stricken die Arme auf den Rücken. Willenlos ließ der Gefangene alles mit sich vornehmen und scheu zur Erde blickend ließ er sich wie ein gezähmter Tiger durch die Scharwächter vom Platz führen.

Nur ein einziger hatte die rätselhaften Worte verstanden und dieser einzige war Franz Veich gewesen.

Auch hatte er die Richtung verfolgen können, welche die Blicke des Gefangenen genommen, und sein Auge war mit ihnen auf einem und demselben Objekt haften geblieben. Was aber war es, das den Flüchtling so entsetzt, das den eben noch Rasenden in Stein verwandelt, den eben noch zum äußersten Widerstand Entschlossenen zum willenlosen Kinde gemacht hatte? Nur ein blasses Jünglingsantlitz, das Antlitz Xavers war es gewesen.

Seltsame Gedanken zuckten durch Beichs Kopf. Er drängte sich durch die den Scharwächtern nachflutende Menge zu Xaver hindurch und indem er seinen Arm unter den des Jünglings schob, sagte er: „Die Münchener Obrigkeit ist Euch eine Belohnung schuldig. Was alle ihre Scharwächter nicht vermocht haben, hat der Blick Eurer schönen Augen vermocht."

„Meine schönen Augen?" lachte Xaver. „Was soll der Spott?"

„Ich denke nicht an Spott. Ich habe es ganz genau bemerkt, daß Euer Anblick es war, welcher den Verbrecher plötzlich so zerknirscht zusammenbrechen ließ."

„Also auch Euch ist das aufgefallen?" fragte Xaver nachdenklich. „Mir war es, als wollten mich die Blicke des Menschen durchbohren, so flammend trafen sie mich und dann wurden sie plötzlich starr und konnten sich doch nicht von mir abwenden. Ich muß wohl eine zufällige Ähnlichkeit mit jemand haben, dem der Verbrecher früher etwas Böses gethan hat."

Beich antwortete nichts, sondern begnügte sich mit einem stummen Kopfnicken. Was in seinem Geist arbeitete, war noch nicht reif, ausgesprochen zu werden.

Viertes Kapitel.

Im Grottenhof der Residenz.

Echter, warmer Frühlingssonnenschein lag am anderen Tage über Münchens Straßen und Plätzen. Der rauhe Märzwind, welcher gestern so unwirsch gehaust, ruhte heute, und fast unmöglich schien es, daß gestern noch Schneegestöber die Luft verdunkelt. So sommerlich blaute heute der Himmel, so hell überglänzten die Sonnenstrahlen Kirchen und Bürgerhäuser, Hütten und Paläste und so warm legten sie sich um Stämme und Äste der noch kahlen Bäume.

Auch in den reizenden Grottenhof der kurfürstlichen Residenz, jenes zierliche Bijou des Rokoko, drangen sie und versilberten die Wasserstrahlen, welche Candids pausbackige bronzene Kindergestalten in die Höhe sandten. Der Rasen leuchtete schon in saftigem Grün und an diesem geschützten Platze zeigten auch die mannigfachen Gesträuche bereits schwellende Knospen. Auch in das Innere der großen Muschelgrotte schlichen sich einige neugierige Sonnenstrahlen und unter ihren Küssen erglühten die buntschillernden Muscheln in allen Farben des Regenbogens.

Der feine weiße Sand des Weges, welcher das Rondell in der Mitte umzog, knirschte unter den Schritten eines langsam und in eifriger Konversation daherschreitenden Paares. Der Herr, ein älterer Kavalier, trug ein violettes, silberbordiertes Hofkleid, auf dem Rücken den Kammerherrnschlüssel und auf der Brust den großen Stern des französischen Ludwigs-Ordens. Über den Reifrock der Dame, einer jugendlichen schlanken Gestalt mit lebhaftem Mienenspiel und feurigen schwarzen Augen, bauschte sich eine silberbrokatne Robe mit Querstreifen von rosa Atlas, das viereckig ausgeschnittene Überkleid mit langer Schleppe war ebenfalls von rosa Atlas. Über die aus den kurzen weiten Spitzenärmeln hervorschauenden Arme reichten lange weiße Handschuhe bis zum Ellenbogen hinauf. Das schwarze ungepuderte Haar war in kleinen Löckchen um die Stirne gelegt, aus welchen weiße Perlen und, Tautropfen gleich, funkelnde Brillanten hervorleuchteten. Darüber breitete sich der Kopfputz der Fontange fächerartig aus, während vom Hinterkopf ein schwarzer Spitzenschleier in zwei Teilen herabfiel, dessen Enden die Dame über die Schultern gelegt und unter dem Hals leicht zusammengeschlungen hatte.

„Wir müssen zu einem Abschluß kommen, ma chère fille“, sagte der ältere Kavalier, „die Ereignisse überstürzen sich, in wenigen Wochen, vielleicht schon in wenigen Tagen stehen wir alle im Felde. Ich aber möchte Dich nicht zurücklassen, ohne daß sich Deine Zukunft entschieden hätte. Ist es also, wie Du meinst, in der That nichts mit Marquis de Ricur —“

„Über die Absichten des Ambassadeurs kann kein Zweifel mehr sein“, fiel die Dame ein. „Seine Galanterie gegen mich ist eben nichts anderes als Galanterie. Die Kurfürstin, welche ja selbst diese Partie auf das lebhafteste wünscht und auf alle mögliche Weise protegiert hat, gab ihm neulich im intimsten Zirkel die beste Gelegenheit, sich zu erklären, aber er zog sich mit einigen Calembours aus der Affaire.“

„Sehr fatal“, seufzte der Kammerherr. „Ich hatte so große Hoffnungen auf diese Partie gesetzt. Nicht nur hättest Du, Josephine, als Marquise de Ricur ein glänzendes sort gemacht, diese intime Alliance mit dem französischen Gesandten würde auch unsere Stellung am Hofe für alle Zeit unerschütterlich gemacht haben. Nun — Unerreichbarem soll man nicht nachstreben und vor allem nicht darüber dasjenige aus den Augen verlieren, was zu erreichen in unserer Macht liegt. Wie stehst Du mit Graf Hegnenberg?“

„Die Galanterieen des Marquis haben ihn veranlaßt, sich ganz von mir zurückzuziehen und seine Aufmerksamkeit der kleinen Marogna zuzuwenden. Die Verlobung mit der Komtesse wird aller Wahrscheinlichkeit nach in den nächsten Tagen deklariert werden.“

„Diable!“ Der Kammerherr schnippte unwillig mit den Fingern. „Und Vetter Eugen?“

Josephine zuckte die weißen Schultern. „Er ist immer der Alte, aufmerksam, ohne zudringlich zu sein. Ist er in der Nähe, so verfolgen mich seine Augen auf Schritt und Tritt. Le cousin infatigable hat ihn

die Kurfürstin getauft und seitdem nennt ihn so der ganze Hof."

„Eh bien, ma chère, so belohne seine Unermüdlichkeit."

Josephine zog die Augenbrauen zusammen und sah stumm vor sich nieder, während Baron Heydom fortfuhr: „Ich wiederhole, daß wir zu einem Abschluß kommen müssen, auf die eine oder andere Weise. Die Gunst Deiner gnädigsten Fürstin, ja man darf es wohl amitié nennen, gewährt Dir zwar auf alle Fälle einen vortrefflichen Rückhalt, vorausgesetzt, daß sie von Bestand ist. Aber wird sie das sein? Denke daran, ma fille, wie schnell sie im vorigen Herbst sich in Ungnade verwandelte. So etwas ist unberechenbar, besonders bei einer so — unter uns gesagt — kapriziösen Dame als unsere Fürstin ist. Will ich daher Dein Schicksal sicher stellen, so muß ich mich nach etwas Dauerhafterem umsehen. Eugen ist keine schlechte Partie. Nach der ersten Bataille werde ich ihm das Hauptmannspatent auswirken, ferner ist Sandhorst ein schönes, schuldenfreies Gut, während unser Steinach — leider! — mit Hypotheken überlastet ist. Den alten Brummbär von Vater muß man freilich mit in den Kauf nehmen, aber — mon dieu! — er ist an die zwölf Jahre älter als ich und ich bin wahrhaftig kein Jüngling mehr. Überdies hast Du Dich mit dem Alten ja stets gut gestanden."

Josephine sah noch immer mit zusammengezogenen Brauen vor sich nieder, ohne sich zu einer Antwort zu entschließen. Der Kammerherr fuhr eifrig fort: „Eugen

ist heute im Dienst, ich sah ihn vorhin hinaufgehen, um dem Kurfürsten den Tagesrapport zu überbringen. Er wird hier in kurzer Zeit durchkommen und, wenn er Dich hier findet, nicht verfehlen, eine Konversation mit Dir anzuknüpfen. Vielleicht giebt da ein Wort das andere. Laß die gute Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen, ich muß zu Graf Monasterol, der Minister erwartet mich. Adieu, ma fille!“

Josephine setzte ihre Wanderung allein fort. Dann und wann blieb sie vor einer der bronzenen Figuren stehen und sah dem Spiel der Wasserstrahlen zu, die blitzend im Sonnenlicht hervorgeschossen kamen, um in Tropfen aufgelöst plätschernd in das Becken zurückzufallen. Aber sie sah demselben zu mit einem seltsam träumerischen Blick, was ihr Auge sah, dessen ward sie sich kaum bewußt, zauberte ihre Phantasie doch ein ganz anderes Bild vor ihr geistiges Auge, als Candids Brunnenfiguren.

Warum sie auch gerade heute so viel an ihn denken mußte?! Mit dem Gedanken an Xaver Meindl war sie aufgestanden und sein Bild wollte sie nicht wieder verlassen. Für immer verbannt hatte sie es gewähnt, vergessen, wie so manches andere Bild, was sie vorübergehend beschäftigt — und nun stand er auf einmal wieder vor ihr, so deutlich, daß sie sein schwärmerisches Auge zu sehen, seine weiche, klangvolle Stimme zu hören glaubte.

Wie war es denn eigentlich gekommen, daß sie ihn so ganz vergessen? Sie hatte ihn ja geliebt — oder hatte sie ihn nur zu lieben geglaubt? Nein, sie

hatte diese keusche, schwärmerische Jünglingsseele wirklich geliebt, diese Seele mit ihrer gläubigen Unschuld, ihrer unbedingten, vertrauensvollen Hingabe, mit ihrer flammenden Begeisterung und ihrem ernsten, thatkräftigen Streben. Es war der schönste Traum ihres Lebens gewesen. Aber dieser Traum paßte nur nach Schleißheim, er paßte zum Wald, zum Mondenschein und zum Rauschen des Baches — hier nach München in die kurfürstliche Residenz paßte er durchaus nicht. Das hatte Josephine sehr bald begriffen, nachdem einige Tage nach Xavers Verwundung das Hoflager von Schleißheim wieder nach München verlegt war. Eines von beidem mußte sie aufgeben, entweder den Geliebten oder dies Leben im Strahl der fürstlichen Gnadensonne, dies Leben mit seinen Intriguen und Galanterieen, mit seinen üppigen Festen, mit seinem ganzen fascinierenden Zauber. Und dieses Leben umflutete sie, auf seinem prächtigen Strome schwamm sie dahin, sie brauchte sich nur tragen zu lassen von seinen spielenden, kosenden Wellen — der Geliebte aber war fern, unerreichbar fern, mit übermenschlicher Anstrengung hätte sie sich frei machen müssen von tausend Banden, um zu ihm zu gelangen — und er rief sie ja nicht einmal. Ja, wäre ein Ruf zu ihr gedrungen: „Josephine, komme zu mir, ich verzweifle ohne Dich!“ — dann, Josephine glaubte, daß sie dann die Kraft besessen hätte, alles aufzugeben um seinetwillen. Da er aber sie nicht rief, da auch er nur ihren kurzen Liebestraum als einen Traum behandelte, zerflossen im scharfen Licht der Tagessonne, ließ sie sich weitertragen auf dem üppigen

Strome des Hoflebens, von Fest zu Fest, sie suchte zu vergessen — und sie vergaß! —

Aber jetzt war die Zeit dieses glänzenden, an Zerstreuungen überreichen Lebens vorüber, schon grollte von fern der Donner der Schlachten in die festlichen Säle der Residenz, die galanten Kavaliere vertauschten das Hofkleid mit dem knappen Waffenrock und die Tanzschuhe mit schweren Reiterstiefeln; der buntschillernde Kranz reizender Damen zerstob, das feste Ingolstadt mit seinen düsteren, kanonengespickten Wällen sollte die Kurfürstin mit ihren Kindern und ihrer nächsten Umgebung aufnehmen, während ihr Gemahl zur Armee eilte. Josephine hatte diesen Moment kommen sehen, aber sie hatte gehofft, derselbe würde sie als Marquise de Ricur finden, war doch der gewandte, liebenswürdige Franzose nicht müde geworden, sie mit Artigkeiten zu überschütten. Und jetzt war der gefürchtete Moment da und sie war nicht Marquise de Ricur und wußte ganz genau, daß sie niemals Marquise de Ricur werden würde, ja sie wußte, daß sie gegründete Aussicht hatte, Zeit ihres Lebens Hoffräulein Ihrer Kurfürstlichen Durchlaucht zu bleiben, wenn nämlich die Fürstin ihr diese Gnade zu teil werden ließ. Josephine war die gefeiertste Schönheit dieses Winters gewesen, aber sie war klug und erfahren genug, um zu wissen, daß keineswegs immer die gefeiertsten Schönheiten die besten Partieen machen und daß ihr Vater sehr recht hatte, wenn er sagte, daß es für sie hohe Zeit sei, zum Abschluß zu kommen und für die sorgenschwere Zukunft, welcher sie alle entgegen gingen, einen anderen

Rückhalt zu finden, als die Gnade einer launenhaften Fürstin.

Und der Gedanke war es auch, welcher heute das verblaßte Bild Xavers in frischen Farben vor ihrem Geiste aufgehen ließ. O warum konnte er nicht von Adel, warum nicht wenigstens Offizier sein? Stand doch der Krieg vor der Thür, die beste Gelegenheit, sich einen Adelsbrief zu erkämpfen. Aber so — der Förstersohn — der Student? Nein, es war unmöglich. Und Eugen? Daß sie ihn nicht liebte, war ihr ganz klar, aber er war ihr auch nicht unangenehm und noch weniger Titel und Stellung einer Freifrau v. Sandhorst. War dieser widerwärtige Krieg vorüber, durchrauschte von neuem festlicher Jubel diese schönen Säle, dann stand nichts im Wege, daß sie da als junge Frau wieder anfing, wo sie heute als Mädchen abschließen mußte, daß die Baronin v. Sandhorst ebenso die gefeiertste Schönheit des Hofes sein würde wie im verflossenen Winter die Baronesse v. Heydom.

Josephine lächelte selbstzufrieden, als sie soweit in ihrem Gedankengang gekommen war. Eugen würde sie auf den Händen tragen, davon war sie überzeugt, auch war er ein Mann, der etwas vorstellte, ein eleganter Kavalier, ein liebenswürdiger Gesellschafter. Daß nicht er es gewesen, von dem jener mysteriöse Schuß auf Xaver abgefeuert war, hatte sie längst eingesehen, Eugen selbst hatte sie davon überzeugen können, da er den ganzen fraglichen Abend in der Gesellschaft ihres Bruders und einiger Freunde zugebracht. Ein so glänzendes sort machte sie freilich durch diese Heirat nicht,

als wenn sie Marquise de Ricur geworden wäre, aber immerhin war es eine Partie, um die viele sie beneiden würden. Und selbst wenn Eugen nicht aus dem Kriege zurückkehren, wenn ihn eine feindliche Kugel treffen sollte — sie mußte ja mit allen Eventualitäten bei dieser Heirat rechnen, die für sie doch nichts anderes war, als ein Rechenexempel — selbst dann blieb sie als eine Witwe zurück mit klangvollem Namen und ansehnlichem Vermögen. Denn daß die Ehepakten ihr das zusichern würden, dafür konnte sie ihren Vater sorgen lassen.

„Nun denn“, flüsterte Josephine, indem sie ihre Wanderung beendete und sich in der Muschelgrotte niederließ, „mag meinetwegen der Cousin infatigable der glückliche Empfänger meiner Hand werden. Er weiß jedenfalls das Glück zu schätzen, welches ihm damit zu teil wird. Er wird ein fügsamer Gatte sein, stets dankbar für den Besitz seiner angebeteten Frau und stets bereit, meine Wünsche zu erfüllen. Warum sollten wir nicht die glücklichste Ehe mit einander führen?“

Ein flüchtiges Lächeln legte sich bei der Frage um ihre Lippen und dennoch hob ihre Brust ein leiser Seufzer. Sie fühlte wohl, daß ihrem ehelichen Glück eines fehlen würde und sie fühlte auch, daß dieses eine die Hauptsache war. —

Josephine lehnte sich etwas zurück, sporenklirrende Schritte wurden im Thorweg laut und ein junger Offizier in großer Parade-Uniform mit den breiten silbernen Litzen und Achselschnüren auf dem hellblauen Rock, dessen rot gefütterte Schöße vorn und rückwärts auf-

geschlagen waren, trat in den Hof. Mit einem halben Blick erkannte ihn Josephine — er war der Erwartete.

Eugen bemerkte sie erst, als er ihr unmittelbar gegenüberstand. „Ah Josephine, Ihr hier“, rief er erstaunt, „und so einsam und verlassen? Erwartet Ihr jemanden oder ist es nur der Sonnenschein, welcher Euch hierher gelockt hat?“

„Ich konnte die geschlossene Luft in den großen, düsteren Gemächern nicht mehr ertragen“, sagte Josephine mit einem resigniert wehmütigen Lächeln. „Der Gedanke, wie dies prächtige Schloß so bald in öder Verlassenheit daliegen und wie viele derjenigen, welche in seinen Sälen getanzt, gescherzt und gelacht haben, vielleicht schon in nächster Zukunft mit zerschmetterten Gliedern auf blutüberströmter Walstatt liegen werden, preßte mir das Herz zusammen. Ich mußte frische Luft schöpfen.“

„Der Marquis de Ricur wird jedenfalls nicht zu denjenigen gehören, deren Blut die Walstatt färben wird“, meinte Eugen spöttisch. „Sein Dienst als Diplomat hält ihn von diesem gefährlichen Tanzplatz fern.“

Sie sah ihn mit einem feuchten Blicke an. „Wenn ich an jemand nicht gedacht habe, so ist es der Marquis. Wie sollte ich an ihn, an den Fremden, den Franzosen denken, wenn ich Vater und Bruder, wenn ich so manchen lieben Freund der Gefahr entgegenziehen sehe?“

„Es behaupten sehr viele, schöne Cousine, daß Eure Gedanken sich fast ausschließlich mit dem liebenswürdigen Franzosen beschäftigten.“

„Kann ich es verhindern“, fragte Josephine bitter, „daß der Gesandte in meinem Vater und selbst in meiner geringen Person eine Hauptstütze der Interessen sieht, welche er vertritt, kann ich es ändern, daß er mich deshalb — nur deshalb, davon könnt Ihr überzeugt sein, Eugen — mit Aufmerksamkeiten überschüttet, oder darf ich gar diesem Betragen abweisende Kälte entgegensetzen? Nein, das darf, das kann ich nicht, selbst nicht um der Gefahr solcher Nachrede willen, wie Ihr sie eben andeutet. Mögen die müßigen Leute am Hofe medisieren, so viel sie wollen — von Euch allerdings, Eugen, hätte ich erwartet, daß Ihr etwas genauer prüfen würdet, ehe Ihr solches Geschwätz weitertragt.“

Eugen ließ die Spitzen seines Schnurrbarts durch die Finger wirbeln, ehe er antwortete: „Ich muß gestehen, Cousine, daß ich die Huldigungen des Gesandten noch nie von diesem Standpunkte aus betrachtet habe.“

„Weil Ihr wie alle Männer Euch von vorgefaßten Meinungen beherrschen laßt und dadurch für das, was wirklich ist, merkwürdig blind seid.“

Das Auge des jungen Offiziers leuchtete auf. „Der Vorwurf, den Ihr uns Männern macht, ist nicht gerecht, Josephine, wenigstens nicht von Euch. Denn Ihr macht es uns recht schwer zu erkennen, wohin sich in Wahrheit Euer Herz neigt.“

Sie sah ihn mit einem flammenden Blicke an, aber dieser Blick flog wie ein Blitz über sein Antlitz, schon im nächsten Moment senkte sich ihr Auge wieder zu Boden und während eine tiefe Röte sich über ihr

Gesicht breitete, flüsterte sie: „Es ist nicht Sache der Dame, unaufgefordert die Gefühle ihres Herzens zu decouvrieren.

Eugen fühlte sein Herz in mächtigen Schlägen pochen, in so gewaltigen Schlägen, daß er nur mit Mühe Atem zu holen vermochte. Zu plötzlich kam dieses lang und heiß ersehnte Glück, welches sich ihm hier jetzt zu enthüllen schien. Er trat Josephine einen Schritt näher, und indem er ihre Hand faßte, sagte er mit vor Aufregung bebender Stimme: „Eines dürft Ihr mir entdecken, Josephine, diese eine Frage müßt Ihr mir beantworten. Werden auch mich Eure Gedanken in den Krieg begleiten und werden Eure Augen feucht erglänzen, wenn Ihr hört, daß eine feindliche Kugel mich getroffen?"

Sie preßte seine Hand leidenschaftlich. „Bei der heiligen Jungfrau, Eugen, sprecht nicht davon. Ich kann es nicht hören."

Er beugte sich tiefer zu ihr herab. „O Josephine, dann lebt in Eurem Herzen auch noch ein Gefühl für mich, dann darf ich hoffen, daß Ihr nicht nur den Toten, sondern auch den Lebenden liebhaben könnt."

Mit einem innigen Blicke sahen ihn ihre schönen schwarzen Augen an, mit einem Blicke, der mehr sagte, als alle Worte auszudrücken vermögen, mit einem Blicke, der ihm den Mut gab, sich noch tiefer herabzubeugen und einen glühenden Kuß auf ihre schwellenden Lippen zu drücken.

„Eugen, was beginnt Ihr? Wenn uns jemand überraschte! Fort, fort!" flüsterte sie, indem sie versuchte, sich aus seinen Armen loszumachen.

„Nein, Josephine, ich lasse Dich nicht eher, bis Du mir versprichst, die Meine zu werden.“

„Ich bin es ja schon“, hauchte sie, sich mit sanfter Gewalt befreiend. Noch ein glutvoller Blick ihrer schwarzen Augen — noch ein Händedruck — dann war sie verschwunden.

Fünftes Kapitel.

Jacopo Amigoni.

Auch über Schloß Sandhorst und dem Wald von Schleißheim lachte der blaue Frühlingshimmel und auch den rötlich erglühenden Stämmen der knorrigen Föhren erzählten die funkelnden Sonnenstrahlen still und heimlich von den schönen Tagen, welche jetzt kommen würden. Laut aber plauderten davon die Vögel in jubelndem Chor, die da zurückgekehrt waren aus den heißen Äquatorländern und die in der nordischen Heimat den Winter überdauert hatten. Zwitschernd und trillernd hüpften sie von Zweig zu Zweig, flogen von Baum zu Baum und mit emsiger Geschäftigkeit suchten sie zusammen, was sie zum Bau ihrer Nester bedurften.

Den uns wohlbekannten Pfad am Bache entlang schritt Franziska v. Sandhorst. Unter dem linken Arm trug sie einen leichten, zusammengeklappten Feldstuhl, in der Rechten hielt sie Skizzenbuch und Zeichenstift. Denn

auch ihr war unter Beichs Anleitung die Natur die große Lehrmeisterin geworden, welche sie nie müde ward zu studieren, und deshalb wollte sie auch heute gleich den ersten sonnigen Frühlingstag zu einer Studie benutzen.

Dort wo zwei Reihen hoher Tannen eine Allee bildeten, bog sie vom Pfade ab, klappte ihren Feldstuhl auseinander und nahm einer dieser Riesinnen gegenüber Platz. Schon im vorigen Herbst hatte sie begonnen, dieselbe zu porträtieren, jetzt wollte sie die Skizze vollenden.

Eifrig begann sie ihre Arbeit. Um sie her blühten Schneeglöckchen und Primeln, ja an sonnigen Stellen zeigten sich selbst einzelne Veilchen und Veronikas. Die Lerchen und Finken, die Drosseln und Meisen aber, welche zuerst bei Franziskas Nahen Arbeit und Gesang unterbrochen und vorsichtig mit den klugen kleinen Augen das junge Mädchen gemustert hatten, wagten sich bald in der Überzeugung, daß diese holde Erscheinung ihnen keinen Schaden bringen könne, wieder hervor und nahmen ihre Beschäftigung wieder auf. Es war ein anmutiges Bild, inmitten dieses Frühlingstreibens des Waldes die schöne Malerin sitzen zu sehen, selbst so liebreizend und frühlingsfrisch.

Wohl eine Viertelstunde mochte so vergangen sein, ehe Franziska von ihrer Arbeit aufsah und um sich schaute. Über ihre Lippen stahl sich ein Ausruf der Überraschung. An eine der hohen Tannen gelehnt, stand ein schlanker, ganz in Schwarz gekleideter Mann, welcher, von Franziskas Blick getroffen, ehrerbietig den Hut lüftete und auf sie zutrat.

„Wir haben uns lange nicht gesehen, Signora.“

Einen Moment ruhten Franziskas Augen verwundert auf dem Fremden, dann flog es über ihr Gesicht wie ein Blitz des Erkennens. „Ah, Ihr seid es, Signor Amigoni. Ihr habt Euch sehr verändert. Wart Ihr krank?“

Franziska war wohl berechtigt zu dieser Frage. Das Gesicht des Italieners war schmal, die Backen eingefallen, das sonst sorgfältig rasierte Untergesicht von einem kurzen, struppigen Barte bedeckt. Seine tief eingesunkenen Augen glühten in fieberischem Feuer, das schwarze Haar, welches ihm in langen, natürlichen Locken auf die Schultern herabfiel, war hier und da gebleicht, als sei der Schnee des Winters darauf liegen geblieben.

„Ich habe einen schlechten Winter gehabt, Signora“, erwiderte er ausweichend auf Franziskas Frage.

„Habt Ihr den ganzen Winter hier in Schleißheim zugebracht oder waret Ihr in München?“

Und das fragte sie ihn, ihn, welcher Nacht für Nacht ihr Haus umkreist hatte, Eifersucht, Reue, Verzweiflung im Herzen, ihn, der ihr von weitem gefolgt war, sobald sie den Schritt aus dem Hause gesetzt, von dem brennenden Verlangen getrieben, ihr zu Füßen zu stürzen, ihre Gegenliebe oder wenigstens ihre Verzeihung zu erflehen, und doch stets wieder zurückgewiesen von der blutigen Gestalt, welche zwischen ihnen stand. Sie wußte nicht einmal, daß er in Schleißheim gewesen war, so vollständig gleichgültig war ihr sein Ergehen.

„Ich habe Schleißheim den ganzen Winter nicht verlassen“, sagte er mit dumpfer, bebender Stimme, „aber es soll der letzte Winter gewesen sein, den ich in diesem rauhen Klima verlebt habe.“

„Ihr wollt nach Italien zurückkehren? O, das kann ich Euch nicht verdenken.“ Und indem sie den Blick von ihrer Zeichnung zu ihm erhob, setzte sie hinzu: „Man sieht es Euch an, daß unsere Luft Euch nicht zusagt.“

Zögernd und immer leiser kamen die letzten Worte über Franziskas Lippen. Unter dem verzehrenden Blick, mit welchem seine unheimlich glühenden Augen sich an ihr festsogen, färbte sich ihr Antlitz mit tiefem Purpur. Hastig klappte sie ihr Skizzenbuch zu und stand auf.

„Darf ich nicht sehen, was Ihr gezeichnet habt, Signora?“ fragte Amigoni, die Hand nach dem Buche ausstreckend.

„Warum nicht? Nur darf Euer Urteil nicht zu streng sein.“

Sie schlug das Buch wieder auf und reichte es ihm. „Ah, die Tanne dort“, sagte er mit einem Kopfnicken, „recht schön.“ Und langsam eines der vorhergehenden Blätter nach dem andern umschlagend und betrachtend, fuhr er fort: „Vortrefflich — in der That ausgezeichnet; Ihr seid eine Künstlerin, Signora.“

„Das Lob nehme ich nicht für mich, sondern für meinen Lehrer an, den Hofmaler Veich“, erwiderte Franziska. „Er hat sich in der That die größte Mühe gegeben, aus einer so ungeschickten Schülerin, wie ich war, etwas zu machen.“

„Ah, Beich ist Euer Lehrer?“ fragte Amigoni erstaunt. Die Hand, welche das Skizzenbuch hielt, zitterte und seine dumpfe Stimme bebte bei den Worten, ein Zucken lief über seinen ganzen Körper, und als er jetzt fortfuhr: „Euch in unserer herrlichen Kunst unterrichten zu dürfen, welch ein Glück muß das sein! Wie ich diesen Beich beneide, die Hälfte meines Lebens hätte ich für solches Glück gegeben“ — da sprach eine solche Leidenschaft aus seinen flammenden Augen, daß Franziskas Herz in schnellen, ängstlichen Schlägen zu klopfen begann. Verwirrt senkte sie den Blick zu Boden, ohne ein Wort der Erwiderung finden zu können.

Amigoni fuhr sich mit der Hand über die heiße Stirn, dann sagte er mit ruhigerem Tone: „Ich glaube, ich leistete Euch einmal an dieser Stelle einen Dienst, Signora. Belohnt mich jetzt dafür, indem Ihr mir zum Andenken daran die Skizze schenkt, welche Ihr heute Morgen von jener Tanne entworfen habt.“

Franziska nahm ihm eilig das Buch aus der Hand und löste aus demselben das gewünschte Blatt. „Nicht als eine Belohnung Eurer mutigen That, welche eine ganz andere Belohnung verdiente, sondern nur als ein Andenken an diejenige, welche Euch ihre Rettung verdankt“, sagte sie herzlich, indem sie es ihm reichte.

Er hatte mit fieberhafter Spannung ihre Bewegungen verfolgt. „Bitte, schreibt Euren Namen darauf“, bat er jetzt.

Mit kräftigen Zügen warf sie einige Worte auf das Papier. Er nahm es und las: „Franziska v. Sandhorst in nie erlöschender Dankbarkeit.“

„O, wie glücklich mich das macht“, rief er und wollte das Papier an seine Lippen führen. Aber plötzlich lief wieder jenes nervöse Beben durch seinen Körper, seine Hände sanken herab, seine Augen suchten Franziskas Antlitz, aber mehr flehend und hilfeheischend als in glühender Leidenschaft. „Signora, glaubt Ihr an eine Vergebung der Sünden?“ stöhnte er dumpf.

„Es ist ein Lehrsatz unserer heiligen Kirche“, antwortete Franziska erstaunt; „wie sollte ich daran zweifeln?“

„Glaubt Ihr auch, daß jenem Ruchlosen verziehen werden kann, welcher Euch hier überfiel?“

„Warum nicht, wenn er sich in innigem Glauben und echter Reue die Gnadenmittel der Kirche zu eigen macht?“

„Habt auch Ihr ihm verziehen?“

„Gewiß.“

Amigoni trat schnell auf sie zu. Ehe sie es hindern konnte, ergriff er ihre Hand und stürzte ihr zu Füßen. „Und werdet Ihr, wird der Himmel auch einem Verbrecher verzeihen“, rief er mit Thränen in den Augen, „welcher aus grenzenloser Liebe zu Euch —“

Plötzlich hielt er inne und sprang empor. Der Klang nahender Schritte war an sein Ohr gedrungen. Im nächsten Augenblick sah Franz Veich in die Tannenallee herein und als er das Paar gewahrte, trat er hastig auf dasselbe zu.

„Gott sei Dank, daß ich Euch hier finde“, redete er den Italiener fast atemlos an, „Eure Wohnung ist von Gerichtsdienern und Fronknechten besetzt. Sie

wollen Euch verhaften. Da sie Euch dort nicht fanden, durchsuchen sie den Park, andere den Wald. Ich hielt es für meine Pflicht, Euch zu warnen, vielleicht könnt Ihr Euch noch retten."

„Gli amici si conoscon ne' bisogni", [1] rief Amigoni, aber so höhnisch, daß deutlich die Ironie herausklang, mit der er die Worte gebrauchte. „Besten Dank, Herr Hofmaler, für Euren Eifer. Er war gut gemeint, aber recht unnötig. Keines Vergehens bin ich mir bewußt, welches das Münchener Gericht zu ahnden hätte, seine Diener mögen mich immerhin finden, ich fliehe nicht vor ihnen. Seht, da kommen sie auch schon; wüßte man nicht, welche liebevolle Sorge Euch hergeführt, möchte man glauben, Ihr hättet ihnen den Weg gezeigt."

In der That sah man eine Patrouille Gerichtsdiener den Pfad am Bache heraufkommen und vor dem Eingang der Tannenallee Halt machen. Amigoni warf Beich einen sprühenden, aus Haß und Hohn gemischten Blick zu und trat den Häschern entgegen.

„Man sagt mir, daß Ihr mich sucht, den Maler Amigoni. Ich bin bereit, Euch zu folgen. Also gehen wir — oder müßt Ihr mir erst noch Ketten anlegen?"

„Wenn Ihr gutwillig mitgehen wollt, ist das nicht nötig", entgegnete der Anführer der Patrouille. „Zwei von uns werden Euch in die Mitte nehmen. So — nun marsch!"

---

1) Man erkennt seine Freunde in der Not.

Amigoni wandte sich zu Franziska um und die Hand auf das Herz legend, verbeugte er sich ehrfurchtsvoll. „A rivederci, madonna!“

Beich würdigte er keines Abschiedsgrußes.

„Um der Jungfrau willen, was ist denn vorgefallen?“ mit der Frage trat Franziska auf den Hofmaler zu, welcher düster vor sich niederstarrte.

„Bis jetzt ahne auch ich nur den Zusammenhang“, erwiderte dieser ohne aufzusehen. Plötzlich bückte er sich. Sein Blick war auf ein am Boden liegendes Papier gefallen. Es war die Skizze, welche Franziska dem Italiener zum Andenken geschenkt und welche dieser verloren hatte.

„Franziska v. Sandhorst in nie erlöschender Dankbarkeit“, las Beich halblaut. Dann fragte er bitter: „Hat Amigoni das hier verloren?“

Die Antwort sollte ihm von einer anderen Seite werden als er erwartet. Von den Gerichtsdienern mit lautem Geschrei verfolgt, kam Amigoni zurückgestürzt. Sein Blick überflog suchend den freien Platz; dann die Skizze in der Hand des Hofmalers gewahrend, entriß er sie demselben mit den Worten: „Das wenigstens gehört mir!“

* *
*

Schnell rollte die Kutsche, welche Amigoni mit den Gerichtsdienern führte, München zu. In einen dunkeln Mantel gehüllt saß der Gefangene in eine Ecke gedrückt. Sein düster glühendes Auge war halb geschlossen, seine Lippen fest aufeinander gepreßt. Kein Zug verriet auf seinem blassen Antlitz eine innere Erregung.

Und dennoch tobten und stürmten in seiner Seele die widerstreitendsten Empfindungen. Alle Qualen, welche in diesem entsetzlichen Winter sein Inneres zerfleischt hatten, waren wieder wach geworden, in sein zuckendes Herz griffen mit den scharfen Geierkrallen wiederum die Furien der Eifersucht und verschmähten Liebe und über ihm schüttelten die Erinnyen die schlangenumwallten Häupter. In ein graues Nichts aber zerfloß die Hoffnung, welche aus den düsteren Schatten der langen Winternacht zaghaft sich losgerungen hatte, die schüchterne Hoffnung, daß einst noch für ihn ein Tag kommen könne, an welchem die grauenvollen Dämonen sich von ihm wenden und sein Leben wieder sein würde, was es war, ehe er Franziska geschaut, ein zwischen blumigen Wiesen sanft dahinflutender Strom.

In jener Stunde war sie ihm zuerst aufgeleuchtet, diese Hoffnung, als er sein schuldbeladenes Herz bei dem ihm wohl bekannten Prior des Theatinerklosters erleichtert hatte. Als dieser den hochbegabten Künstler so elend und zernichtet vor sich im Staube knieen sah, da hatte ihn ein inniges Mitleiden mit dem Unglücklichen ergriffen, aber nichtsdestoweniger hatte er ihn mit ernsten, strafenden Worten angesprochen. Doch die Aussicht auf Gnade und Errettung hatte der Geistliche dem reuigen Sünder nicht entzogen, sondern sie ihm vielmehr recht nahe vor Augen gerückt. Aber gewichtige Bedingungen hatte er daran geknüpft. Nichts anderes verlangte er von dem Künstler, als daß er an Roms heiligen Stätten Buße thun solle. Denn der welt- und menschenkundige Prälat sah sehr wohl ein, daß

Amigonis krankes Gemüt niemals in Schleißheim, in Franziskas Nähe genesen könne, daß es dazu vor allem neuer Eindrücke und einer veränderten Umgebung bedürfe. Damit ferner nichts Amigoni in dem neuen Leben, welches er beginnen sollte, an die Vergangenheit erinnern möge, hatte er auch das Bild Franziskas von ihm verlangt, von welchem ihm der Maler erzählt. Die schwerste Bedingung aber, welche er ihm auferlegte, war die letzte. Er sollte der Geliebten selbst seine Schuld gestehen und Verzeihung von ihr erflehen. Der Prior glaubte sich überzeugt halten zu dürfen, daß das edle Mädchen dem Reuigen dieselbe nicht verweigern und daß damit für Amigonis zerrissenes Innere ein Balsam gewonnen sein würde, welcher mit wunderbarer Heilkraft wirken mußte. Zugleich aber sollte dies Geständnis zwischen Amigoni und Franziska eine Scheidewand aufrichten, welche jede Hoffnung auf eine Erwiderung seiner Leidenschaft in dem Maler für immer ertöten mußte. „Ehe die Wunde Deines Inneren heilen kann, mein Sohn", sprach der Geistliche, „muß sie erst mit glühendem Eisen ausgebrannt werden."

Nach langem, schwerem Kampfe entschloß sich Amigoni dem Rate des Priors zu folgen. Schleißheim zu verlassen ward ihm am wenigsten schwer. Auch die äußeren Umstände begünstigten das. Der Ausbruch des Krieges hatte den Kurfürsten gezwungen, alle Arbeiten an dem von ihm begonnenen Schloßbau einstellen zu lassen, und die Schar der Künstler, welche dieser Bau zusammengeführt, hatte sich schon nach allen Windrichtungen zerstreut bis auf Beich und Amigoni, welche

beide Haus Sandhorst zurückhielt. Wollte er aber genesen, das fühlte Amigoni auch, so mußte er diesen Boden verlassen, auf welchem ihm die Sonne der Liebe aufgegangen war, aber nicht als segenspendendes Gestirn, sondern als verzehrende Flamme. Größere Überwindung kostete es ihm, daß er das Bild, an dem er in so heiliger Begeisterung und auch wiederum in düsterer Verzweiflung gemalt, nicht als Andenken an diese Zeit mitnehmen sollte. Und nun gar das glühende Eisen, mit welchem der Mönch seine Wunde ausbrennen wollte, das Geständnis an Franziska! Aber endlich vermochte er sich auch zu diesem Entschluß zu überwinden, die Sehnsucht nach Frieden war zu mächtig in ihm und er begriff, eine wie feste Stütze dieses Friedens es sein würde, wenn er wußte, daß sie ihm vergeben hatte.

Und nun waren, ehe ihm noch solche Vergebung geworden, die Furien wieder vor ihm aufgestiegen, drohender, grausiger als je. Nicht daß der Arm der weltlichen Gerechtigkeit ihn ereilt hatte, quälte ihn, weit mehr folterten ihn die Gedanken, welche Beichs Einmischung in diese Angelegenheit geweckt hatte. Seine Sympathieen hatte Beich niemals besessen; die ungenierte Kritik, welche der Schlachtenmaler an den Werken seiner Kollegen zu üben pflegte, hatte den empfindlichen Italiener oft genug verletzt. Bei der Richtung jedoch, welche Amigonis Eifersucht einmal genommen, war von ihm dem Verkehr Beichs im Sandhorstschen Hause kein besonderer Wert beigelegt, erst jetzt, nachdem der Italiener wußte, daß Beich Franziskas Lehrer geworden,

erschien er ihm in anderem Lichte. Und sein kaum entzündetes Mißtrauen fachte die plötzlich über ihn hereingebrochene Katastrophe zu heller Flamme an. Beich, so redete er sich ein, war der Urheber seiner Verhaftung, Beich, welcher vielleicht gar Franziska für sich zu erringen strebte und wahrscheinlich von dieser selbst erfahren hatte, daß sie ihm, Amigoni, zu Dank verpflichtet war, hatte mit teuflischer Bosheit den unbequemen Rivalen aus dem Wege schaffen wollen, er hatte sich aufs Spionieren gelegt und — wer weiß, durch welchen Zufall — Umstände entdeckt, durch deren Mitteilung er die Gerichte zum Einschreiten bewegen konnte. Ja mehr noch, Beich selbst hatte die Häscher geführt und, um seinem Werk die Krone aufzusetzen, so geführt, daß der Verfolgte vor Franziskas Augen verhaftet wurde. So hatte er ihn aufs tiefste zu demütigen gedacht, vielleicht gehofft, daß Amigoni schuldbewußt zusammenbrechen würde. Aber diese Hoffnung hatte ihn getäuscht; sein und der Häscher Erscheinen hatte nur dazu gedient, das Geständnis, welches Amigoni schon auf der Zunge schwebte, in das Tiefste der Seele zurückzudrängen und den ganzen Trotz wachzurufen, dessen die leidenschaftliche Seele des Italieners fähig war. Denn mit dem Entschluß krönte Amigoni das luftige Gebäude seiner Mutmaßungen in dieser Stunde, in welcher alle guten Engel von ihm zu fliehen und die kaum gewonnene Herrschaft von neuem den Dämonen der Hölle zu überlassen schienen, mit dem Entschluß, seinen Feinden nicht den Triumph zu gönnen, ihn schuldig zu sehen, sondern seine Unschuld aufs

äußerste zu beteuern und zu verteidigen. Mit diesem Gelübde aber, welches er sich selbst ablegte, verband er noch ein anderes, das war das der Rache. Was er bisher gethan, erschien ihm nur wie eine unschuldige Spielerei gegen das, was er jetzt zu thun vorhatte. Tausend wirre Pläne durchkreuzten sich in seinem Verderben brütenden Gehirn, und je mehr Martern sie ihm für diejenigen verhießen, welche er seine Feinde nannte, ein desto größeres Behagen empfand er. —

Unter solchen Gedanken erreichte er München. Die Kutsche rasselte vor das Untersuchungsgefängnis des „Neuen Turms“ beim Kostthörle und die Schergen geboten Amigoni auszusteigen. Eine dumpfe Zelle nahm ihn auf und auf seine Frage, aus welchem Grunde man ihn verhaftet, welches Verbrechens man ihn beschuldige, erwiderte ihm der Kerkermeister höhnisch, darüber habe er Zeit, bis morgen früh nachzudenken, und wenn es ihm bis dahin sein Gewissen nicht gesagt, werde es ihm der Richter schon sagen. Aber sofort begann Amigoni seinen Widerstand. In den energischesten Ausdrücken protestierte er gegen seine Verhaftung, berief sich auf den besonderen Schutz des Kurfürsten, unter dem er stände, verlangte sofort den Richter zu sprechen, und als der Kerkermeister darauf nicht eingehen wollte, überschüttete er denselben mit einer solchen Flut deutscher und italienischer Verwünschungen, daß dieser, welcher zwar schon genug dickblütige Deutsche, aber noch nie eine solche italienische Feuernatur hinter Schloß und Riegel gehabt hatte, nachgab und den Richter zu holen versprach.

Der kam denn auch nach einiger Zeit und zwar in Begleitung seines Sekretärs. Er war ein bedächtiger, würdevoller Mann mit einer großen Allongeperücke und wohlgemästetem Bäuchlein. Mit großem Geräusch ließ er Tisch und Stühle hereinbringen, denn, sagte er, da er zufällig im Turm anwesend, könne er sofort mit dem Malefikanten ein erstes Inquisitorium anstellen. Setzte sich dann ein großes Brillenglas auf die Nase, durch welches er dem Italiener einen niederschmetternden Blick zusandte, räusperte sich und begann, nachdem er sich durch einen Seitenblick überzeugt, daß sein Sekretär zum Schreiben fertig: „Euer Name?"

„Dubito che voi pazzo! (Ihr seid wohl närrisch!)" sprang Amigoni auf ihn zu. „Cospetto! Ihr wollt mit mir ein Verhör anstellen? Ich bin es, der hier zu fragen hat, Ihr habt zu antworten. Warum bin ich hier? Das will ich wissen!"

Der Richter schaute verwundert seinen Sekretär an und versuchte dann wiederum mit einem imponierenden Blick den „Malefikanten" niederzublitzen. Darauf sagte er langsam und mit Würde: „Ihr habt sonderbare Manieren, Herr. Warum Ihr hier seid, werdet Ihr nachher erfahren, zuerst aber beantwortet mir meine Fragen ad personalia, das heißt nach Eurem Namen, Euren Eltern, wo und wann Ihr geboren seid —"

„Ella non ci entra! (Das kümmert Euch nicht!)" unterbrach ihn Amigoni. „Daß ich der Maler Amigoni bin, wißt Ihr so gut als ich und das genügt. Der Maler Amigoni! Hört Ihr's wohl? Ein Name,

der noch nach Jahrhunderten mit Ehrfurcht genannt werden wird, wenn nach Eurer Wohlweisheit kein Mensch mehr fragt, dessen Bilder noch nach Jahrhunderten die Nachwelt bewundern wird, wenn alle Akten, welche Ihr vollgekritzelt habt, längst zu Staub geworden sind. Der Maler Amigoni! Demonio! Macht mich nicht rasend. Der Maler Amigoni, der Gast, der Freund Eures Fürsten steht vor Euch, den Serenissimus allerhöchstselbst aus dem göttlichen Venedig hierher geführt haben, um seine Kirchen und Paläste mit unvergänglichen Werken zu schmücken. O, Serenissimus wird wütend sein, tenga per formo (versichere ich Euch), wenn er hört, was mir geschehen, daß man das Gastrecht verletzt, daß man mich aus seinem Schlosse geholt und in diesen Kerker gesperrt hat. Auf der Stelle laßt mich frei, dann will ich für Euch bitten, daß Ihr mit einem Verweis davonkommt, sonst aber schwöre ich Euch, werdet Ihr binnen kurzem in diesen Mauern sitzen und bei Wasser und Brot darüber nachdenken, was es heißen will, den Maler Amigoni grundlos zu verhaften."

Wiederum schaute der Richter seinen Sekretär verwundert an und schob dann die große Allongeperücke von einem Ohr zum andern. Den niederschmetternden Blick auf Amigoni zu werfen unterließ er dieses Mal, aber sein Spiel gab er noch nicht verloren. „Ihr würdet wohl nicht so zuversichtlich sprechen, Herr Amigoni, wenn Ihr wüßtet, von wessen Vernehmung ich soeben komme. Ein gewisser Achmed, ein entsprungener türkischer Sklave, ist in die Hände der hohen Justiz

gefallen und hat reumütig bekannt, im vorigen Herbst auf Eure Anstiftung hin in Schleißheim einen jungen Menschen tödlich verwundet zu haben. He? Was sagt Ihr nun?"

„Ich kann nur darüber lachen", gellte Amigoni. „Wie? Auf das Zeugnis eines Muselmannes hin, eines auf ewig verfluchten Ungläubigen, wagt Ihr mich zu verhaften, mich, den Maler Amigoni! Abbiate giudizio! (Habt ein Einsehen!) So ein türkischer Hund, besessen vom Teufel, erzählt Euch irgend ein Märchen von mir und Ihr seid einfältig genug, nicht nur die Stimme des Teufels zu verkennen, der aus dem Burschen spricht, um einen rechtgläubigen Christen ins Verderben zu stürzen, nein, gegen alle Vernunft laßt Ihr Euch auch noch verleiten, dem Teufel in diesem seinem Vorhaben beizustehen. O weh, ich fürchte, Ihr kommt doch nicht mit einfachem Verweis davon, Serenissimus wird Euch nicht mehr als Richter brauchen können, sondern sich nach einem geeigneteren Mann für Euren Posten umsehen müssen. Maladizione! Her mit Eurem Türken! Her mit dem Burschen! Ich will mit ihm konfrontiert werden und dann wollen wir einmal sehen, ob der Teufel aushält oder nicht vielmehr mit Gestank von dannen fährt."

Dem Richter schwindelte. Wer war denn hier eigentlich Inquisitor und wer Inquisit? Hätte er nur den Türken Achmed herschaffen können! Aber mit dieser Forderung hatte Amigoni unbewußt den schwächsten Punkt der gegnerischen Position getroffen. Der Italiener hatte die Konfrontation nur verlangt, um Achmed

in der lingua franca, welche der Richter jedenfalls nicht verstand, und unter Hinweis auf den furchtbaren Eid beim schwarzen Stein der Kaaba, den er ihm geschworen, zu bewegen, sein Geständnis zurückzunehmen, um es dann als vom Teufel dem Besessenen eingegeben darzustellen. Aber in der That weilte Achmed gar nicht mehr unter den Lebenden. Der Richter war nicht nur von seiner Vernehmung, sondern auch von seinem Sterbebett zu Amigoni gekommen. Die Wunde, welche der Türke gestern bei seiner Verhaftung von dem Spieß des Scharwächters in die Seite erhalten hatte, war tiefer und weit gefährlicher gewesen, als man zuerst geglaubt. Bald nachdem Achmed, durch Xavers plötzlichen Anblick geistig zerschmettert, sein Geständnis abgelegt hatte, war das Wundfieber eingetreten, in dessen sich von Stunde zu Stunde steigernden Paroxismen der Verwundete bis vor einer Stunde gerast hatte. Dann war er still geworden und man hatte den Richter geholt, damit der Türke sein Geständnis noch einmal wiederholend bestätige. Aber dazu war dieser schon zu schwach gewesen, nur noch einige unverständliche arabische Worte hatte er hervorzubringen vermocht, dann war die Agonie des Todes eingetreten und bald darauf der Tod selbst.

Daher besaß das Gericht kein anderes Beweismaterial gegen Amigoni, als das Protokoll über die erste gestrige Vernehmung Achmeds, der seiner Eigenschaft als Muselmann wegen nach den Begriffen jener Zeit nicht einmal hatte beeidigt werden können. Nun vermochte die Justiz zwar leicht dies Material zu ver-

vollständigen. Wenn man Amigoni der peinlichen Frage unterzog, so würden Daumschrauben und spanische Stiefel, ferner die Streckleiter und, half auch die nicht, fünfzig Rutenhiebe auf die nackten, auf der Leiter zum äußersten gespannten Glieder, eine in München besonders beliebte Torturart, wohl ein Geständnis zuwege bringen. Aber was würde der Kurfürst dazu sagen, wenn man einen seiner Lieblinge, seiner verhätschelten italienischen Maler in dieser Weise behandelte? Der Richter schob die Perücke bedenklich von einem Ohr zum andern, plötzlich kam es ihm sehr wahrscheinlich vor, daß der verstorbene Muselmann vom Teufel besessen gewesen sei und in seiner Besessenheit den Maler angeklagt habe. Ja es dämmerte in ihm eine Ahnung auf, als ob er mit Amigonis Verhaftung einen dummen Streich gemacht habe, einen ganz außerordentlich dummen Streich. Wenn er den verwünschten Italiener nur erst wieder los wäre — dieser Wunsch war das Ergebnis seines Nachdenkens.

Der Richter schaute seinen Sekretär mit einem würdevollen Blick an und donnerte ihm dann mit so gewaltiger Stimme „Schreibt" zu, daß dieser erschrocken zusammenfuhr, ja aus Schrecken seine Feder auf den weißen, sorgfältig gefalteten Bogen Papier fallen ließ und dadurch einen großen Klecks hervorbrachte. Der Richter atmete erleichtert auf. Gott sei Dank, da war jemand, der noch ungeschickter war, als er selbst. Da war auch jemand, an dem er seinen Groll auslassen konnte, und das war noch mehr wert. Der arme Sekretär bekam denn auch diesen Groll ausgiebig zu

kosten; eine wahre Flut von Verwünschungen ergoß sich über ihn, eine Flut, die, wäre sie Tinte gewesen, nicht nur einen bescheidenen Klecks hervorgebracht, sondern den ganzen Bogen schwarz gefärbt hätte. Er ließ sie ruhig über sich ergehen; wußte er doch, wie wohlthuend eine solche Erleichterung für seinen verehrten Vorgesetzten war und daß derselbe später beim Dürnbräu drüben nach geschehener Arbeit ganz derselbe joviale Mann sein würde wie sonst.

Der Richter aber begann jetzt ein fein gesetztes Protokoll zu diktieren, in welchem erzählt wurde, wie man den Herrn Amigoni vorcitiert habe, um ihm mitzuteilen, wessen ihn ein gefangener türkischer Sklave, Achmed genannt, laut des den Akten beigefügten Protokolls vom gestrigen Tage beschuldigt habe, wie aber besagter Herr Amigoni solche Beschuldigungen für aus der Luft gegriffen und wahrscheinlich genanntem Ungläubigen von Satanas selbst eingeblasen bezeichnet habe, worauf von Gerichtswegen beschlossen sei, den p. p. Amigoni zu entlassen, nachdem derselbe versprochen, binnen dreimal vierundzwanzig Stunden entweder eine Bürgschaft von hundert Gulden Landesmünze in Silber oder aber zwei in München angesessene und als zahlungsfähig bekannte Bürgen —

Weiter kam der Richter nicht. „Ihr irrt Euch sehr“, unterbrach ihn Amigoni, „wenn Ihr glaubt, daß ich eine Bürgschaft stellen werde. Wenn Ihr mich später wieder braucht, meldet es Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht, Serenissimus wird mich schon zu finden wissen, und wenn Hochderselbe es befiehlt, werde ich

mich dem Gericht stellen. Eine Bürgschaft leiste ich aber nicht, unter keiner Bedingung."

„Es ist nur eine Formsache", wandte der Richter ein.

„Zum Henker mit diesen Zeremonieen! Laßt mich jetzt augenblicklich frei, oder schafft mir den Türken her, daß ich ihm den Teufel austreibe. Haltet mich aber nicht länger unnütz auf, sonst seid Ihr am längsten kurfürstlicher Richter gewesen."

„Hm, hm", räusperte sich der Richter, „mit dem Türken hat es so eine eigene Bewandtnis, sintemalen und alldieweil vielbemeldeter Achmed vor etwa einer Stunde mit Tod abgegangen ist. Eine Konfrontation mit Euer Wohlgeboren möchte demnach zur Zeit kein Resultat mehr ergeben. Es ist sehr zu bedauern, daß es dadurch unmöglich geworden, Licht in diese mysteriöse Affaire zu bringen. Aber es scheint der Ratschluß des Himmels zu sein, dieselbe im Dunkeln zu lassen. Wir wollen daher das Protokoll so fassen, Herr Sekretarius — nehmt einen neuen Bogen zur Hand — actum, praesentes wie vorhin — sodann: Es erschien auf Wunsch des Gerichtes der von Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht von Venedig nach München berufene berühmte Maler, Herr — darf ich um den Vornamen Eurer Wohlgeboren bitten?"

„Jacopo", warf Amigoni ungeduldig hin.

„Herr Dacapo Amigoni", fuhr der Richter fort.

„Nicht Dacapo, sondern Jacopo. Demonio!" fluchte Amigoni.

„Also, Herr Sekretarius, schreibt: rectius Jacopo Demonio Amigoni."

„Der Himmel erleuchte Euern Verstand", lachte der Maler. „Einfach Jacopo Amigoni. Demonio war nur ein Zusatz von mir und heißt auf deutsch: Der Teufel hole die ganze Geschichte!"

„Habt Ihr schon Demonio, Herr Sekretarius?" fragte der Richter, indem er sich den Schweiß von der Stirn wischte.

„Nein, Euer Gnaden."

„Nun wohl, so laßt das Wort fort und schreibt einfach Jacopo Amigoni und fahrt dann fort: um mit einem gewissen Türken, nomine Achmed, der im Verdacht stand, vom Teufel besessen zu sein, konfrontiert zu werden. Da aber obbemeldeter Achmed inzwischen verstorben war, so konnte diese Konfrontation nicht mehr ausgeführt werden, weshalb Herr Amigoni wiederum entlassen wurde. Vorgelesen, genehmigt — so, darf ich jetzt um die Unterschrift Euer Wohlgeboren bitten?"

Amigoni warf mit fester Hand seinen Namenszug unter das Papier. Der Richter erhob sich: „Ah, somit wäre diese Sache glücklich erledigt und Eurem Fortgehen steht nichts mehr im Wege. Ich habe die Ehre, mich zu empfehlen, Herr Amigoni."

Mit kurzem Abschiedsgruß verließ der Maler das Zimmer.

„Brrr", brummte der Richter, „ist das ein Feuerbrand! Gott soll mich bewahren, daß ich mich je wieder mit einem solchen welschen Brausekopf einlasse."

Sechstes Kapitel.

Des Feldzugs Beginn.

Auf den unbeständigen März folgte ein launischer April und diesem ein nasser, kalter Mai. Öde und verlassen waren die prächtigen Räume der kurfürstlichen Residenz und über der heiteren, lebenslustigen Stadt München lag eine düstere Wolke sorgenvollen Ernstes. Nicht anders sah es im ganzen Lande Bayern aus. Seit Ende März tobte an den Grenzen des Landes der Krieg und war es auch bisher dem Kurfürsten gelungen, das eigene Territorium vor feindlichen Einfällen zu schützen, so hatte das doch nur mit Anspannung aller Kräfte und nicht ohne schwere Verluste geschehen können. Mit Glück zwar hatte Max Emanuel selbst die Innlinie behauptet, bei Schertenberg den österreichischen General Schlick geschlagen, denselben bis Passau verfolgt und die Feste Neuburg erobert. In Franken dagegen verlor der Marquis de Maffei ein blutiges Treffen bei Krotensee an die Kaiserlichen und das fränkische Kreiskontingent unter General Janus, bei welchem sein ganzes Lager mit der gesamten Artillerie in die Hände des Feindes fiel. Nur dem energischen Eingreifen des Kurfürsten, welcher sofort das Corps des Grafen Monasterol Maffei zur Hilfe sandte, gelang es, dem siegreich vordringenden Feinde Halt zu gebieten und die wichtige Grenzfestung Rotenberg zu entsetzen.

Sehnsüchtig erwartete Max Emanuel das Eintreffen der französischen Hilfsarmee unter Marschall

Villars, welche ihn in den Stand setzen sollte, selbst die Offensive zu ergreifen. Aber es wurde Mitte April, bis Villars, welcher erst noch die ihm von Ludwig XIV. zugesandten Verstärkungen unter Tallard und Marquis de la Rosel hatte abwarten müssen, es wagen konnte, über den Rhein zu gehen. Ihm gegenüber stand der Markgraf von Baden; zwar vermochte derselbe mit seiner geringen Macht den Übergang selbst nicht zu hindern, aber ebenso wenig gelang es den Franzosen, das verschanzte Lager des Markgrafen zwischen Stollhofen und Bühl zu überwältigen. Fünfmal stürmten die französischen Regimenter, unter ihnen die berühmten Haustruppen des Königs, gegen die Schanzen der Reichsarmee und fünfmal ward der Angriff abgeschlagen. Dadurch sah sich Villars gezwungen, seine Armee durch die Defiléen des Schwarzwaldes zu führen; mit starken Verlusten eroberte er die von kaiserlichen Truppen besetzten Stellungen bei Bibrach, Hausach und Hornberg im Kinzigthale und rückte an Villingen vorbei bis Donaueschingen vor. Hier traf er nicht früher als in den ersten Tagen des Monats Mai ein.

Sobald Max Emanuel diese Nachricht erhielt, brach er mit seiner am Inn konzentrierten Armee aus der Gegend von Passau auf und marschierte längs der Donau Villars' Heer entgegen. Von Friedlingen aus schrieb er an den Landtags-Ausschuß nach München, „daß ihm dieser erste glückliche succès, welcher hoffentlich zu mehreren anderen Progressen — ihm und seinem Lande zum Besten — den Weg bahnen müsse, ein herzliches Vergnügen gemacht; er zweifle nicht, es werden seine

sämtlichen getreuen Landstände und Unterthanen darüber getrost sein und gleichmäßigen Anteil an seiner Satisfaktion nehmen."

Am 6. Mai gewannen die Avantgarden beider Heere bei Tuttlingen Fühlung mit einander, vier Tage später, am 10. Mai, trafen der Kurfürst und Marschall Villars bei Riedlingen zusammen. Die französische Armee war ungefähr dreißigtausend Mann stark, in vortrefflichem Zustande, darunter, wie schon erwähnt, ein Teil der königlichen Garden, und führte fünfzig Geschütze. Besonders machte die Kavallerie einen glänzenden Eindruck, welche sechzig Schwadronen stark und vorzüglich beritten war. Keiner der kaiserlichen Generale hatte die Vereinigung der Bayern und Franzosen zu hindern vermocht. Der Markgraf von Baden ward am Oberrhein festgehalten, das Corps des Feldmarschalls Grafen Styrum stand noch weit zurück in Franken, der General v. Schlick, welcher dem Kurfürsten am Inn gegenübergestanden, hatte von Wien plötzlich nach Ungarn dirigiert werden müssen, wo unter Franz Rakoczy ein blutiger weitverzweigter Aufstand ausgebrochen war.

Da der Kurfürst in Franken und am Inn einige Regimenter hatte zurücklassen müssen, auch Ingolstadt, Ulm und andere feste Plätze Garnisonen erforderten, waren ihm nur etwas über zehntausend Mann übergeblieben, welche er zu den Franzosen stoßen lassen konnte. Diesen Anlaß benutzte Marschall Villars, welcher als einer der ersten Heerführer seiner Zeit keine Lust verspürte, unter Max Emanuel zu dienen, diesem

den Oberbefehl zu verweigern, da die französische Armee doppelt so stark als die bayrische sei. Der Kurfürst dagegen bestand als ein regierender Herr auf der Forderung des Oberkommandos, und da man sich über diesen Punkt nicht vereinigen konnte, wurde die Entscheidung Ludwigs XIV. angerufen. Der Roi Soleil erklärte, daß er seine Truppen den Befehlen des Kurfürsten von Bayern unterordne, nur in dessen Abwesenheit habe Villars das Kommando der alliierten Armee zu führen. Im übrigen sei der Marschall als bevollmächtigter Gesandter bei Max Emanuel accreditiert und Kurfürstliche Durchlaucht werde ersucht, demselben das vollste Vertrauen zu schenken.

Von Tuttlingen bis Ulm stand jetzt entlang der Donau die franko-bavarische Armee in weitläufigen Kantonnements, eine respektable Macht und eine schneidige Waffe in der Hand eines entschlossenen Feldherrn. Das fühlte auch Max Emanuel und er sprach davon, direkt auf Wien zu marschieren. Ein solcher Marsch, mit Schnelligkeit und Bravour ausgeführt, konnte den Feldzug entscheiden und bot alle Chancen des Gelingens. Denn nachdem der Kaiser das Corps des Generals Schlick gegen die Ungarn hatte verwenden müssen, konnte er den Franko-Bavaren nichts anderes entgegenstellen, als die schwache Armee des Feldmarschalls Styrum, welche mit den fränkischen und sächsischen Kreiskontingenten nicht mehr als dreißigtausend Mann betrug. Aber was Max Emanuel wollte, wollte Villars nicht oder erklärte, direkten Widerstand vermeidend, erst darüber nach Paris berichten zu müssen. Doch zog der

Kurfürst die Armee immer enger um Ulm zusammen und hielt auf den weiten Feldern bei Wiblingen am 24. Mai eine Musterung über dieselbe ab, welche glänzend ausfiel. —

Es war am Nachmittage dieses Tages. In den breiten Alleeen vor den weitläufigen Gebäuden des Klosters Wiblingen herrschte ein buntes Treiben. Das brillante militärische Schauspiel des Vormittags hatte eine Menge Volks herbeigezogen, welches sich um die Buden drängte, in denen Eßwaren und Getränke aller Art feilgeboten wurden oder Glückshäfen aufgestellt waren. Auch ein Bärenführer war da, welcher Meister Petz seine Künste machen ließ, und von einem schnell improvisierten Gerüst herab pries ein Quacksalber seine Medikamente an, unter denen eine schuß-, hieb- und stichfest machende Salbe die Hauptrolle spielte. Es sah aus wie auf einem Jahrmarkt im tiefsten Frieden und man hätte sich auch auf einem solchen wähnen können, wenn nicht die Überzahl bunter Uniformen unter der Menge zu lebhaft an den Krieg erinnert hätte.

Innerhalb der Klostermauern auf dem weiten Hofe und im Schatten des Hauptgebäudes stand ein langer Tisch, an welchem die hier einquartierten Offiziere des berühmten französischen Regiments Artois in den weißen, rotausgeschlagenen Röcken mit blauen Rabatten tafelten. Jedoch sah man dazwischen auch die hellblauen bayrischen Uniformen, da die Franzosen die Offiziere des Grenadier-Regiments Heydom zur Tafel geladen hatten, welche auf dem unweit am anderen Ufer der Donau hochgelegenen Schloß Erbach einquartiert waren.

Auch an Damen fehlte es nicht; in dem unendlichen Troß der Heere jener Zeit folgten stets viele Frauen ihren Männern ins Feld, und noch mehr jener schönen Abenteurerinnen, welche mit klangvollem, wenn auch etwas zweifelhaftem Namen und noch zweifelhafterem Ruf mit in den Krieg zogen, um im Feldlager ihr „sort“ zu machen.

Die lebhafte und ungezwungene Unterhaltung, die glänzenden Augen und geröteten Wangen, sowie der Zustand der Tafel, auf welcher zwischen den bunt durcheinander geschobenen Frucht- und Konfektschalen des Desserts eine große Anzahl halb und ganz geleerter, mannigfach geformter Flaschen standen, bewiesen, in wie opulenter Weise die Franzosen — allerdings auf Kosten des Klosters — verstanden hatten, Gastfreundschaft zu üben. „Warum gefällt sich denn Euer Cousin Sandhorst heute in der Rolle des zürnenden Achill?“ fragte eine der französischen Damen ihren Nachbar Max v. Heydom.

„Nur um die Aufmerksamkeit so schöner Augen auf sich zu lenken, wie die Euren sind, Komtesse.“

Die verwitwete Komtesse de la Marillac et Remonton, von deren Grafschaft aber niemand recht wußte, wo sie eigentlich lag, schüttelte den in der That hübschen Kopf, indem sie meinte: „Dann müßte er gemerkt haben, daß ich ihn schon seit lange beobachte. Aber er hat noch kein einziges Mal herübergesehen.“

„Wie unartig von ihm. Er ist wirklich Eurer Aufmerksamkeit nicht wert, Komtesse.“

„Nicht? Was wißt Ihr davon?"

„Man muß also düster, verstimmt, langweilig sein, um Euch zu gefallen."

„Nein, aber interessant."

„Ah, endlich ein Blick", lachte Max spöttisch, als die Komtesse jetzt einen Blick Eugens auffing und mit dem hohen Kelchglas voll perlenden Champagners zu ihm hinübergrüßte. Ein flüchtiges Lächeln glitt über Eugens ernstes Gesicht, er erwiderte artig den Gruß und leerte sein Glas auf einen Zug. Dann erhob er sich, aber nicht, um den einladenden Augen der schönen Französin zu folgen und zu ihr zu treten, vielmehr wandte er sich rechts zum Kloster und verschwand im Hause. Der Fächer der Komtesse flatterte rauschend aus einander, um den Verdruß zu verbergen, der ihr Antlitz verdüsterte, doch gewann sie schnell genug die Herrschaft über sich selbst wieder, um die Neckereien ihres Nachbars schlagfertig zu erwidern.

Eugen schritt indessen quer durch das Haus und den dahinter liegenden Klostergarten, bis er das freie Feld erreichte. Längst war das Lächeln wieder verschwunden, welches der Blick der Komtesse auf seinem Antlitz hervorgerufen hatte. Nur widerstrebend war er der heutigen Einladung gefolgt, denn nichts lag seiner Stimmung ferner als dies kecke, leichtsinnige Treiben. Wie so ganz anders hatte sich doch alles gestaltet, als er an jenem sonnigen Märzmorgen in dem Grottenhofe der Münchener Residenz gedacht, an dem ihm Josephinens liebestrahlende Augen die schönste Zukunft versprochen hatten. Die erste Folge seiner Verlobung war

ein Zerwürfnis mit seinem Vater gewesen. Der alte Baron hatte auf das bestimmteste erklärt, niemals in eine intime Verbindung mit der Familie Heydom willigen zu wollen, so wenig er sonst daran denke, Eugen in der Wahl seiner Lebensgefährtin zu beschränken. Dabei war er geblieben, trotz der flehendsten Bitten seines Sohnes; keine Heydom, unter keinen Umständen eine Heydom, das war der stete Refrain seiner Reden. Dem gegenüber erklärte zwar Eugen mit derselben Bestimmtheit, trotzdem nicht von Josephine lassen zu wollen, aber was er und was vor allem die Heydoms so dringend wünschten: eine schnelle Heirat noch vor Ausbruch des Krieges, war bei dem entschiedenen Widerspruch des alten Barons nicht möglich. Und unter solchen Umständen wußten Josephine und ihre Angehörigen Eugen für seine Treue wenig Dank. Zwar löften auch sie nicht die Verlobung geradezu wieder auf — man konnte ja nicht wissen, wie Eugen noch von Nutzen sein mochte — aber sie versäumten keine Gelegenheit, den jungen Sandhorst fühlen zu lassen, was der alte verbrochen. Vor allem behandelte Josephine ihren Verlobten mit einer Launenhaftigkeit, daß Eugens blinde Leidenschaft für sie dazu gehörte, um es nicht zu einem Bruch kommen zu lassen. Aber er duldete alles, er war dankbar für jeden freundlichen Blick, für jedes noch so sparsam zugemessene Lächeln und ertrug dafür die krausesten Launen, die barocksten Einfälle seiner Braut, als wären sie etwas ganz Natürliches. Aber zeigte er auch nicht, wie er unter dem Betragen Josephinens litt, innerlich folterte ihn dasselbe desto mehr. Er

fühlte das Unwürdige seiner Stellung, seine ganze Natur bäumte sich oft auf gegen das Joch, das er trug, aber die Rosenketten der schönen Zauberin zu brechen war er zu schwach.

Auch nach seiner Trennung von Josephine änderte sich wenig an dem Verhältnisse Eugens zu seiner Braut. General Heydom hatte es einzurichten gewußt, daß sein Regiment das letzte war, welches München verließ und auch dann erst noch die Kurfürstin mit ihrem Hofstaat nach dem festen Ingolstadt eskortierte. So hatte Eugen länger in der Nähe seiner Braut sein können, als es die kriegerischen Verhältnisse sonst gestattet hätten. Als nun aber doch endlich die Trennungsstunde schlug, wie kühl war da Josephine bei diesem Abschied auf Tod und Leben gewesen. Und wie kühl zeigte sie sich auch jetzt, wie selten erhielt er von ihr ein Liebeszeichen, trotzdem der regelmäßige, durch Kuriere vermittelte Verkehr der Kurfürstin mit ihrem Gemahl ihr so oft eine Gelegenheit dazu geboten hätte. Auch noch in der Ferne mußte er ihre Launenhaftigkeit fühlen und oft stiegen quälende Zweifel in ihm auf, ob der Grund dieser Launenhaftigkeit nicht doch Gleichgültigkeit sei, und ob es nicht ein Irrtum oder gar eine Lüge gewesen, als sie ihm gesagt, daß sie ihn liebe.

Das war es gewesen, was ihn aus der fröhlichen Gesellschaft der Kameraden fortgetrieben hatte, das war es, was ihn jetzt so düster vor sich hinstarren ließ, als er, ohne darauf achtzugeben, wohin ihn seine Schritte leiteten, den nach Ulm führenden Feldweg verfolgte. Erst die Begegnung eines Reiters schreckte ihn aus sei-

nen unerquicklichen Gedanken empor. Derselbe kam, von einem Diener gefolgt, in kurzem Trabe von Ulm daher und Eugen erkannte in ihm seinen zukünftigen Schwiegervater.

Der General hielt bei dem jungen Offizier sein Pferd an. „Ah, Du bist es, Eugen", sagte er mit jener herablassenden Freundlichkeit, welche er in der letzten Zeit angenommen hatte, „Du bist es, der hier so einsam durch die Felder streift. Aber es ist mir lieb, daß ich Dich treffe. Kannst Du mir sagen, ob der Baron Roussillon augenblicklich im Kloster zu finden ist?"

Der Baron Roussillon war der Kommandeur des Regiments Artois und wie alle höheren französischen Offiziere ein guter Bekannter Heydoms.

„Vor einer Viertelstunde war er noch dort", entgegnete Eugen.

„Superbe. Ist dies der nächste Weg nach dem Kloster?"

„Wenn Ihr absteigen wollt, so kann ich Euch noch einen näheren durch den Garten und das Haus führen."

Der General schwang sich aus dem Sattel und gab seinem Reitknecht die Zügel mit der Weisung, das Pferd nach dem Kloster zu führen. „Ich komme direkt aus dem Kriegsrat", sagte er, neben Eugen herschreitend.

„Nun, sind die erwarteten Nachrichten aus Paris gekommen?"

„Ja. Seine allerchristliche Majestät haben unseren Vorschlag gebilligt. Die Offensive gegen Tirol ist beschlossen."

„Darf man nach den Details fragen?“

„Warum nicht? Morgen erfährt sie die ganze Armee. Es ist eine Teilung der Streitkräfte angeordnet. Marschall Villars rückt mit dem größten Teil seiner Truppen und zehn Eskadrons bayrischer Kavallerie dem Grafen Styrum entgegen und bezieht ein Lager in der Gegend von Haunsheim. Kurfürstliche Durchlaucht dagegen wenden sich mit den durch einige französische Regimenter verstärkten bayrischen Truppen gegen Tirol. Übermorgen beginnt der Abmarsch nach München. Dort werden wir einige Rasttage haben und dann gegen Rosenheim und Wasserburg aufbrechen, um von da über Kufstein in Tirol einzudringen. Cooperierend mit uns wird sich Marschall Vendome von Italien aus über den Brenner nach Innsbruck ziehen, wo wir uns mit ihm vereinigen werden. Dann beginnt der Vormarsch auf Wien. Das sind so im großen und ganzen die heute beschlossenen Pläne.“

„Gott sei Dank“, sagte Eugen aufatmend, „so kommen wir doch endlich an den Feind.“ Die Aussicht auf den Ernst des Krieges erschien ihm wie eine Erlösung aus seiner niedergedrückten Stimmung.

Der General achtete nicht darauf. „Ah, welch ein reizendes Bild, magnifique!“ rief er mit einem Blick auf die fröhliche Gesellschaft, indem er auf den Klosterhof hinaustrat.

„Enfin, mon cher général!“ mit den Worten sprang Baron Roussillon auf und eilte Heydom entgegen.

Siebentes Kapitel.

Am Plansee.

Durch die stille Sommernacht funkelten die Sterne herab und spiegelten sich wieder in dem klaren Bergsee, welcher sich zwischen grünbewaldeten Höhen hinzieht wie ein blinkender Plan von Krystall.

„Plansee“ nennen daher auch die Menschen diesen stillen Spiegel, zu welchem sich die Wasser hier ausdehnen, ehe sie als Ache brausend und schäumend die stürmische Reise antreten über gewaltige Felsblöcke hinab zum Lech.

Geheimnisvoll rauschte am Ufer das hohe Schilf im sanften Wehen des Nachtwindes, fast der einzige Laut rings umher neben dem leisen Plätschern der Wellen, welche sich am breiten Kiel des Bootes brachen, das langsam über die dunkle Flut dahinglitt.

Im hinteren Teile desselben stand ein Greis in der Tiroler Landestracht, welcher das Ruder führte. Weiter nach vorn saßen zwei Männer, welche sich zum Schutz gegen die kühle Nachtluft dicht in ihre Mäntel gehüllt hatten.

„Dort steht der bayrische Posten“, sagte jetzt mit halber Stimme der Greis, mit einer Neigung des Hauptes nach dem Ufer deutend. „Damit meinen sie die Straße nach Partenkirchen gesperrt zu haben, daß ihnen kein Mäuslein vorbei kann. Schmal genug ist freilich der Weg dort zwischen Berg und See, und das Wachtpikett, was sie dort aufgestellt haben, könnt' schon

genügen, die Straße zu sperren, aber den See selbst, das ist's, den können sie nicht absperren."

„Kann man das Boot nicht vom Ufer aus sehen?" fragte der eine der beiden Männer im Mantel.

„Nicht ehe der Mond aufgegangen ist", erwiderte der Greis. „Und bis dahin sind wir am Ziel."

Das Gespräch verstummte, fast lautlos glitt das Boot weiter über die stille Flut, bis der Greis von neuem begann: „Halten zu Gnaden, Herr Offizier, wart Ihr mit dabei, als der Tanz in Innsbruck losging?"

Der Angeredete schüttelte den Kopf. „Kein einziger kaiserlicher Soldat war an jenem Tag in Innsbruck. General Guttenstein hatte seine geringe Macht bis Sterzing zurückgezogen, um sich dort durch das Landesaufgebot zu verstärken. Aber wenn ich auch nicht mit dabei war, kann ich Euch doch genug von jenen Innsbrucker Tagen erzählen, wenn Ihr noch nichts Genaueres darüber gehört habt."

„Wollte grad' schön darum bitten, Herr Offizier", nickte der Bootführer. „Was man davon hört, klingt ja fast wie ein Wunder, so Unglaubliches wird berichtet. Wollen doch einige wissen, der Kurfürst von Bayern selbst sei von einem Tiroler Schützen niedergestreckt."

„So hieß es bei uns zuerst auch, aber es hat sich als ein Irrtum herausgestellt. Derjenige, welchen man für den Fürsten hielt, war sein Kammerherr, ein Graf d'Arco, welcher in goldbordiertem Rock neben ihm ritt und an seiner Seite erschossen wurde. Aber ich

muß meine Historie schon von vorn anfangen, sonst versteht Ihr doch nicht den Zusammenhang. Ende Juni war, wie Ihr wißt, Max Emanuel mit seinen Bayern in Innsbruck eingezogen. Damit schien er das ganze Land in seine Gewalt gebracht zu haben, aber es schien nur so, und was er zuerst als sein Glück ansah, gereichte ihm nachher zum Verderben. Denn als die Kunde ins Land Tirol hinausging, jetzt sei der Bayer Herr und nicht mehr der Kaiser, da sammelten sich überall mutige Männer und erklärten, lieber sterben, als die Bayern im Lande dulden zu wollen. In Clausen bei Brixen, am Staufen zwischen Sterzingen und Meran, im Passeier, am Wormser Joch und bei Landeck sammelten sich bewaffnete Scharen, deren Schneide die Feinde bald empfinden sollten. Bei Landeck kam es zum ersten blutigen Zusammenstoß. Bayern und Franzosen wollten von dort ins Etschthal eindringen, aber der tapfere Pfleger von Landeck, Andreas Sterzinger, überfiel sie mit seinen Bauern in einer engen Schlucht. Das war ein böser Tanz! Von den Anhöhen rollten und sprangen Felsentrümmer und Baumstämme zerschellend auf die Bayern herab und verrammelten den Weg vor- und rückwärts; aus den Büschen und Klüften knallte Schuß auf Schuß und jeder traf. Als die Hälfte der Bayern tot am Boden lag, ergaben sich die anderen, darunter viele vornehme Offiziere, manche von ihnen sprangen auch in den Inn und suchten sich durch Schwimmen zu retten, aber die meisten wurden auch hier noch von den Tiroler Kugeln ereilt und die anderen riß die schäumende Flut ins kühle Grab.

Diese Kolonne war vom Kurfürsten bestimmt gewesen, mit dem Marschall Vendome, dessen Heer von Italien aus in Tirol eindringen sollte, Fühlung zu gewinnen. Als nun die Nachricht nach Innsbruck kam, die Kolonne sei vernichtet, entschloß sich Max Emanuel selbst den Franzosen unter Vendome entgegen zu gehen. Innsbruck ließ er mit drei Bataillonen besetzt, mit der übrigen Armee marschierte er den Brennerpaß hinauf, da er Kundschaft erhalten hatte, daß Vendome diese Straße gewählt habe. Wir standen südlich von der Paßhöhe bei Sterzing, das Regiment Guttenstein und etwa fünfhundert Landesschützen, und hatten den Befehl, unter allen Umständen die Vereinigung der Bayern mit den Franzosen zu hindern. Das war für unsere geringe Anzahl eine verwünschte Aufgabe, zumal als wir hörten, die Franzosen ständen schon vor Trient, dessen schwache Besatzung die Stadt schwerlich lange würde halten können. Aber wir waren alle entschlossen, bis auf den letzten Mann unseren Posten zu halten. Am Mittag des 21. Juli kamen unsere Vorposten von der Paßhöhe mit der Meldung zurück, daß starke Kräfte des Feindes dort eingetroffen seien und sich bereit machten, den südlichen Abhang hinabzusteigen. General Guttenstein stellte uns in Schlachtordnung, so erwarteten wir den Angriff. Aber derselbe blieb aus, die Blauröcke blieben oben auf der Paßhöhe stehen, ja am anderen Morgen meldeten die Schützen, welche der General zur Rekognoszierung vorgeschickt hatte, den vollständigen Rückzug des Feindes.

Dazu aber war der Kurfürst durch die Nachrichten aus Innsbruck bewogen, welche ihn am Abend des 21. auf der Paßhöhe erreicht hatten. Während er mit den Seinigen zum Brenner hinaufmarschierte, war im unteren Innthale der Aufstand ausgebrochen. Von dem bayrischen Kommandanten Innsbrucks, Oberst Verita, waren Schanzarbeiten bei der Stadt Hall angeordnet und dazu einige hundert Bauern aufgeboten worden. In aller Frühe zogen denn auch die Bauern aus den Bergen heran, aber alle bewaffnet. Sie griffen sogleich die Schiffe an, welche bei Hall auf dem Inn lagen und die von den Bayern in Innsbruck und auf Schloß Ambras erbeuteten Schätze, sowie das Geschütz aus dem Innsbrucker Zeughause nach Bayern führen sollten. Auf die Kunde davon eilte Oberst Verita mit Truppen herbei, aber die Haller Bürger schlugen sich jetzt auch auf die Seite der Bauern. Aus allen Häusern des Städtchens wurde geschossen, in allen Straßen wütete der Kampf, nach verzweifelter Gegenwehr wurden die Bayern von den Bürgern und Bauern niedergemacht, Oberst Verita selbst auf dem Markte erschlagen und mit abgehauenen Händen und Füßen zur Schau liegen gelassen."

„'s ist ihnen recht geschehen", brummte der alte Tiroler, „warum sind sie in unser Land gekommen und haben es dem Kaiser nehmen wollen?"

Der Offizier nickte zustimmend, dann fuhr er fort: „Im ganzen Innthale heulten an jenem Tage die Sturmglocken. Überall standen die Bauern auf. Schloß Kropfburg nahmen sie mit Sturm; in Rattenberg wur-

den sie nachts von den Bürgern eingelassen, welche mit ihnen im Einverständnis waren, so daß die bayrische Besatzung in den Betten überwältigt und niedergemacht wurde. Auch Innsbruck wäre genommen worden, wenn Max Emanuel nicht schnell entschlossen mit der Armee vom Brenner nach der Stadt zurückmarschiert wäre. Aber kaum war er d'rin, so wurde er auch schon von den Tirolern eingeschlossen. Innabwärts bei Hall hatten sie vom Ufer bis zu den Bergen Schanzen gezogen und dieselben mit den Geschützen armiert, welche sie auf den Schiffen erbeutet hatten. Oberhalb der Stadt aber bei der Martinswand war der Weg mit Steinblöcken verrammelt und gegenüber am rechten Ufer beim schwarzen Kreuz eine Schanze aufgeworfen, welche mit vierhundert auserlesenen Scharfschützen besetzt war. So waren dem Kurfürsten beide Wege nach Bayern verlegt, sowohl der durchs Innthal über Hall, Rattenberg und Kufstein, als wie der über Zirl, Seefeld und die Scharnitz nach Mittenwald. Zunächst sandte Max Emanuel einen Trompeter nach Hall und ließ den Bauern Vergessenheit und Gnade anbieten, wenn sie aus einander gingen und ihn durchließen, sie aber fluchten und schwuren, mit ihm bis auf den letzten Mann zu fechten. Nun gab er Befehl, die Schanzen an der Martinswand und beim schwarzen Kreuz anzugreifen, um den Weg nach Zirl und der Scharnitz frei zu bekommen. Drei Stunden dauerten die vergeblichen Angriffe der Bayern, der Kurfürst selbst war im schärfsten Feuer, und hier war es, wo Graf d'Arco an seiner Seite erschossen wurde. Endlich ward die Schanze am schwarzen Kreuz

erstürmt, die Bayern setzten über den Inn und umgingen so die Stellung der Tiroler an der Martinswand, nahmen Zirl, brannten den Ort nieder und drangen dann den Zirlberg hinauf über Seefeld nach der Scharnitz. Die wichtige Feste war nur schwach besetzt, so daß sie der ganzen bayrischen Armee keinen Widerstand leisten konnte. Sie ward erstürmt und damit der Weg nach Bayern für den Kurfürsten wieder frei. Aber wenn er so auch selbst mit dem größten Teil seines Heeres entkam, so haben ihn doch diese blutigen Tage nicht weniger als sechstausend Mann gekostet, also ungefähr den dritten Teil seines Heeres."[1]

„Und das Land Tirol gehört dem Kaiser wieder", setzte der Greis hinzu, indem er mit kräftigem Ruderschlag das Boot tief in das hohe Schilf hineintrieb, welches das Ufer umsäumte. Es war gut, daß die Männer ihr Ziel erreicht hatten, denn leuchtend stieg jetzt die Sichel des Mondes über den zweigipfeligen Tauren empor. Aber das Mondenlicht konnte sie jetzt nicht mehr verraten, dagegen war ihnen dasselbe von großem Nutzen, als sie sich nun durch dichtes Unterholz und über moosiges Felsgeröll in den Wald hineinarbeiteten. Der Tiroler schritt voran. „Nur immer mir nach", rief er seinen Begleitern zu, „wir müssen schon

1) Andr. Buchner, Geschichte von Bayern, 9. Buch, 2. Abschnitt, 2. Hauptstück, giebt die Stärke des Heeres, mit welchem Max Emanuel die Offensive gegen Tirol ergriff, auf 16 000 Mann und seinen Verlust in jenen Schreckenstagen auf 6000 Mann an.

hier durch. Auf der Straße geht sich's freilich besser, aber wer weiß, ob dort nicht der eine oder andere bayrische Posten steht."

Je weiter sie in den Wald hineinschritten, desto stärker schlugen an ihr Ohr die Töne eines seltsamen Geräusches. Dasselbe war dem kaiserlichen Offizier unerklärlich und er wollte soeben deshalb eine Frage an seinen ortskundigen Begleiter richten, als dieser plötzlich stehen blieb und sich, den Finger auf den Mund gelegt, umwandte. „Wir sind hier dicht an der Straße", flüsterte er, „welche wir an dieser Stelle überschreiten müssen. Bleibt hier still stehen, ich will vorangehen und spähen, ob alles sicher ist." Der Offizier kam mit seinem Diener der Weisung nach, während der Tiroler behutsam wie eine Katze auf allen Vieren vorwärts kroch. Nicht lange dauerte es, so kam er ebenso behutsam zurück. „Alles in Ordnung", winkte er, „kommt mit." Wenige Schritte — und die Männer waren an der Straße, in drei Sprüngen war dieselbe überschritten und das schützende Dickicht des Waldes nahm sie jenseits wieder auf.

Jetzt ging es bergabwärts und immer lauter und mächtiger drang das geheimnisvolle Brausen und Rauschen an ihr Ohr. Und nun sollte ihnen auch der Grund desselben klar werden. Denn zwischen den Stämmen heraustretend, gewahrten sie sich am Rande einer Schlucht, in welche eine gewaltige Wassermasse schäumend hinabstürzte. Die gesamte Höhe des Falles mochte etwa hundert Fuß betragen, sie selbst aber standen in halber Höhe, so daß sie die hellgrünen, mit

weißem Gischt untermengten Wogen sich entgegenrasen und dann in der dunkelgähnenden Tiefe verschwinden sahen. Zauberhaft schön aber war die Beleuchtung, welche diesem großartigen Schauspiel durch das Mondlicht zu teil wurde, dessen Strahlen die Höhe des Falles silbern überglänzten, in gebrochenen Reflexen über die hinabstürzenden Wellen zitterten und den feinen aus der Tiefe emporsteigenden Wasserstaub in Myriaden funkelnder Brillanten verwandelten.

„Das ist der Stuibenfall“, sagte der Tiroler, nicht ohne Genugthuung den Eindruck gewahrend, welchen dieser überwältigende Anblick auf den kaiserlichen Offizier hervorbrachte. „Jetzt werden wir in kurzem an der Stelle sein, wo die Männer uns erwarten.“

Sie kletterten jetzt über moosbewachsene Baumwurzeln und felsiges Geröll zur Höhe des Falles empor und schritten dann am Ufer der Ache flußaufwärts, bis sie sich einem zweiten kleineren Wasserfall gegenüber sahen. Das dichte Laub weitüberhängender Bäume verschloß hier dem Silberblick des Mondes fast ganz den Eingang, aber die vorbeistürzenden Wellen erglühten in funkelndem Glanze durch den Widerschein eines hellodernden Feuers, das, den Herankommenden selbst noch durch einen vorspringenden Felsen verdeckt, lustig emporflammte.

Aus dem Schatten des Felsen klang ihnen eine Stimme entgegen. „Wer naht?“

„Freund des Kaisers“, antwortete der Tiroler.

„Die Losung?“

„Vom Brenner zum Kufstein“, erwiderte der kaiserliche Offizier.

Den Stutzen noch im Anschlag trat der Fragende jetzt ihnen näher. Der Offizier öffnete den Mantel und deutete auf eine rot und weiß gesprenkelte Nelke, welche er im Knopfloch der Uniform trug.

Der Wachtposten trat zur Seite. „Passiert“, nickte er, indem er den Stutzen schulterte. Der Offizier wandte sich zu seinen Begleitern um. „Ihr könnt' hier bleiben, Gams-Toni, und Du auch, Stephan. Ich will allein mit den Männern sprechen.“ Dann verschwand er hinter dem Felsvorsprung.

Als er um die Ecke bog, sah er um das Feuer vier Männer sitzen, welche sich bei seinem Anblick erhoben. Der kaiserliche Offizier trat mitten zwischen sie: „Wer von Euch ist der Hirschwirt von Reutte?“ fragte er.

„Ich, Euer Gnaden“ — mit den Worten streckte eine stämmige Mannesgestalt mittleren Alters dem Ankömmling die schwielige Rechte entgegen. An seiner Lodenjuppe leuchtete eine eben solche Nelke, wie sie der Offizier trug.

Die beiden Männer wechselten flüsternd einige Worte mit einander. „Es ist alles in Richtigkeit“, wandte sich dann der Wirt zu seinen Genossen. „Der Herr ist der Bote des Generals, welchen wir erwartet haben.“ Und zum Offizier fuhr er fort: „Wie es Gnaden Herr General gewünscht haben, sind wir aus den verschiedenen Dörfern hier zusammengekommen. Dort der Nazi Döpfer aus Pflach, dann der Löwenwirt

aus Weißenbach und der Obmann von Thannheim Toni Leilach, ich selbst, wie Ihr wißt, aus Reutte. Jeder von uns hat mit den Männern seines Dorfes vorher Rücksprache genommen, auf wen in der Stunde der Entscheidung zu rechnen ist."

„Und das Ergebnis dieser Erkundigungen?" fragte der Offizier, indem er sich am Feuer auf einen Stein niederließ.

„Daß jeder, der einen Stutzen führen kann, bereit ist, sein Leben für den Kaiser einzusetzen", entgegnete der Obmann Leilach von Thannheim.

„Wie unsere Brüder im Innthal und bei Landeck", setzte der Löwenwirt aus Weißenbach hinzu.

„So hatte es der General erwartet", nickte der Offizier. „Hört nun, um was es sich zunächst handelt. Die Hauptmacht der Bayern steht im Lager bei Mittenwald, eine starke Abteilung bis zur Scharnitz vorgeschoben. Den linken Flügel stützen sie auf Kufstein, das die durchs Innthal nach Bayern führende Straße versperrt, den rechten Flügel aber auf die Ehrenberger Klause oberhalb Reutte, wodurch sie auch die Straße beherrschen, welche ins Lechthal führt. Da die Stellung des Kurfürsten auf der Scharnitz und bei Mittenwald nun sehr stark ist, hat Graf Heister, unser Oberkommandierender im Land Tirol, die Absicht sie zu umgehen und zwar auf diesem, den rechten bayrischen Flügel, wozu er unsere Abteilung unter General Guttenstein bestimmt hat. Das ist aber nur möglich, wenn vorher die Ehrenberger Klause genommen ist. Und dazu sollt Ihr uns helfen."

Die Tiroler sahen bedächtig vor sich nieder. „Wir wollen thun, was in unseren Kräften steht“, sagte endlich der Hirschwirt von Reutte, „aber nicht verhehlen dürfen wir Euch, Herr Offizier, daß Euer Vorhaben ein verzweifeltes Stück Arbeit ist.“

„Wie stark ist Eure Abteilung?“ fragte der Obmann von Thannheim.

„General Guttenstein hat ein Bataillon seines eigenen Regimentes bei sich und zweihundert Landesschützen, im ganzen etwa tausend Mann. Dazu vier Kanonen mit der betreffenden Mannschaft.“

„Das ist wenig“, meinte Nazi Döpfer aus Pflach.

„Wir bringen aus unseren Dörfern vielleicht hundertundzwanzig Schützen zusammen, dann sind wir alles in allem noch keine zwölfhundert Mann. Damit kann man die Ehrenberger Klause nicht stürmen“, stimmte der Hirschwirt bei.

„Wie viele Leute haben die Bayern oben?“ fragte der Offizier.

„Ein ganzes Bataillon, an die sechshundert Mann stark, außer den Artilleristen.“

„Wie heißt der Kommandant?“

„General v. Heydom.“

„Er stehe in hoher Gunst beim Kurfürsten“, setzte der Obmann von Thannheim hinzu, „so haben die Soldaten erzählt. Der Fürst halte große Stücke auf ihn, deshalb sei er auch gerade auf diesen wichtigen Posten geschickt.“

„Und am letzten Sonntag“, erzählte der Löwenwirt aus Weißenbach, „hat in meiner Wirtsstube ein

bayrischer Korporal hoch und teuer geschworen, die Klause werde bis auf den letzten Mann gehalten. So habe es der Kurfürst befohlen."

„Dann müssen eben auch wir den letzten Mann dransetzen", meinte der kaiserliche Offizier achselzuckend. „Die Aufgabe ist schwer, aber unlösbar ist sie nicht. Zunächst muß ich mir 'mal die Umgebung der Klause genau anschauen. Das geht natürlich nicht in diesem Rock, auch bedarf ich dazu eines ortskundigen Führers. Wer von Euch will mich begleiten?"

Jeder der Männer war bereit als Führer bei dieser Expedition zu dienen, aber der bedächtige Obmann von Thannheim meinte zu dem Vertreter Weißenbachs gewandt: „Hör', Löwenwirt, Du wärest schon der beste dazu. Wenn Du den Herrn Offizier von Eurer, der Weißenbacher Seite aus auf den Gipfel des Schloßkopfes brächtest, so hätte er den schönsten Einblick in die Klause, welchen er sich nur wünschen mag."

Die übrigen stimmten bei und der Hirschwirt von Reutte lud den Adjutanten ein, in seinem Haus die Kleider zu wechseln. „Hat doch der Löwenwirt", setzte er hinzu, „bei mir sein Wägele eingestellt. Mit dem kann er Euch in der Frühe nach Weißenbach führen, so daß Ihr rechtzeitig auf dem Schloßkopf sein könnt."

Der Offizier nahm die Einladung an und die Männer brachen auf.

* * *

Über die imposanten Bergriesen des Ammerwaldes sandte die Sonne ihre ersten Strahlen in das liebliche Lechthal, welches sich bei Reutte zu einem breiten Kessel erweitert. Flußaufwärts rollte am linken Ufer, von einem kräftigen Braunen gezogen, ein kleines Bergwägele Weißenbach zu. In demselben saßen drei Männer in der Landestracht, von denen der älteste Zügel und Peitsche führte. Es war der Löwenwirt von Weißenbach mit dem kaiserlichen Offizier und dessen Diener.

„Mit Verlaub, Euer Gnaden“, meinte der Löwenwirt, „Ihr seid nit aus unserem Land, man hört's an der Sprache.“

Der Offizier nickte. „Habt's erraten. Ich bin aus der Kaiserstadt, aus dem glänzenden Wien.“

„Ah — wohl vornehmer Leute Kind?“

„Wie Ihr's nehmen wollt“, erwiderte der Offizier, lachend über die Naivetät der Frage, „mein Vater ist Graf Schlick, einer der geheimen Räte des Kaisers.“

Der Löwenwirt nickte befriedigt. Dann rückte er dem Offizier näher und fragte flüsternd: „Aber der andere da, gräfliche Gnaden, Euer Begleiter, woher ist der, ich verstehe nicht den dritten Teil von dem, was er schwätzt.“

„Das ist ein Ungar.“

„Was, ein Ungar? Die Ungarn sind ja im Aufstand gegen den Kaiser.“

„Ist bis zu Euch die Kunde davon gedrungen? Es ist wahr, ein Teil der Ungarn steht unter dem Rebellen Rakoczy in Waffen gegen den Kaiser, aber

viele von ihnen sind auch treu geblieben und der da hinter uns ist seinem Kaiser so treu wie Ihr und ich."

Die ersten Häuser von Weißenbach waren erreicht und bald hielt der Wagen vor dem stattlichen Wirtshaus zum Löwen. Die Männer sprangen herab, der Löwenwirt sorgte für einen Imbiß und nachdem sie sich gestärkt, waren sie eben im Begriff, das Haus wieder zu verlassen, als Trommelwirbel die Dorfstraße heraufschallte.

Der Löwenwirt blieb in der Thür stehen, welche er mit seiner breiten Gestalt fast ganz ausfüllte, so daß seine Begleiter gegen neugierige Blicke von außen gedeckt waren.

Die Trommeln kamen näher, Waffen und die hellblauen Uniformen der Bayern leuchteten die Straße herauf.

„Sackers", fluchte der Löwenwirt, „was hat das zu bedeuten?"

Jetzt kam die Kolonne am Hause vorüber, eine halbe Kompagnie vom Regiment Heydom.

Neben den beiden Offizieren an der Spitze des Zuges ging ein Tiroler, welcher offenbar zum Führer gepreßt war. Als derselbe den Wirt erblickte, deutete er mit einem blitzschnellen Kopfnicken nach der links vom Lech aufsteigenden Gachtspitze.

Der Löwenwirt schmunzelte, aber im nächsten Augenblicke entfuhr ihm ein derber Fluch. Neben ihm drängte sich durch die Thür der ungarische Diener des Grafen Schlick, sprang die Stufen vor dem Hause hinab und fixierte scharf die beiden Offiziere.

„Der Teufel hol' den Burschen", fluchte der Löwenwirt, „weshalb macht er solches Aufsehen? Wenn sie ihn anhalten, ist er bei seiner vermaledeiten Sprache sofort entdeckt."

Aber die Bayern achteten nicht auf den Vorgang, bei der Dorfkirche schwenkten sie ab und verfolgten die Straße, welche am Weißenbach aufwärts über den Paß Gacht in das Thannheimer Thal führt.

Auch Graf Schlick empfing seinen Diener unwirsch genug, als derselbe jetzt ins Haus zurückkehrte. „Bist Du von Sinnen, Stephan?" herrschte er ihn an. „Willst Du uns alle verraten?"

„Gnaden, Herr Graf, ich habe sie wiedergesehen." Das Gesicht des Ungarn war leichenblaß bei den Worten, aber aus seinen dunklen Augen sprühte ein unheimliches Feuer.

„Zum Teufel, Bursch, wen?"

„Die armen Stephan Mauros unglücklich gemacht haben für Leben ganzes."

„Unsinn, Mann! Du siehst am hellen Tage Gespenster."

„Nix Gespenster! Das Auge der Rache sieht scharf, Herr. Der eine der beiden Offiziere war der Reitknecht, von dem ich Euch erzählte, mit dem ich um die Wette geritten bin, weil er tadelte Pferd ungar'sches."

Der junge Graf schüttelte ungläubig den Kopf, dann wandte er sich zum Wirt: „Kennt Ihr zufällig den einen oder anderen von den bayrischen Offizieren."

„Neulich kehrte der Kommandant bei mir ein, der General v. Heydom. Einer der Offiziere, die eben vorbeizogen, war bei ihm, das ist sein Sohn.“

„Glaubst Du nun, Stephan, daß Du Dich geirrt hast“, lachte Graf Schlick.

„War sich Reitknecht sakermentscher, der an dieser Seite ging“, beharrte der Ungar auf seiner Ansicht.

„Eben das war der Sohn des Generals“, widerstritt der Wirt.

Aber der Ungar ließ sich nicht irremachen. „Gnaden Herr Graf“, bat er, „Ihr wart der einzige, welcher mir glaubte und Mitleid mit mir hatte und für mich bat, als ich jenes wichtige Papier unterschlagen haben sollte. Euch verdanke ich es ja auch, daß sie mich nicht einsperrten mit Schimpf und Schande, wenn sie mich auch entließen aus Dienst kaiserlichem. So glaubt mir auch jetzt, der Reitknecht oder Offizier war dabei, als man mir das Papier entwandte — und laßt mich dem Malefizkerl nach, daß er erfährt, wie sich Stephan Mauros rächt.“

„Nach welcher Seite sind die Soldaten?“ fragte der Offizier den Löwenwirt. „Können sie uns hindern, den Schloßkopf zu besteigen?“

„Nein. Der Bauer, den sie zum Führer gepreßt hatten, gab mir ein Zeichen, sie sind in den Paß Gacht nach der anderen Seite. Wahrscheinlich wollen sie nach Thannheim kundschaften, ob von dort die Kaiserlichen kommen.“

„Gut, dann laßt uns jetzt unseren Weg antreten“, entschied der Offizier. „Du, Stephan, wirst uns

begleiten, wir sind jetzt im Dienst und können uns nicht um unsere Privatangelegenheiten kümmern. Wenn sich aber als richtig herausstellt, was Du behauptest, dann soll Dir auch — mein Wort darauf! — Deine Rache nicht entgehen. Und nun kein Wort weiter! Marsch!"

— — — — — — — — — — —

Es war spät am Abend, als sich Graf Schlick wieder im Hauptquartier des Generals Guttenstein in Lermoos bei seinem Chef meldete.

„Ich habe aus eigener Anschauung die Überzeugung gewonnen", schloß der junge Offizier seinen Bericht, „daß der südwestlich der Feste gelegene Schloßkopf dieselbe überragt und daß es mit Hilfe der gut kaiserlichen Einwohner von Weißenbach möglich sein wird, Geschütz oben hinauf zu bringen. Die dort postierten Stücke werden die Klause dominieren und selbst von den Batterieen derselben aus unerreichbar sein."

„Wie aber kommt die Artillerie nach Weißenbach?" fragte der General. „Die einzige für Geschütz praktikable Straße von hier ins Lechthal ist eben diejenige, welche durch Ehrenberg gesperrt wird."

„Der Saumpfad, welcher von Büchelwang über Berwang ins Rotlechthal und das letztere entlang nach Weißenbach führt, ist für Pferde gangbar. Davon habe ich mich auf dem Rückweg überzeugt. Man muß die Lafetten auseinander nehmen und gleich den Geschützrohren auf den Rücken der Pferde transportieren. Wenn wir nur zwei Stücke auf dem Schloßkopf aufstellen könnten —"

„So würde das auf die Besatzung einen eminenten Eindruck machen, gewiß, gewiß“, stimmte der General bei. „Ich sehe, Ihr habt Eure Aufgabe mit Kühnheit und Umsicht gelöst und werde das an betreffender Stelle anzudeuten wissen. Apropos, lieber Graf, habt Ihr den Namen des bayrischen Kommandanten erfahren?“

„Zu Befehl, Excellenz. General v. Heydom.“

Die Excellenz lächelte. „Wenn das derselbe General v. Heydom ist, welchen ich im Auge habe, so hat sich der Herr bisher mehr Lorbeeren auf den Parketts des Hofes als auf dem Feld der Ehre gepflückt.“

„Er sei ein besonderer Günstling des Kurfürsten.“

„In noch höherer Gunst steht er bei den Franzosen. Wahrscheinlich hat ihm deren Einfluß das Kommando verschafft. Aber Ihr werdet müde sein, Graf Schlick. Ich will Euch nicht länger aufhalten.“

Der Offizier verbeugte sich dankend. „Wenn ich Eurer Excellenz noch eine Bitte vortragen dürfte —“

„Heraus damit! Was ist's?“

„Mein ungarischer Diener, Stephan Mauros, hat sich zu einem Wagnis erboten, das viel zum Gelingen unseres Unternehmens beitragen könnte.“

„Ist der Mann zuverlässig? Ich dächte, Ihr hättet mir selbst erzählt, daß er wegen einer mysteriösen Affaire in Untersuchung gewesen sei.“

„Allerdings, Excellenz. Eben diese Affaire ist es, welche er durch sein Wagnis aufzuklären und zugleich Rache an denen zu nehmen hofft, die ihn ins Unglück gestürzt haben! Wenn ich den Burschen hereinrufen

darf, so werden Excellenz vielleicht am leichtesten die Überzeugung von seiner Zuverlässigkeit und dem Wert seines Anerbietens gewinnen."

„Meinetwegen. Herein mit ihm!"

Stephan Mauros wurde in das Zimmer des Generals gerufen. Als er dasselbe nach einer halben Stunde wieder verließ, strich er sich mit einem solchen schmunzelnden Lächeln den langen Schnurrbart, wie er es seit dem Tage nicht gethan, an dem er dem angeblichen kurfürstlich bayrischen Reitknecht die Güte ungarischer Pferde bewiesen hatte.

Achtes Kapitel.

Diplomatie und Kriegskunst.

Stolz leuchtete im hellen Lichte der Mittagssonne von der Ehrenberger Klause die blau-weiß gerautete Fahne Kurbayerns weit hinaus ins Tiroler Land. Rötlich erglühten die mächtigen Granitmauern der Bastionen, deren Feuerschlünde hinabdrohten ins Thal, Verderben kündend dem Kühnen, welcher es wagen sollte, wider ihren Willen die von ihnen beherrschte Straße zu überschreiten.

Schon seit Jahrhunderten deckte diese Feste die westlichste der Straßen, welche von der breiten schwäbisch-bayrischen Ebene ins Land Tirol hineinführen. Hier

fand Moritz von Sachsen den ersten Widerstand, als er ausgezogen war, Karl V. in Innsbruck zu überfallen; mit zwanzigtausend Mann stürmte er einen ganzen langen Maitag gegen diese Wälle von Granit, und als er sie endlich erstiegen hatte, war die Kunde von seinem Herannahen nach Innsbruck gelangt und der kranke Kaiser hatte Zeit gefunden, in einer Sänfte über den Brenner zu entkommen. Vergeblich versuchte im dreißigjährigen Kriege der Feldmarschall Wrangel mit seinen Schweden, hier sich den Eingang in die kaiserlichen Erblande zu eröffnen, die tapfere Besatzung zwang ihn zum Rückzuge, nicht besser erging es dem ritterlichen Bernhard von Weimar, dessen mutiger Ungestüm sich ebenfalls an den Granitmauern Ehrenbergs brach und an den Granitherzen, welche sie verteidigten. Mehr hatte das Glück dagegen in diesem Jahre Bayerns Kurfürsten gelächelt. Die Kolonne, welche er bei seinem Aufbruch gegen Tirol unter General Lützelburg nach Ehrenberg entsandte, kam so überraschend, daß es den Kaiserlichen nicht mehr gelang, eine genügende Besatzung in die Feste zu werfen. Die wenigen Soldaten und Landesschützen, über welche der Kommandant, Freiherr v. Rost, gebot, verstanden nicht einmal mit den Geschützen umzugehen, ebenso wenig hatte jemand daran gedacht, die Festung genügend mit Proviant und Munition zu versehen. Trotzdem wollte Rost nicht, ohne Widerstand geleistet zu haben, kapitulieren, aber seine Untergebenen verweigerten den Gehorsam und drohten, ihn aus den Fenstern zu stürzen, wenn er nicht das Schloß öffne. So gelang es General Lützelburg,

am 3. Juli 1703 ohne Blutvergießen die bayrische Fahne auf den Wällen der vielumstrittenen Feste aufzupflanzen.

Max Emanuel, die Wichtigkeit des Platzes erkennend, gab sofort Befehl, Ehrenberg in Verteidigungszustand zu setzen. Die Feste wurde auf drei Monate mit Mund- und Schießvorrat ausgestattet, die Geschütze vermehrt und zu ihrer Bedienung eine genügende Anzahl Artilleristen kommandiert. Außerdem wurde ein Bataillon des Grenadier-Regiments Heydom als Besatzung hineingelegt und der Chef dieses Regiments — wie wir wissen — zum Kommandanten ernannt. Beim Abgang auf seinen Posten erhielt derselbe vom Kurfürsten persönlich den strengen Befehl, bis zum letzten Mann den wichtigen Platz zu verteidigen. —

Im Innern der eigentlichen „Klause", jener vorgeschobenen Bastion, durch welche hindurch die Landstraße führte, ging mit ungeduldigen Schritten ein junger Offizier auf und nieder und sah oft mit erwartungsvollen Blicken zu den sich am Berge hinaufziehenden Werken der Feste empor. Er hatte den Uniformrock aufgeknöpft und den Degen abgelegt; den letzteren sah man durch die offenstehende Thür des Wachtlokals neben dem dreispitzigen Hut auf dem Tische liegen.

„Es ist mir unbegreiflich, wo Max so lange bleibt", murmelte er. „Er hat mir doch versprochen, sobald als möglich zu kommen und zu erzählen, welche Nachrichten aus Ingolstadt angelangt sind. Daß ich auch gerade heute in diesem verfluchten Hundeloch die

Wache haben muß! Die Spannung verzehrt mich; vielleicht hat Josephine für mich etwas mitgeschickt — vielleicht! — Ach, das Herz hofft, so lange es liebt. Und wann wird mein Herz aufhören, sie zu lieben?" —

„Was giebt's?" — mit den unwillig herausgestoßenen Worten wandte sich Lieutenant v. Sandhorst an den in dienstlicher Haltung herangetretenen Sergeanten.

„Beim Thorposten hat sich ein österreichischer Überläufer gemeldet und bittet um Aufnahme."

„Zum Teufel mit dem Kerl! Sollen wir auch noch die österreichischen Deserteurs füttern?"

„Er fleht auf das dringendste, ihn einzulassen, da er sonst den Kaiserlichen wieder in die Hände fallen und verloren sein würde. Er sei ein Ungar, wolle gegen Österreich fechten und daher bei uns Dienste nehmen."

Der Lieutenant zuckte die Achseln. „Vielleicht erfährt man von dem Burschen etwas über Stellung und Stärke des Feindes. Laßt ihn ein und sperrt ihn in die Wachtstube, bis die Ablösung kommt."

Er bekümmerte sich nicht weiter um die Ausführung seines Befehles, da er jetzt seinen lange erwarteten Vetter Max v. Heydom den Berg herunterkommen sah. Hastig schritt er ihm entgegen. „Du hast mich lange warten lassen", rief er ihm schon von weitem zu, „hoffentlich sind Deine Nachrichten dafür desto besser."

Der junge Heydom reichte ihm kopfschüttelnd die Hand. „Das kann ich eben nicht behaupten. Papa ist sehr niedergeschlagen über das, was er erfahren."

„Mein Gott — ist Josephine krank?"

„Ach, von Josephine ist gar keine Rede."

„Aber sie hat geschrieben?"

„Keine Zeile. Papas Nachrichten betreffen die Armee."

Eugen pfiff enttäuscht durch die Zähne, Max Heydom fuhr fort: „Innsbruck ist verloren, der Kurfürst hat bis Mittenwalde zurückgehen müssen und wird wahrscheinlich Tirol ganz aufgeben. Die Verluste sind eingestandenermaßen kolossal. Wir sind in einer verteufelt exponierten Lage und haben möglicher Weise den Stoß der ganzen feindlichen Armee auszuhalten."

„Hinter diesen starken Wällen ist das noch nicht das Schlimmste."

„Du sprichst, wie Du's verstehst. Papa ist sehr besorgt, er denkt daran, die Stellung aufzugeben, um die Truppen dem Kurfürsten zu erhalten."

„Sapristi! Wir haben ja strengen Befehl, hier zu bleiben."

„Papa fürchtet abgeschnitten zu werden."

„Wir haben auf drei Monate Munition und Proviant. Ist beides aufgezehrt, ist's noch immer Zeit sich durchzuschlagen. Wenn wir aber so lange eine stärkere Macht des Feindes hier festhalten, degagieren wir den Kurfürsten und leisten ihm sicherlich damit den besten Dienst."

„Du sprichst außerordentlich weise. Man sollte glauben, Du hättest schon ein halbes Dutzend Campagnen mitgemacht. Übrigens wirst Du nach Tisch Gelegenheit haben, Deine Weisheit an den Mann zu

bringen, da Papa die Absicht hat, die dienstfreien Offiziere des Bataillons zu einem Kriegsrat zu versammeln."

Eugen wurde an einer Antwort verhindert. Trommler und Pfeifer voran, kam die Ablösung der Wache von der Feste herunter. Seinem Vetter ein kurzes „Aurévoir" zurufend, eilte er in die Wachtstube und griff nach Hut und Degen.

Kurze Zeit darauf, nachdem die Formalitäten der Wachtübergabe erfüllt waren, marschierte Eugen an der Spitze seines Zuges den Schloßberg hinauf. In der Mitte der Abteilung wurde der österreichische Deserteur mit verbundenen Augen geführt. Oben angelangt, meldete Eugen dem Kommandanten den Vorfall. Er fand denselben in der That in einer äußerst sorgenvollen Stimmung.

„Hast Du schon gehört", rief er ihm entgegen, „welche événements sich zugetragen haben? Es ist terrible! Diese schöne Armee fast aufgerieben! O, ich habe von diesem unglückseligen Zuge abgeraten, auch Marschall Villars war meiner Ansicht. Aber was half das alles? Serenissimus imponierte nun einmal das Tollkühne des Unternehmens und reizte ihn, das Wagnis zu bestehen. Jetzt kommt es darauf an, zu retten, was zu retten ist. Wir sind hier am meisten exponiert und müssen daher auch am meisten auf der Hut sein, nicht abgeschnitten zu werden. Es ist eine verzweifelte Lage!"

Eugen begnügte sich, mit einer stummen Verbeugung zuzustimmen, und fragte, was mit dem Überläufer geschehen solle.

„Laß' ihn einstweilen in eine Kasematte setzen", lautete die Antwort. „Wenn nachher das Offiziercorps versammelt ist, will ich ihn verhören. Erscheint mir der Bursche brauchbar und bleibt er dabei, Dienste bei uns nehmen zu wollen, so mag er einrangiert werden."

Kopfschüttelnd verließ Lieutenant Sandhorst seinen Oheim und Vorgesetzten. So schmerzlich ihn auch das Unglück berührte, welches der Armee widerfahren, die Sorgen, welchen sich General Heydom für die eigene Abteilung hingab, verstand er nicht. Derselben Stimmung begegnete er unter seinen Kameraden. Die bösen Nachrichten, welche durch Max, das getreue Echo seines Vaters, möglichst schnell im Offiziercorps verbreitet waren, hatten allerdings eine sehr düstere Stimmung hervorgerufen, aber auch einen trotzigen Mut und vor allem den Wunsch geweckt, möglichst bald dem Feinde ins Aug' zu sehen und die gefallenen Kameraden zu rächen.

„Der Kuckuck soll mich holen, wenn sich die Kaiserlichen nicht an diesen Wällen die Köpfe einrennen", rief Hauptmann Plinganser, nach dem Kommandanten der älteste Offizier im Bataillon. „Je mehr kommen, desto besser! Desto mehr Erleichterung verschaffen wir unserem fürstlichen Herrn! Ich möchte, die ganze österreichische Armee lagerte sich vor Ehrenbergs Wällen. Bomben und Granaten! Wir wollten sie hier so lange festhalten, bis Kurfürstliche Durchlaucht in Wien eingezogen wären."

„Euer Wunsch, Kapitän, scheint schnell genug in Erfüllung gehen zu sollen", sagte General v. Heydom, welcher herzutretend die letzten Worte des Veteranen

gehört hatte, „man meldet mir soeben, daß der Feind in beträchtlicher Stärke heranrückt.“

Ein kräftiges „Hurra!“ war die Antwort des Hauptmanns auf diese Nachricht, in welche die anderen Offiziere begeistert einstimmten. Man eilte auf den Wall, um sich von der Richtigkeit der Meldung zu überzeugen. „Seht Ihr dort die Weißröcke?“ rief der Hauptmann, auf die dichten Kolonnen deutend, welche sich auf der grünen Fläche zwischen Heiterwang und dem Plansee ausbreiteten. „Wahrhaftig, Kanonen haben sie auch mitgebracht. Bomben und Granaten! Wir wollen sie zusammenpfeffern, daß ihnen Hören und Sehen vergehen soll.“

Achselzuckend wandte sich General v. Heydom zu seinem Sohn, welcher neben ihm stehen geblieben war. „Bulldoggenmut!“ schalt er halblaut, „Bulldoggenmut! Ich setze von jedem Kavalier voraus, daß er sich anständig schlägt, aber diese brüsken Campagnemanieren sind mir verhaßt.“

Er folgte mit Max den anderen auf den Wall und beobachtete lange durch das Fernrohr die feindlichen Truppen. Dann schob er das Glas mit bedenklicher Miene in einander. „Es sind kaum tausend Mann“, meinte der alte Hauptmann. „Eine Lächerlichkeit, mit einer so geringen Zahl die Ehrenberger Klause nehmen zu wollen!“

„Allerdings, wenn wir hier die ganze Macht des Feindes vor Augen hätten. Das ist aber nicht der Fall. Was wir sehen, ist nur die Vorhut, das Gros der kaiserlichen Truppen hält sich noch zurück.“

Die Worte waren sehr von oben herab gesprochen, aber der Veteran ließ sich nicht einschüchtern. „Woraus schließen Excellenz, daß dies nur die Vorhut ist?“ fragte er ruhig. „Ich kann allerdings nicht durch die Berge hindurchsehen —“

„Eben deshalb schweigt, Herr Kapitän“, brauste Heydom auf, aber sich schnell wieder fassend, fuhr er fort: „Wozu dieser unnütze Streit? Es hat sich ein Überläufer gemeldet. Durch ihn werden wir am leichtesten über die Stärke des Feindes Gewißheit erlangen. Eh bien, messieurs, schreiten wir zu dessen Vernehmung.“

Eine dunkle Röte hatte das Antlitz des Hauptmanns gefärbt. „Gestattet, Excellenz, daß ich indessen die Wachen verstärke. Im Angesicht des Feindes —“

„Ihr werdet der Vernehmung beiwohnen, Kapitän“, unterbrach ihn Heydom, „Maßregeln der Abwehr zu treffen, ist es nachher noch Zeit genug.“

„Aber sollen nicht wenigstens die Kanoniere —“

Der General stampfte heftig mit dem Fuß auf den Boden. „Trotz aller Kriegserfahrung scheint Ihr vergessen zu haben, Kapitän Plinganser, daß die erste Pflicht des Soldaten Gehorsam ist.“ Damit wandte er sich kurz ab und stieg in den Hof der Citadelle hinab. Stumm folgten ihm die Offiziere, zuletzt der Hauptmann, indem er krampfhaft mit der Linken den Griff seines Degens umschloß.

* *
*

Der österreichische Deserteur gab an, er heiße Koloman Tekely, sei bei der Aushebung in diesem Frühjahr von Weib und Kind gerissen, trotzdem er als Edelmann nicht dienstpflichtig sei, und in ein Infanterie-Regiment gesteckt worden, obschon er dringend gebeten habe, ihn wenigstens Husar werden zu lassen. Daher habe er schon beim Ausmarsch sich mit dem Gedanken getragen, zu desertieren, neulich aber, als er wegen eines geringfügigen Dienstvergehens Stockprügel erhalten hätte, sich vorgenommen, die erste Gelegenheit zur Ausführung seines Vorhabens zu benutzen.

Die Figur des Mannes war von mittlerer Größe und breiten Schultern. Seinem verwetterten Gesicht nach konnte er nicht mehr jung sein, das schwarze Haar hing ihm wirr in die Stirne, entgegen der ungarischen Sitte trug er keinen Schnurrbart, sondern war glatt rasiert. Bekleidet war er mit einer alten, vielfach geflickten österreichischen Infanterieuniform mit den Abzeichen des Regiments Guttenstein, den Hut erklärte er auf seiner Flucht verloren zu haben.

Seine Erzählung klang nicht unglaubwürdig. Es war bekannt, daß viele Ungarn nur gezwungen im kaiserlichen Heere kämpften, da sie es im Herzen mit der Sache Rakoczys und den Aufständischen hielten. Auch daß die Werbe-Offiziere zur Ergänzung der kaiserlichen Regimenter in den bunten Rock gesteckt hatten, wen sie eben in ihre Gewalt bekommen konnten, ohne viel nach dem Willen und der Verpflichtung des Betreffenden zu fragen, war nichts Neues. General Heydom nahm daher keinen Anstand, dem Ungarn Vertrauen zu schenken.

„In welchem Regiment hast Du gedient?“ fragte er ihn.

„Im Regiment Guttenstein.“

„Wo steht dasselbe?“

„Heute Morgen stand es bei Lermoos, aber es hieß, wir sollten weiter vorrücken.“

„Wie stark ist das Regiment?“

„Drei Bataillons. Ungefähr zweitausend Mann.“

„Stand dasselbe allein in Lermoos?“

„O nein. Viele Regimenter sind noch da. Ebadta, ganzes Thal war angefüllt von ihnen. Infanterie, Kavallerie, Artillerie.“

„Also, wie ich voraussetzte, die Hauptmacht des Feindes“, nickte Heydom, indem er einen triumphierenden Blick zu dem Kapitän hinüberwarf.

„O nein“, fiel ihm der Ungar ins Wort, „Hauptmacht kaiserliche ist das nicht; viele Truppen stehen in Lermoos, aber die meisten sind über die Berge gezogen und marschieren — teremtette, ist mir entfallen Namen sakermentscher — wie heißt der Fluß? — ah, jetzt besinne ich mich wieder — marschieren am Lech hinauf.“

Der General fuhr in die Höhe. „Mensch, das ist nicht möglich, dann wären wir ja umgangen.“

„Ist sich schon so“, nickte der Ungar.

„Excellenz wollen bedenken“, mischte sich Hauptmann Plinganser ein, „daß gestern die Rekognoszierung ins Lechthal und ins Thannheimer Thal hinauf keine Spur vom Herannahen einer feindlichen Kolonne entdecken ließ. Die Angabe des Überläufers ist daher sehr unwahrscheinlich.“

„Woher weißt Du, daß Truppen ins Lechthal marschiert sind?“ fragte der General den Ungarn, ohne den Einwurf des Hauptmanns zu beachten.

„Weil erst ganze Armee kaiserliche den Weg nehmen sollte. Aber nachher besann sich der Oberkommandierende, Graf Heister, anders und teilte seine Truppen, weil Wege zu schlecht waren für alle. Darum ließ er einen Teil unter General Guttenstein über Lermoos vorgehen. Auch hörte ich gestern Abend am Wachtfeuer, wie sich zwei Offiziere erzählten, morgen würde Ehrenberg angegriffen werden, aber nicht eher, als bis der Angriff auch vom Lechthal beginnen könne.“

Wie zur Bestätigung der Angabe des Deserteurs dröhnte in diesem Augenblick der dumpfe Knall eines Kanonenschusses durch die Luft, in vielstimmigem Echo von den Bergen zurückgeworfen. Über den hohen Giebel der Kommandantur, welcher vom Standpunkte der Offiziere aus den Blick auf den Schloßkopf hinderte, sauste eine Vollkugel auf den Hof der Citadelle herab, ricochettierte in gewaltigen Sätzen darüber hin und zertrümmerte die Steinbalustrade der zum Wall hinaufführenden Treppe.

Bestürzt sahen sich die Offiziere an. Da krachte der zweite Schuß. Die Kugel zertrümmerte den Schornstein der Kommandantur und drang in das Dach derselben ein.

„Da haben wir den besten Beweis“, rief General v. Heydom und eilte, von den übrigen gefolgt, auf den höchsten Punkt des Walles, welcher eine freie Umsicht nach allen Punkten gestattete.

„Glaubt Ihr jetzt, daß wir umgangen sind?“ rief er Plinganser zu, auf die Höhe des Schloßkopfes deutend.

Halbverdeckt durch Bäume und Felsstücke glänzten die blanken Rohre der Geschütze im hellen Sonnenschein. Bei der Art ihrer Aufstellung ließ sich ihre Anzahl nicht erkennen. Den Abhang des Berges hinunter zogen sich Abteilungen Tiroler Landesschützen und reguläre kaiserliche Infanterie in aufgelösten Schwärmen gegen die Festung hin.

Auf der Bergeshöhe blitzte es auf. Mit unbarmherziger Präzision schlug die Kugel wiederum in das Dach der Kommandantur. Vom Glück begünstigt und durch die Angaben der ortskundigen Tiroler unterstützt, hatten die kaiserlichen Artilleristen schnell die richtige Distance gefunden.

Jetzt begannen auf Heydoms Befehl die Wallgeschütze das Feuer gegen den Schloßkopf hin zu erwidern, aber ihre Kugeln konnten die Höhe des Berges nicht erreichen. Ohne Schaden zu thun, fielen sie in einiger Entfernung vor den feindlichen Kanonen nieder.

Ein lautes Hurra der Österreicher begrüßte diese Wahrnehmung. In schnellen Sprüngen näherten sich die Plänkler dem Festungswall, da krachte ihnen eine Flintensalve entgegen. Man sah einige zusammenbrechen, die anderen warfen sich zu Boden, suchten Deckung hinter Sträuchern und Felsblöcken und eröffneten ein wohlgezieltes Feuer gegen Plingansers Kompagnie, welche auf dieser Seite den Wall besetzt hielt. Gegen die Brüstung gelehnt, stand der Hauptmann, das Feuer

seiner Leute dirigierend oder auch wohl selbst mit sicherem Schuß eine Musketenkugel zum Berge hinaufsendend, welche selten ihr Ziel verfehlte; hinter der Linie der Feuernden ging der zweite Offizier der Kompagnie, Max v. Heydom, gleichmütig auf und ab.

General v. Heydom verfolgte mit sorgenvoller Miene die Bewegungen des Feindes. Von dem freudigen Kampfesmut, welcher auf den Gesichtern seiner Untergebenen glühte, war auf dem seinigen nichts zu lesen. Er observierte mit dem Fernrohr nach Heiterwang hinüber, wo man jetzt auch die kaiserlichen Kolonnen zum Vormarsch antreten sah. Dieselben setzten sich in Marsch und verschwanden dann hinter den Ausläufern des Tauern, welche hier für eine Strecke dem Blick von Ehrenberg die Straße entziehen. Mit Spannung erwartete man den Moment, in welchem sich die Spitzen der Feinde wiederum zeigen würden. Von dieser Seite aus war das Näherkommen für sie außerordentlich schwierig; sobald sie den Berg, welcher sie jetzt verdeckte, überschritten, waren sie schutzlos dem Feuer der Festung preisgegeben und mußten ohne irgend welche Deckung, ja ohne auch nur das Feuer wirksam erwidern zu können, avancieren. Voller Ungeduld standen die Kanoniere mit brennenden Lunten neben den Geschützen, lagen die Musketiere im Anschlag, um den Weißröcken und den noch mehr gefürchteten und gehaßten Tirolerhüten den ehernen Todesgruß entgegenzusenden. Aber es sollte nicht dazu kommen!

General v. Heydom atmete erleichtert auf. Statt der erwarteten Sturmkolonnen kam ein einzelner Offi-

zier über den Bergrücken, in der Hand eine lange Stange, an welcher ein weißes Tuch wehte. Neben ihm ritt ein Trompeter. „Gott sei Dank, ein Parlamentär!“ murmelte der Kommandant, indem er sein Glas zusammenschob. „Jetzt heißt es mit diplomatischer Feinheit agieren.“

In demselben Augenblicke krachte die Salve der Kompagnie zum Schloßkopf hinauf. Zugleich stürzte Max v. Heydom mit einem leichten Aufschrei zusammen.

Der Feldscher und ein Hornist eilten auf ihn zu, auch der ungarische Überläufer, um welchen sich in der allgemeinen Aufregung niemand gekümmert und der sich auf dieser Seite des Walles umhergetrieben hatte, machte sich bei dem Verletzten zu thun. Der Feldscher untersuchte die Wunde. „Sonderbar“, murmelte er, „die Kugel ist von hinten eingedrungen, aber wie dem auch sei, sie hat ihr Ziel gut getroffen. In wenigen Minuten ist alles vorüber.“

Der Hornist hielt den Kopf des Sterbenden, aus dessen Mund mit jedem Atemzuge eine Blutwelle quoll. Vergeblich versuchte der Feldscher, das aus der Wunde unterhalb der rechten Schulter strömende Blut zu stillen; der Ungar stand mit zusammengezogenen Brauen zu Füßen des Offiziers und verwandte keinen Blick von dem schmerzhaft verzogenen Gesicht desselben. Plötzlich blieben die umherirrenden Augen des Lieutenants auf dem Antlitz des Deserteurs haften, dieselben wurden größer und größer, ein jähes Entsetzen zuckte durch seine Züge, gewaltsam richtete er sich in die Höhe. „Der Kurier, der kaiserliche —“ ein gurgelnder Blut-

strom lähmte seine Zunge, er sank zurück, ein Schauer rieselte über seinen Körper, ein zuckendes Beben — er war tot.

„Mein Sohn, bei der heiligen Jungfrau, was ist geschehen? Lebt er noch?“ — Ehrerbietig traten die Umstehenden vor dem herbeieilenden Vater zurück, welcher an der Leiche seines Sohnes in die Kniee stürzte. Das stumme Achselzucken, mit welchem der Feldscher sein Verbandzeug zusammenpackte, belehrte ihn, daß alles vorüber sei. Der österreichische Deserteur war verschwunden.

* *
*

Schon zum zweiten Male schmetterte der Trompeter des Parlamentärs seine lustige Fanfare zu den Wällen der Festung hinauf. Der Kommandant erhob sich mit einem schweren Seufzer, winkte mit der Hand den Hauptmann zurück, welcher ihm Trost zusprechen wollte, und ging schleppenden Schrittes in den Hof der Citadelle hinunter. Erschöpft ließ er sich hier auf einen Stuhl sinken und befahl, den Parlamentär herzuführen.

Die feindliche Artillerie hatte jetzt ihr Feuer eingestellt und auch auf dem Walle der Feste verstummte das Dröhnen der Geschütze und das Knattern des Kleingewehrfeuers. Dem Parlamentär wurde die Binde von den Augen genommen. „Habe ich die Ehre, den Kommandanten von Ehrenberg, Herrn General v. Heydom, vor mir zu sehen?“ fragte er mit einer Verbeugung.

Heydom nickte. „Seine Kurfürstliche Durchlaucht haben geruht, mir den Befehl dieser Festung zu übertragen."

„Der General Guttenstein, mein Chef, wünscht unnützes Blutvergießen zu vermeiden", fuhr Graf Schlick — er war der Parlamentär — fort. „Deshalb läßt Euch der General zur Übergabe auffordern, trotzdem er die Überzeugung hat, daß die Feste sich keine vierundzwanzig Stunden mehr halten kann."

„Worauf gründet sich diese Überzeugung?"

„Die kaiserlichen Batterieen auf der Höhe des Schloßkopfes dominieren die Festung vollständig. Die Wirkung der wenigen bis jetzt von ihnen abgegebenen Schüsse beweisen diese Trümmer" — Graf Schlick wies auf das halb zerstörte Dach der Kommandantur — „wenn aber die Batterieen ihr Feuer mit voller Kraft eröffnen, wird Ehrenberg noch vor Sonnenuntergang ein Schutthaufen sein."

„Unter dessen Trümmern ich mich begraben werde", sagte Heydom mit Pathos.

„Und mit Euch sechshundert tapfere Männer, ein Opfer, Herr General, das Euch der Kurfürst kaum danken würde. Ehrenberg hat keinen Wert mehr, seitdem kaiserliche Truppen im Lechthale stehen und somit die Straße nach Schwaben beherrschen. Welchen Nutzen soll überdies eine einzelne Feste in Tirol dem Kurfürsten gewähren, nachdem er das ganze Land hat aufgeben müssen und im Begriff steht, sich bis München zurückzuziehen?"

Heydom sah unschlüssig vor sich nieder. Alles schien ihm seine vorgefaßte Meinung von der Unhalt-

barkeit des Platzes zu bestätigen, er überlegte nur noch, wie er möglichst günstige Kapitulationsbedingungen erlangen könne.

„Würde man mir Abzug mit vollen kriegerischen Ehren, mit Waffen und Gepäck bewilligen?“ fragte er.

„Soweit geht meine Vollmacht nicht, Herr General“, erwiderte der Parlamentär ausweichend. „Mit Eurer Erlaubnis werde ich Eure Vorschläge General Guttenstein unterbreiten und binnen einer Stunde seine Antwort zurückbringen.“ —

Sobald der Parlamentär die Klause verlassen und aus dem Schußbereich derselben war, begann die kaiserliche Artillerie auf der Höhe des Schloßkopfes wiederum ihr Feuer. Aber sie hatte jetzt das Ziel geändert, ihre Kugeln schlugen in die auf dem Wall postierte Kompagnie des Hauptmanns Plinganser und rissen tiefe Lücken in die Glieder derselben. Die Leute begannen unruhig zu werden, sie drängten gegen die Brüstung der Mauer, um Schutz hinter derselben zu suchen, statt das Feuer der Tiroler Schützen zu erwidern, welche dem Wall immer näher kamen.

Der Chef der Kompagnie stand indessen mit den anderen Offizieren des Bataillons um den Kommandanten im Hof der Citadelle. Heydom wünschte die Verantwortlichkeit der Übergabe nicht allein zu tragen, daher hatte er einen Kriegsrat zusammenberufen. Er setzte demselben auseinander, daß nicht allein Ehrenberg auf die Dauer unhaltbar, sondern auch für den Kurfürsten wertlos geworden sei, einen viel größeren Wert, als der Besitz dieses Steinhaufens habe es in seiner

jetzigen Lage für ihn, wenn man ihm die Besatzung möglichst ungeschwächt zuführe. Energisch trat Plinganser dagegen auf, indem er auf den strikten Befehl des Kurfürsten hinwies, auch darauf aufmerksam machte, wie wenig Beweise bis jetzt dafür erbracht seien, daß in der That eine größere Anzahl kaiserlicher Truppen im Lechthal stände. Die Mehrzahl der Offiziere schien auf seiner Seite zu sein — da schlug eine feindliche Kugel gegen die Mauerbrüstung, daß ein Teil derselben herabstürzte, Steine und Mörtel umherflogen und mehrere Soldaten, welche dahinter Schutz gesucht, verwundeten. Eine Panik bemächtigte sich der Kompagnie, die meisten drängten sich schreiend und fluchend vom Wall herunter. Plinganser eilte ihnen entgegen den Wall hinauf, um die Ordnung wieder herzustellen.

Dieser Augenblick schien Heydom am geeignetsten, um eine seinen Absichten entsprechende Abstimmung herbeizuführen. Und seine Berechnung erwies sich als richtig. Sämtliche Offiziere mit Ausnahme des auf dem Walle beschäftigten Plinganser stimmten jetzt der Kapitulation zu, wenn der Besatzung freier Abzug zugestanden würde. Auch Eugen Sandhorst wagte der Autorität seines Oheims und zukünftigen Schwiegervaters gegenüber nicht zu widersprechen, auch hatte der jähe Tod seines Vetters Max einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht.

Und als sei die Kunde von diesem verhängnisvollen Beschluß zu den Kaiserlichen hinübergedrungen, schwiegen jetzt plötzlich ihre Geschütze und helle Trompetentöne klangen vom Thore herauf. Daß der Parlamentär

jetzt schon zurückgekehrt, hätte vielleicht andere stutzig machen können, bei der Verwirrung aber, die in der Feste herrschte, fiel hier niemandem die Eile auf, mit welcher General Guttenstein die Kapitulationsverhandlungen betrieb.

„Seine Excellenz haben die Bedingungen der Übergabe auf diesem Papier verzeichnet, welches ich hiemit zu überreichen die Ehre habe" — mit diesen Worten überreichte Graf Schlick dem Kommandanten einen zusammengefalteten Zettel. Heydom schlug denselben schnell auseinander und schaute, nachdem er gelesen, sinnend vor sich nieder; dann richtete er seinen Blick auf den Parlamentär.

„Wir wünschen die Leichen unserer Toten mitzunehmen, um sie in vaterländischer Erde zu bestatten", sagte er mit zitternder Stimme.

Der Parlamentär verbeugte sich zustimmend. „Diesem Wunsche steht nichts entgegen, Herr General."

In diesem Augenblick kam Hauptmann Plinganser vom Wall herunter. „Ich protestiere gegen jede Übergabe!" rief er schon von weitem.

Heydom tauchte die Feder ein und warf mit einem schnellen Zuge seinen Namen unter das verhängnisvolle Dokument. „Ihr steht mit Eurem Proteste allein, Kapitän. Die Kapitulation ist mit Zustimmung aller übrigen Offiziere so eben abgeschlossen."

* *
*

Es war eine halbe Stunde später, als das bayrische Bataillon mit klingendem Spiel und wehender Fahne aus dem Thor der Ehrenberger Klause herauszog. Sobald der letzte bayrische Soldat die Feste verlassen hatte, wurde dieselbe von zwei Kompagnieen Guttenstein-Infanterie und einem Kommando Artilleristen besetzt.

Etwa eine Viertelstunde vom Thore entfernt, bildeten quer über die Landstraße zwei andere Kompagnieen desselben Regiments und zweihundert Tiroler Landesschützen ein nach der Festung zu offenes Viereck. In Mitte desselben hielt General Guttenstein, an seiner Seite sein Adjutant, der junge Graf Schlick.

Als die Bayern herankamen, rührten die Kaiserlichen das Spiel und präsentierten das Gewehr. General Guttenstein ritt auf Heydom zu und wechselte mit demselben einige höfliche Worte, während die bayrischen Soldaten inmitten des Quarrés ihre Musketen niederlegten. Das geschah kompagnieenweise; jedesmal, wenn eine Kompagnie die Gewehre abgegeben hatte, öffnete sich die hintere Reihe des Viereckes, die entwaffnete Kompagnie marschierte hindurch und stellte sich hinter den kaiserlichen Linien auf. Zugleich senkte sich auf Ehrenberg das blau-weiße Banner von Kurbayern und — von dem Donner der Festungsgeschütze salutiert — stieg der kaiserliche Adler am Flaggenstock empor.

Die letzte Kompagnie hatte ihre Musketen abgegeben und setzte sich in Marsch. Heydom wollte ihr folgen, aber General Guttenstein hielt ihn zurück. „Vielleicht wird es Euch interessieren, Herr General“, sagte der

Österreicher, „zu erfahren, wie viel Truppen Euch gegenüber gestanden haben. Es war im ganzen ein reguläres Bataillon und etwa dreihundert Landesschützen.“

„Darüber bin ich besser unterrichtet“, erwiderte Heydom mit überlegenem Lächeln.

„Mein Ehrenwort darauf, daß wir nicht stärker waren.“

„Aber die österreichische Macht im Lechthal?“

„Die besteht nur aus einigen aufständischen Bauern; doch waren sie uns von großem Nutzen, da wir mit ihrer Hilfe zwei Geschütze auf den Schloßkopf zu bringen vermochten.“

„So bin ich betrogen!“ stammelte Heydom mit dem Ausdruck jähen Entsetzens. Sein unstät umherirrendes Auge fiel auf den ungarischen Deserteur, welcher neben dem Adjutanten stand. „Schurke!“ — er wollte mit erhobener Reitpeitsche auf ihn zu, aber Graf Schlick schützte den Ungarn mit einer Wendung seines Pferdes.

„Er ist mein Diener“, sagte der junge Mann ruhig. „Ehemals war er kaiserlicher Kurier und hatte als solcher das Unglück, daß ihm in der Nähe von Schleißheim eine Depesche entwandt wurde, welche er meinem Vater, dem kaiserlichen Gesandten Grafen v. Schlick, überbringen sollte.“

Mit einem Fluch warf Heydom sein Pferd herum und sprengte ohne Abschiedsgruß seinem Bataillon nach.

In den verhallenden Donner der Salutschüsse mischte sich die schwache Detonation eines Pistolenschusses.

Mit den Worten: „Sagt dem Kurfürsten, daß ich diese Schande nicht überleben wollte!“ hatte sich Hauptmann Plinganser den Schädel zerschmettert.

Neuntes Kapitel.

Vae victis!

Wie auf Flügeln des Sturmwindes verbreitete sich im Lande Bayern die Kunde vom Fall der Ehrenberger Klause, und wohin sie drang, erregte sie die größte Bestürzung. Man konnte nicht anders glauben, als daß eine eminente feindliche Macht diese starke Position forciert habe und daß jetzt dem Feinde der Einfall ins Land offen stehe. In den angrenzenden bayrischen Landschaften entstand eine wahre Panik; wer es vermochte, packte ein und ging auf und davon.

Schon am 10. August kam das Gerücht ins kurfürstliche Lager bei Mittenwald, fand aber zuerst wenig Glauben. Als es jedoch immer bestimmter auftrat, ordnete Max Emanuel eine Rekognoszierung gegen Partenkirchen an. Schon nach wenigen Stunden kam von dieser Abteilung ein Offizier zurückgesprengt und meldete sich sofort beim Kurfürsten.

„Nun, wißt Ihr Genaueres?“ — mit diesen Worten trat ihm der Fürst entgegen.

„Das Gerücht hat nicht gelogen, Durchlaucht. Ehrenberg ist über.“

Max Emanuel wandte sich ab, um seine Erregung zu verbergen. „Mein armer Heydom", murmelte er. „Wie habt Ihr die Gewißheit erlangt?" wandte er sich mit wiedergewonnener Fassung zu dem Offizier zurück.

„Durch General v. Heydom selbst."

„Wie? General v. Heydom lebt?"

„Der General wird binnen kurzer Frist mit seinem Bataillon ins Lager einrücken."

„Mit seinem Bataillon? Er hatte ja den Befehl, die Position bis auf den letzten Mann zu halten."

Der Offizier zuckte die Achseln. „Das Bataillon schien mir so gut als komplett zu sein."

„Tonnerre de tonnerres!" Die Augen Max Emanuels sprühten vor innerer Erregung, seine Lippen preßten sich krampfhaft zusammen. Ein stummer Wink gebot dem Offizier abzutreten.

„Was ist dem Menschen eingefallen!" brauste der Kurfürst auf, als er allein war. „So etwas ist ja unerhört! Gegen meinen klaren und ausgesprochenen Willen zu kapitulieren und statt sich bis auf den letzten Mann zu halten, mit der ganzen Besatzung abzuziehen. Und das dieser Heydom! Als ich hörte, die Feste sei wirklich über, zweifelte ich gar nicht daran, daß er sich unter ihren Wällen begraben hätte. Und nun! Aber ich werde ein Exempel statuieren."

Er schellte und ließ den Feldmarschall d'Arco, einen Verwandten des unlängst an des Kurfürsten Seite erschossenen Kammerherrn, rufen. „Wißt Ihr's schon, Marschall?" rief er dem Eintretenden entgegen, „es ist richtig, Ehrenberg ist über."

Der Marschall bejahte mit einer stummen Verneigung.

„Heydom hat kapituliert, gegen meinen ausdrücklichen Befehl kapituliert. Sein Bataillon bringt er unversehrt mit zurück. Versteht Ihr das, Marschall?"

„Nein, Kurfürstliche Durchlaucht."

„Sobald das Bataillon ins Lager eingerückt ist, werden dem General und den Offizieren die Degen abgefordert. Es soll ein Kriegsgericht gebildet werden. Ihr werdet demselben präsidieren, d'Arco. Ich wünsche, daß ein Exempel statuiert wird. Bis heute Abend muß der Spruch des Gerichtes in meinen Händen sein."

Trommelschlag verkündete das Einrücken einer Truppe ins Lager. d'Arco eilte fort, die Befehle des Kurfürsten zu erfüllen. Es war das zur Rekognoszierung ausgesandte Kommando, welches zurückkehrte. In seiner Mitte marschierte Heydoms Bataillon. Der General selbst ritt in eifriger Konversation an der Spitze des Zuges neben dem Führer der Rekognoszierungs-Abteilung. Als er den Feldmarschall gewahrte, sprengte er salutierend auf denselben zu, aber ehe er noch Zeit zu einer Meldung finden konnte, sagte d'Arco: „Im Namen Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht fordere ich Euren Degen, General v. Heydom. Ihr seid verhaftet."

„Ich habe das Bewußtsein, meine Pflicht gethan zu haben", stammelte der General.

„Darüber wird das Kriegsgericht befinden", erwiderte d'Arco kurz. „Euren Degen!"

* *
*

Die Verhandlungen des Kriegsgerichtes waren kurz. Zwar suchte Heydom mit großer Eloquenz die Beisitzer desselben für sich zu gewinnen, aber den klaren Befehl des Kurfürsten, Ehrenberg bis auf den letzten Mann zu halten, konnte er mit aller Beredsamkeit nicht aus der Welt schaffen. Auch die Aussagen seiner Offiziere lauteten nicht günstig für ihn. Es wurde konstatiert, daß er die Festung übergeben habe, ehe ein ernstlicher Angriff des Feindes überhaupt nur erfolgt sei, und ferner, daß die Anwesenheit einer stärkeren feindlichen Abteilung vor der Feste oder gar im Rücken derselben, im Lechthale, durch nichts bewiesen sei als durch die Aussagen eines angeblichen österreichischen Deserteurs. Auch die Besetzung des dominierenden Schloßkopfes durch die Österreicher wurde Heydom nicht zur Entschuldigung angerechnet. Im Gegenteil machte es ihm das Kriegsgericht zum Vorwurf, daß er nicht als umsichtiger Kommandant diesen beherrschenden Punkt vorher besetzt habe, bei der Beschaffenheit des Terrains würde dort eine schwache Abteilung den Feind haben verhindern können, Geschütz hinaufzubringen. Nachdem das aber einmal versäumt, hätte Heydom wenigstens versuchen müssen, die Position durch einen Ausfall zurückzuerobern. Auch das sei nicht geschehen und auch das gereiche dem Kommandanten zum Tadel.

Nichts Gutes ahnend, kehrte Heydom in das Lokal zurück, welches ihm zum Arrest angewiesen war und wo er den Spruch des Gerichtes erwarten sollte. Hätte er nur den Kurfürsten selbst sprechen können, aber seine Bitte um eine Audienz ward abgeschlagen. Diesen

rauhen Campagne-Offizieren gegenüber blieben alle seine feinen Hofmanieren und diplomatischen Finessen wirkungslos. Auch empfand er es, daß keiner seiner vielen französischen Gönner im Lager anwesend war. Deren Vorstellungen würden den Kurfürsten bald anderen Sinnes gemacht haben. Er war ja stets der eifrige Fürsprecher französischer Interessen gewesen, daher konnte er überzeugt sein, daß ihn Frankreichs König niemals fallen lassen würde. Nun, konnte dessen Vermittelung nicht sofort eintreten, so blieb sie ihm wenigstens für später gesichert, ja um so wirksamer mußte sie sich dann erweisen, wenn der erste Unwille des Kurfürsten verraucht war.

Was konnte man ihm denn eigentlich vorwerfen? Daß er bemüht gewesen war, dem Kurfürsten lieber sechshundert tapfere Krieger als einen unnützen Steinhaufen zu erhalten? Freilich — die Nützlichkeit seines Verfahrens einzusehen, mochten die Köpfe seiner deutschen Landsleute zu beschränkt sein, aber französische Sagacité konnte nicht lange daran zweifeln, wie besonnen und umsichtig er gehandelt. Selbst wenn daher jetzt das Kriegsgericht eine Strafe gegen ihn aussprechen und der Kurfürst in seinem momentanen Unwillen dieselbe bestätigen sollte — er dachte an einen Verweis oder höchstens an Suspension vom aktiven Dienst — selbst dann konnte er gewiß sein, daß bald eine Rehabilitierung eintreten würde. Mit solchen Gedanken suchte sich der einsame Mann zu beruhigen, aber so ängstlich er sich auch an diesen Gedanken festklammerte, so wollte doch ein gewisses beklemmendes Gefühl aus seiner Brust nicht weichen.

So kam der Abend heran, dunkler und immer dunkler ward es in dem engen Raume, auf welchen er beschränkt war, dunkler und immer stiller. Der gleichmäßige taktfeste Schritt der Schildwache, welche vor der Thür auf und ab ging, war das einzige Geräusch, welches an sein Ohr drang. Einmal durchzuckte ihn der Gedanke, ob er nicht lieber sein Heil in der Flucht suchen sollte, das Fenster des Zimmers, in dem er saß, ging auf einen anscheinend menschenleeren Garten. Er versuchte, dasselbe in die Höhe zu schieben, aber vergeblich, es mußte von außen festgenagelt sein. Mit einem resignierten Lächeln ließ er davon ab. Wozu auch? Ein solcher Versuch konnte ihm ja nur schaden. Blieb er hier, so riskierte er höchstens eine vorübergehende Unannehmlichkeit, eine Flucht aber mußte ihm seine Stellung und seinen Namen kosten.

Endlich ward es vor seiner Zelle laut. Der Klang vieler Schritte ertönte auf dem Korridor, laute Stimmen und das Klirren von Waffen. Die Thür wurde aufgerissen und heller Kerzenschein drang in das dunkle Gemach. Im Lichte derselben trat der Präsident des Kriegsgerichtes, Feldmarschall d'Arco, mit dem General-Auditeur der Armee und zwei Ordonnanzen herein.

„Das Kriegsgericht hat seinen Spruch gefällt und Seine Kurfürstliche Durchlaucht haben solchen zu bestätigen geruht“, redete d'Arco den General an. „Zugleich haben Hochdieselben uns damit beauftragt, Euch das Urteil zu verkündigen.“

Mit Spannung sah Heydom auf den General-Auditeur, welcher jetzt zu lesen begann. Das Urteil zählte im Eingang die von Heydom begangenen Fehler und Unterlassungssünden auf, dann kam die eigentliche Strafsentenz. Dieselbe ging gegen die Offiziere des Bataillons, welche der Kapitulation zugestimmt hatten, dahin, daß sie als infam kassiert und ihre Degen vom Profoß zerbrochen werden sollten, gegen Heydom ebenfalls auf Kassation und — den Tod durchs Beil.

„Dieser Spruch ist von Serenissimo bestätigt?“ stammelte Heydom, dem der Angstschweiß das Haar auf der Stirn festklebte.

Statt der Antwort zeigte ihm der General-Auditeur die Unterschrift des Kurfürsten.

„Zugleich haben Kurfürstliche Durchlaucht befohlen, daß das Urteil ohne Aufschub vollstreckt werde“, setzte d'Arco hinzu. Und sich umwendend, rief er auf den Gang hinaus: „Profoß, tretet ein!“

„Sofort? Nein, das ist unmöglich, das kann nicht sein. Ich appelliere, ich protestiere. Ich muß den Kurfürsten sprechen, nur fünf Minuten will ich ihn sprechen, er kann mich nicht hinrichten lassen, er muß mich begnadigen.“

Angsterfüllt irrten Heydoms Blicke im Kreise der ihn Umgebenden umher, er las nur zu deutlich auf jedem Gesicht, daß es keine Hoffnung mehr für ihn gäbe. „Graf d'Arco“, wandte er sich an den Marschall, „ich beschwöre Euch, eilt zum Kurfürsten, sagt ihm, ich ließe ihn anflehen — nur heute nicht — ich bin nicht

so schuldig — der Schein spricht gegen mich — es wird sich herausstellen —“

Die Worte des Unglücklichen verwirrten sich, seine Stimme versagte, er schluchzte laut auf. „Baron Heydom, tragt Euer Schicksal wie ein Mann“, sagte d'Arco streng. „Der Wille des Kurfürsten ist unabänderlich; was geschehen konnte, ihn umzustimmen, ist geschehen, aber vergebens.“

„Nur um Aufschub bitte ich. Jesus, Maria! Ich kann jetzt nicht sterben. Nur bis morgen früh flehe ich um Aufschub. Eine Nacht kann viel in den Entschlüssen der Menschen ändern. Morgen früh wird der Kurfürst begreifen —“

Der Feldmarschall wandte sich schroff ab. „Profoß! Kraft des von Seiner Durchlaucht dem Kurfürsten bestätigten Spruches des Kriegsgerichtes übergebe ich Dir hiermit den General Freiherrn Joseph Ernst Martin v. Heydom. Thue mit ihm, was Deines Amtes ist.“

Der Profoß trat einen Schritt vor und legte die Hand auf die Schulter des Generals. Der Unglückliche sank in die Kniee. „Gnade, Gnade! Nur bis morgen Aufschub, nur eine Stunde noch Aufschub. Ich muß mich zum Tode vorbereiten, ich verlange geistlichen Zuspruch —“

Nicht Mitleid, sondern Verachtung sprach aus den Zügen des Feldmarschalls, als er barsch sagte: „In der Kutsche, die Euch zum Richtplatz führen soll, wartet Eurer der Pfarrgeistliche von Mittenwald. Profoß, mach' ein Ende!“

Er kehrte sich kurz um und schritt mit dem General-Auditeur hinaus. Der Profoß winkte einem seiner Knechte und mehr von beiden geschleppt als geführt wankte Heydom hinterher. Die Ordonnanzen schlossen den traurigen Zug.

* * *

Vor der Nordseite des Lagers bildeten die Truppen ein Quarré, von jedem Bataillon eine Kompagnie, von jedem Reiterregiment eine Schwadron. In Mitte des Viereckes war ein Sandhaufen aufgefahren, um den das rote Licht mächtiger Pechfackeln düster glühte und in dessen Mitte auf dem Richtblock das Henkerbeil blitzte. Daneben stand, in seinen Mantel gehüllt, der Scharfrichter von Mittenwald. Dem Sandhaufen gegenüber war das Bataillon aufgestellt, welches die Besatzung von Ehrenberg gebildet, vor seiner Front die unglücklichen Offiziere, welche Heydoms Unfähigkeit mit ins Verderben gerissen hatte.

Unter ihnen stand auch der Sohn des Veteranen von Machacz und Belgrad, Eugen v. Sandhorst.

In schnellem Trabe rasselte die Kutsche heran, welche den Verurteilten führte, an den Schlägen Kürassiere mit gezogenem Pallasch. Vor dem Sandhaufen hielt der Wagen und ihm entstiegen der General-Auditeur mit Heydom und dem Geistlichen. Der Profoß, welcher in einem zweiten Wagen gefolgt war, trat an Heydoms linke Seite, so daß dieser zwischen ihm und dem Geistlichen stand.

Mit lauter, weithin tönender Stimme verlas der Auditeur nochmals das Urteil. Nach den letzten Worten trat der Profoß vor.

„Ich bitt' um Gnade für den armen Sünder."

Der Auditeur schüttelte verneinend das Haupt.

„Ich bitt' um Gnade für den armen Sünder," wiederholte der Profoß.

Wiederum das verneinende Kopfschütteln. Es war so still in dem weiten Kreise, daß man die stöhnenden Atemzüge des Delinquenten hörte.

„Ich bitt' um Gnade für den armen Sünder", klang es zum dritten Male.

„Nur bei Gott ist Gnade!"

Der Profoß wandte sich zu Heydom um, riß ihm mit einem Ruck die Generalsschnüre von der Uniform, zerbrach seinen Degen über dem Knie und warf ihm die beiden Stücke vor die Füße. Seine Knechte schnürten dem Verurteilten die Arme zusammen und schoben ihn zu dem Sandhaufen hin, auf welchem ihn der Scharfrichter erwartete.

Laut klangen die betenden Worte des Geistlichen über den weiten Platz — das Henkerbeil blitzte hoch in der Luft — der Freiherr v. Heydom war nicht mehr unter den Lebenden.[1] — —

Noch war die Arbeit des Profoßen nicht beendet. An der blutüberströmten Leiche ihres Chefs wurden den

---

1) Die Kapitulation der Ehrenberger Klause und Heydoms Prozeß ist kein Phantasiegebild, sondern historisch. Vgl. Buchner, Geschichte von Bayern, 9. Buch, 2. Abschn., 2. Hptstck.

Offizieren des unglücklichen Bataillons die Abzeichen ihres Grades von der Uniform gerissen und die zerbrochenen Degen vor die Füße geworfen. Als die Stücke seines geschändeten Schwertes vor ihm niederklirrten, brach Eugen v. Sandhorst mit einem lauten Aufschrei bewußtlos zusammen.

Zehntes Kapitel.

Abendschatten.

Über die dumpfen, stauberfüllten Straßen Münchens hingen schwere Gewitterwolken tief und dunkel herab. Es war still und öde in den Straßen, noch stiller als an anderen Tagen dieses angstreichen Sommers. Das drohende Gewitter hatte die Menschen in die Häuser zurückgescheucht, wer es nur irgend vermochte, zog es vor, unter Dach und Fach den Ausbruch des Unwetters zu erwarten.

Da wurde es plötzlich in der Neuhausergasse lebendig. Aus den weit geöffneten Thüren der Michaelskirche, zwischen denen die schöne Kolossal-Statue des siegenden Erzengels steht, strömte eine dichte Menge schwarzgekleideter Menschen und wandte sich größtenteils links dem „schönen Turme“ zu. Aus dem prächtigen Schiff der Kirche mit dem wunderbar kühnen Deckengewölbe drangen die verhallenden Töne der Orgel und

des Kirchenchors, in welche sich ernste Posaunenklänge mischten, den Gehenden nach — es war heute das feierliche Totenamt für die Krieger gehalten worden, welche auf dem unglücklichen Zuge ins Tiroler Land geblieben waren.

Während die meisten der Andächtigen ihre Schritte beschleunigten, um noch vor Ausbruch des Gewitters das schützende Dach des Hauses zu erreichen, wandelte eine Gruppe langsam und bedächtig die Straße hinauf. Voran schritt eine Matrone in tiefer Trauer, welche dann und wann das Tuch an die Augen führte; an ihrer Linken ging ein älterer Herr, ebenfalls in Trauer, bis hinab auf die schwarzseidenen Strümpfe, er trug den Hut unter dem linken Arm und hielt in der Rechten ein großes Bambusrohr mit goldenem Knopf. Das von der gravitätischen Allongeperücke umwallte Gesicht zeigte eine tiefe Gemütsbewegung; ein großer, aber gehaltener Schmerz sprach aus den ernsten Augen und dem festgeschlossenen Munde.

Einen ganz anderen Anblick gewährte der Herr, welcher an der rechten Seite der Matrone ging. Häufig führte er das Taschentuch an die Augen, dann ballte er es wieder zornig in der Rechten zusammen und stöhnte laut auf. Dabei verzog er sein Gesicht zu sonderbaren Grimassen, daß er trotz des Seelenschmerzes, welchen er offenbar empfand, in einem dritten eher Lachen als Bedauern erregen mußte. Auch sein Gang war seltsam; zuweilen eilte er mit wenigen großen Schritten voraus, blieb dann wiederum stehen und trippelte darauf wieder neben der Dame her, seine kleinen Beinchen in so merk-

würdiger Weise über einander werfend, daß man jeden Augenblick erwarten mußte, ihn über seine eigenen Füße stolpern zu sehen.

Diesen drei voranschreitenden Personen, in welchen der gütige Leser wohl schon den Hofkammerrat Plinganser mit seiner Frau und den Sekretär Lehmus erkannt haben wird, folgte, ebenfalls von zwei Herren begleitet, ein junges Mädchen, dessen freundliche blaue Augen zwar Thränenspuren verrieten, dessen Gesicht aber im übrigen viel zu hübsch und rund war, um einen traurigen Ausdruck festhalten zu können. Auch waren die vollen Lippen des kleinen Mundes schon wieder in voller Thätigkeit, und als wollte 's Annele sich für das lange Schweigen entschädigen, welches ihr das Totenamt auferlegt hatte, sprach sie eifrig — wenn auch nur flüsternd — mit ihren beiden Begleitern, Xaver Meindl und Georg Plinganser.

Die Gesellschaft hatte den „schönen Turm" passiert und machte jetzt vor dem Hause des Sekretärs Lehmus Halt. „Tröst' Euch Gott, Herr Vetter, und Euch, Frau Base", schluchzte der kleine Mann, „tröst' Euch Gott! Wir haben viel verloren. O, er war ein Held, unser Kapitän Plinganser, ein tapferer Held, ein ganzer Mann. Fluch dem Franzosenfreunde Heydom, der ihn in den Tod gejagt hat!"

Er ballte zornig das Tuch in der Rechten zusammen und hob die Hand drohend gen Himmel. Dann sprang er plötzlich auf die Gruppe der jungen Leute zu. „Haltet sein Andenken in Ehren, Ihr beiden Bursche", schrie er Xaver und Georg an, „und liebt Euer Vaterland wie er!"

Trotz der barocken Einkleidung verfehlten die Worte doch ihre Wirkung nicht, wenigstens nicht auf Georg Plinganser. „Er soll mein Vorbild sein, ich verspreche es Dir, Onkel“, sagte der junge Mann mit tiefer, zitternder Stimme und einem ernsten Händedruck. Nicht so Xaver! Als habe er Lehmus' Worte gar nicht gehört, schaute er in die vorüberflutende Menge der Kirchgänger und zwar mit einem so seltsam verstörten Ausdruck, daß 's Annele ihn verwundert betrachtete. „Was ist Dir, Vetter?“ fragte das junge Mädchen, die Hand auf seinen Arm legend, als Lehmus im Haus verschwunden war und man sich zum Weitergehen anschickte. „Was ist Dir? Du siehst ja aus, als sei ein Geist an Dir vorübergeschwebt.“

Xaver wandte sich mit einer heftigen Bewegung um. „Es ist auch wohl so etwas gewesen“, murmelte er, „oder eine Sinnestäuschung, eine zufällige Ähnlichkeit. Wie sollte sie hieher kommen? Sie ist ja in Ingolstadt.“

„Welche ‚sie‘?“ fragte 's Annele schalkhaft.

Xaver faßte hastig ihre Hand. „Frag' mich nicht danach, liebes Bäsle“, bat er, „ich will und kann Dir nicht darauf antworten. Ich muß die Erinnerung ertöten. Zu ernst ist die Zeit, um dem eigenen Schmerz zu leben, das Vaterland will Männer und ganze Männer.“

Georg hatte die letzten Worte gehört. Er nickte stumm und trat mit einem großen Schritt neben seinen Vater. „Ist jetzt die Zeit gekommen?“ fragte er.

„Ich will Dir zu Haus antworten“, erwiderte der Hofkammerrat kurz. —

Heulend fuhr der dem Gewitter vorangehende Sturm durch die Straßen und trieb auf dem Marienplatze mächtige Staubwolken wirbelnd in die Höhe, schon mahnten einzelne große Regentropfen zur schnellen Heimkehr.

Schweigend erreichte man das Haus. „Komm' mit auf mein Zimmer", wandte sich der Rat zu seinem Sohn. Als beide dort allein waren, zog er ein zusammengefaltetes Papier aus der Rocktasche und reichte es Georg. „Dieses Reskript ist heute Morgen bei der Hofkammer eingegangen", sagte er. „Es hat meinen Entschluß zur Reife gebracht."

Georgs Augen flogen über das Papier. Was er las, war der Aufruf des Kurfürsten an sein Volk vom 20. August, in welchem alles, was Waffen tragen konnte, zu den Waffen gerufen wurde.

„Nun?" fragte Georg leuchtenden Blickes.

„Die Zeit ist da, ich halte Dich nicht mehr, nein, mein Sohn, ich selbst sage Dir: kämpfe und, wenn's nötig ist, stirb für Dein Vaterland."

Tiefbewegt warf sich Georg an die Brust seines Vaters, der ihn schweigend an sich drückte.

* *
*

Das Gewitter war über München niedergegangen. Jetzt fielen nur noch einzelne Regentropfen, der Donner verhallte dumpfgrollend in weiter Ferne, am Horizont blitzte es zuweilen noch wetterleuchtend auf.

In dem fahlen Licht halber Dämmerung, wie es solchen Sommerabenden eigen zu sein pflegt, an denen

sich das Gestirn des Tages vorzeitig hinter einem grauen Wolkenschleier zurückgezogen hat, wandelte Xaver Meindl vom Plinganserschen Hause nach dem unfern gelegenen Büchelbräu, wo er sein Gefährt eingestellt hatte. Ganz in seine Gedanken versunken, achtete er nicht auf seine Umgebung — da drang plötzlich wie ein leichter Hauch der Ton einer weiblichen Stimme an sein Ohr: „Xaver."

Er sah auf — kaum erstaunt — so lebhaft hatte sich seine Phantasie mit der Besitzerin dieser Stimme beschäftigt, daß es ihn nicht überraschen konnte, sie jetzt in Wirklichkeit zu hören.

Aus einem dichten Kreppschleier, welcher fast das ganze Gesicht verdeckte und verhüllend auf die schlanke Gestalt niederfiel, blitzten ihn zwei feurige, dunkle Augen an. „Ihr hier, Baronin?" fragte er kalt. „Ich glaubte Euch in Ingolstadt bei Eurer fürstlichen Herrin."

„Bei meiner Herrin?" lachte Josephine bitter. „Die Kurfürstin mag keine Tochter eines Enthaupteten um sich sehen. Findet Ihr das nicht ganz natürlich? Sie hat mich fortgeschickt, fort in die weite, feindliche Welt, in der ich keinen Vater, keinen Bruder mehr habe. O, hätte sie mich doch lieber aus der Welt geschickt."

„Ihr habt noch einen Bräutigam, Baronin, Eugen v. Sandhorst wird Euch eine feste Stütze sein."

Sie preßte leidenschaftlich seine Hand. „Das war nicht edel, daran jetzt zu rühren. Weißt Du denn, welche Kämpfe — leider Gottes vergebliche Kämpfe! —

weißt Du wie viel Thränen mich diese unglückselige Verlobung gekostet hat?!"

„Wahrscheinlich ebensoviel, wie die Kugel, welche den lästigen Mitwisser des Geheimnisses hinsichtlich einer gewissen Vollmacht aus der Welt schaffen sollte."

„Heilige Jungfrau, was war das? Wie Xaver, Du kannst glauben —"

„Daß der Mund eines Toten nichts mehr verraten kann und daß man deshalb Leute, deren Verrat schaden könnte, lieber unter den Toten, als unter den Lebenden sieht."

„Jesus und Maria, auch das noch! —" Es war, als ob sich ein lauter Aufschrei über ihre Lippen drängen wollte und sie ihn nur mit heroischer Kraft zurückzwingen könnte. — „Jetzt verstehe ich Dein Benehmen", fuhr sie tonlos fort, „wenn der Verdacht zwischen uns steht, begreife ich Deine eisige Kälte, Deinen verletzenden Hohn. Aber ich appelliere an Dein Gerechtigkeitsgefühl. Du wärest nicht Du, wenn Du mich ungehört verdammen wolltest. Sieh, als ich Dich vorhin erblickte, nachdem auch ich tief verhüllt unter den Tausenden, welche für ihre gefallenen Lieben beteten, zur Jungfrau mein Gebet emporgeschickt hatte für die beiden, welche einst der Schutz meines Lebens waren, als ich, die Heimatlose, die Verstoßene, Dich da erblickte im Kreise der Deinen, da faßte mich eine unwiderstehliche Sehnsucht, noch einmal Deine Stimme zu hören, noch einmal Dir tief ins Auge zu schauen, ehe der Schleier der Nonne für immer mir verhüllt, was das Leben an irdischer Lust bieten mag. Ich

folgte Dir von weitem nach dem Hause dort, ich wartete auf der Straße, bis Du wieder herauskommen würdest. O einen solchen Empfang hatte ich nicht erwartet, wenn ich mir auch meiner Schuld gegen Dich bewußt war. Aber ich hoffte, Dein Mitleid würde stärker sein, als der Wunsch, Dich zu rächen. Jetzt freilich hoffe ich das nicht mehr, jetzt, da ich weiß, welcher Verdacht Dein Gefühl vergiftet. Trotzdem lasse ich Dich auch jetzt nicht, Du mußt mich hören, Du mußt Dir sagen lassen, daß niemals eine Anklage so grundlos erhoben ist, als wie die Deinige.

„Nie hätte sich der Verdacht in meiner Seele eingenistet, wenn Euer Schweigen, Euer unbegreifliches Schweigen mir nicht als Beweis dafür gegolten hätte“, erwiderte Xaver wohl etwas freundlicher, aber immer noch mit ablehnender Kälte. „Die vollständige Gleichgültigkeit, welche dies Schweigen verriet, Eure absolute Teilnahmlosigkeit belehrten mich, daß ich Euch nichts war als ein Spielzeug, wert fortgeworfen zu werden, wenn man seiner überdrüssig geworden ist. Und nachdem mir das klar geworden, war es nur noch ein Schritt zu dem Verdacht, daß Euer Vater gefürchtet, dieses weggeworfene Spielzeug könne doch noch gefährlich werden und deshalb —“

„O vollende nicht die entsetzliche Anklage gegen den Toten“, unterbrach ihn Josephine flehend, „ich schwöre Dir, sie ist unbegründet. Und ebenso unbegründet sind die Vorwürfe, welche Du mir über mein Schweigen machst; hätte ich gekonnt, Xaver, ich selbst wäre an Dein Schmerzenslager geeilt und hätte es keine

Stunde wieder verlassen. Aber ich konnte ja nicht, mich hielten tausend Bande, der Wille meiner Fürstin, die Vorurteile meiner Umgebung, der Starrsinn des Vaters, endlich und nicht am wenigsten die argwöhnische Eifersucht Eugens, dessen Werbungen Vater und Bruder begünstigten —"

„Vergeßt das Eine nicht, Baronin", fiel Xaver mit Schärfe ein, „was Euch hauptsächlich zurückgehalten hat, Euer eigenes Herz, welches sich nicht losreißen konnte von dem üppigen Hofleben um Euch her. Glaubt Ihr, es sei nicht auch zu mir die Kunde davon gedrungen, daß Josephine v. Heydom die Königin aller Feste des vorigen Winters gewesen ist, daß ihr die glänzendsten Kavaliere zu Füßen gelegen haben? Diesem Festjubel habt Ihr mich geopfert, ich will Euch das verzeihen, aber verlangt nicht, daß jetzt, wo für Euch der Festjubel vorbei, das alte Verhältnis wieder zwischen uns auflebe. Nicht mit Groll werde ich künftig an Euch zurückdenken, auch Eurem Schwur will ich Glauben schenken, daß Euer Vater unschuldig an meiner Verwundung gewesen sei, aber nichts kann die Kluft jemals wieder überbrücken, welche sich durch Eure Schuld zwischen uns aufgethan hat. Lebt wohl! Mein Wagen wartet und der Weg nach Schleißheim ist weit."

Er lüftete den Hut und wandte sich kurz und ging mit hastigen Schritten davon, als fürchtete er, daß sie ihm nacheilen, daß sie ihn dennoch verstricken könne in ihre zauberischen Netze. Unnötige Furcht! Unbeweglich stand sie da, starren Blickes, die Hände krampfhaft ineinander verschlungen, nur der heftig wogende Busen

verriet, daß sie noch lebte und welche Gefühle in ihr tobten.

Da schrak sie plötzlich empor. „Servo umilissimo, signora“, sagte eine tiefe, männliche Stimme neben ihr und aufschauend gewahrte sie einen ganz in Schwarz gekleideten Mann vor sich stehen, welcher den Radmantel über die Schulter geschlagen hatte und zwar so, daß auch noch der untere Teil des Gesichts durch denselben verdeckt war.

„Mein Herr, wer giebt Euch das Recht“, begann Josephine, erschrocken zurücktretend, aber der Verhüllte unterbrach sie: „Wir sind alte Bekannte, Signora, mein Bild zwar mag Euch längst entschwunden sein, aber ich habe das Eure desto fester gehalten. Eine Erscheinung wie die Eure vergißt sich nicht so leicht, zumal für einen Maler nicht, dessen Augen gewohnt sind, den Weizen von der Spreu zu sondern und das Echte, Bedeutungsvolle im Menschenbilde schnell zu erfassen und lange festzuhalten. Daher ist mir auch Euer Bild zwei Jahre lang in der Erinnerung geblieben, denn zwei Jahre sind es jetzt her, daß Ihr im Gefolge Eurer principessa in meinem Atelier wart. Ich sah damals nur Euch und mußte Euch immer wieder ansehn, wie Ihr mit so ganz anderen Blicken meine Bilder anschautet, und Euch zuhören, wie Ihr so ganz anders darüber zu sprechen wußtet, als die andern Dummköpfe alle zusammen, die principessa mit eingeschlossen! An Euren Augen und an Eurer Stimme erkannte ich Euch auch heute Abend wieder, als Ihr mit jenem Menschen dort die Straße heraufkamt, und

solchen Wohllaut hatte Eure Stimme für mich, daß ich mich nicht von ihrem holden Klange losreißen konnte, trotzdem ich bald bemerkte, daß ich manches hörte, was nicht für meine Ohren bestimmt war."

„Wie? Ihr habt uns belauscht? Wer seid Ihr, Herr, der eine solche Unverschämtheit wagen konnte?"

„Ein Maler, wie ich schon sagte, Signora, und zwar einer, dessen Pinsel nicht zu den schlechtesten gehört. Jacopo Amigoni ist mein Name."

Der Name war Josephine nicht fremd, auch erinnerte sie sich des Besuches im Atelier, von welchem Amigoni sprach, vergebens jedoch forschte sie im Antlitz desselben — er hatte jetzt den verhüllenden Zipfel des Mantels fallen lassen — nach einem bekannten Zug. „Ich hatte bis jetzt geglaubt", sagte sie stolz, „daß die Hingabe an die Kunst Ehr- und Zartgefühl im Menschen erstarken lasse — nach Eurem Betragen sehe ich ein, daß ich mich getäuscht."

„Verzeihung, Signora, Eure Stimme klang so bezaubernd, ich konnte nicht widerstehn, ich mußte auf sie lauschen. Im tiefsten Inneren habt Ihr mich gerührt, aber auch meinen Ingrimm geweckt gegen denjenigen, an welchen so viel Wohllaut umsonst verschwendet wurde."

„Ihr spottet meiner, Ihr verhöhnt mich, weil Ihr wißt, daß ich unglücklich bin und verlassen. Die Spatzen auf den Dächern erzählen ja von meinem Elend — warum wollt Ihr da nicht auch die Hand aufheben und die Schutzlose mit Kot bewerfen?!"

„Durchaus nicht, Signora. Das zu thun, überlasse ich Leuten, wie jenem Signor Meindl, welchem das vornehme Hoffräulein gut genug war, um mit ihr zu kosen, dem aber die Ansprüche der armen Verlassenen höchst unbequem sind, so unbequem, daß er sie mit den rohesten Beleidigungen überschüttet, um sie nur für immer los zu sein.“

„Wie? Ihr kennt Xaver Meindl?“

„O gewiß, vortrefflich! Der Bursche hat ein verteufeltes Glück bei den Weibern. In Schleißheim hält er es mit der schönen Baronesse Sandhorst — hier in München sah ich ihn auch schon oft mit einem hübschen Kinde gehen und recht vertraut mit ihr thun — nun und Ihr selbst, Signora —“

„Was sagt Ihr“, unterbrach ihn Josephine heftig, „was sagt Ihr von der Baronesse Sandhorst?“

„Daß er ein sehr guter Freund von ihr ist. Son due anime in un nocciolo.[1] Hat sie ihn nicht diesen Winter mit der rührendsten Sorgfalt gepflegt, sogar in ihrem eigenen Hause?“

„Barmherziger Gott, laß mich nicht wahnsinnig werden“, stöhnte Josephine, ihr Antlitz mit beiden Händen verhüllend.

„Kommen wir zu Ende, Signora“, fuhr Amigoni fort. „Manche Leute werden dadurch zusammengeführt, daß sie dieselben Freunde haben, uns verbindet das Schicksal, daß wir dieselben Feinde haben. Laßt uns ein Bündnis schließen, um uns an diesen gemeinsamen

1) Sie sind ein Leib und eine Seele.

Feinden zu rächen. Fluch dem Haus Sandhorst! Wir wollen das stolze Gebäude in die Luft sprengen und mit ihm den Signor Meindl, sowie noch einen Dritten, der es nicht weniger verdient als er."

Die letzten Worte Amigonis erstarben in einem unverständlichen Murmeln, während Josephine in Schweigen verharrte, das Gesicht mit den Händen bedeckt, kurz und schnell atmend. Amigoni betrachtete sie mit verzehrenden Blicken und begann nach kurzer Pause von neuem: „Ihr steht allein, Signora, verzeiht, daß ich daran rühre, aber Ihr sagtet selbst vorhin, daß die Spatzen auf den Dächern von Eurem Schicksale erzählen. Nehmt in Eurer Verlassenheit meinen Arm als Stütze und als Schutz an. Wie ein Bruder will ich für Euch sorgen, das schwöre ich Euch auf Künstlerehre. Und glaubt Ihr dem nicht, so glaubt wenn ich Euch sage, daß ich nur noch einen Gedanken, nur noch eine Wollust kenne — das ist die Rache! Ich glaube, Euch hat das Leben nicht besser mitgespielt als mir, und dieselben Personen haben es Euch verbittert wie mir — nun wohlan, so laßt uns unser Rachewerk gemeinsam üben!"

Jetzt erst ließ Josephine die Hände von ihrem Antlitz sinken und ihre schwarzen Augen maßen Amigoni mit einem strengen und kalten Blick. „Es muß weit mit mir gekommen sein", sagte sie mit tonloser Stimme, „daß Ihr wagen dürft, mir solche Vorschläge zu machen. Aber Ihr irrt Euch in mir. Ich habe mich an niemandem zu rächen! Die Schmerzenslast', die mir auferlegt ist, habe ich verdient und in Reue und Demut will ich sie tragen. Verlaßt mich, Signor!"

Gebietend hob sie bei den letzten Worten die Hand und eine solche Hoheit lag in diesem Augenblick in ihrer Erscheinung, daß Amigoni kein weiteres Wort wagte, sondern sich schweigend abwandte und mit großen Schritten davon ging. Sie sah ihm nach, bis er um die nächste Ecke verschwunden war. Dann wandte auch sie sich und müden und schleichenden Ganges entfernte sie sich in der entgegengesetzten Richtung.

Eine halbe Stunde später wurde die Glocke am Kloster der „Barmherzigen Schwestern" zu München gezogen. Es war Josephine v. Heydom, welche die Oberin zu sprechen begehrte, um sie um Aufnahme in den Orden zu bitten.

Elftes Kapitel.

Infam kassiert.

„Endlich läßt er sich einmal wieder sehen!"

Diejenige, welche diese Worte ausrief, war Franziska v. Sandhorst, und derjenige, dem sie galten, Franz Veich, der Schlachtenmaler, welcher in das Parkthor von Sandhorst einbog.

Franziska hatte auf dem vorderen Balkon, ihrem Lieblingsplatze, gesessen. Jetzt stand sie auf und eilte Veich entgegen. „Lebt Ihr noch, Herr Hofmaler?" rief sie ihm schon von weitem zu. „Wahrlich, wir

hier in Sandhorst mußten glauben, die Erde habe Euch verschlungen oder zum wenigsten, Ihr hättet Schleißheim verlassen, ohne uns eines Abschiedsgrußes zu würdigen."

„Welch' böser Verdacht, Baronin", entgegnete Beich, indem er mit einer tiefen Verbeugung einen Kuß auf die weiße Hand drückte, welche sie ihm gereicht.

„Waret Ihr krank?" fragte sie ihn aufmerksam ansehend.

„Wenigstens nicht gesund", antwortete Beich ausweichend.

„Der Vater hat Euch recht vermißt", fuhr Franziska fort, indem sie sich auf die Bank unter die Linde setzte und Beich mit einer Handbewegung einlud, neben ihr Platz zu nehmen. „Ihr habt ihn mit Eurer Gesellschaft so verwöhnt und eben jetzt bedarf er recht der Zerstreuung und aufmunternden Zuspruchs."

„Macht er sich Sorgen wegen des Barons Eugen?"

„Das ist es. Vorgestern hat er in München gehört, daß es in der That ein Bataillon von Heydoms eigenem Regiment gewesen ist, welches die Besatzung der Ehrenberger Klause gebildet hat und dessen Offiziere mit ihrem unglücklichen Chef kassiert sind. Welches Bataillon konnte oder wollte man ihm nicht sagen. Eugen steht beim zweiten, wenn es das wäre? Ihr könnt Euch denken, in welcher entsetzlichen Spannung uns diese Frage hält."

Beich nickte zustimmend. „Unaussprechliches Elend hat dieser Krieg schon über viele gebracht und noch ist

kein Ende abzusehen", meinte er. „Der Kurfürst hat einen Aufruf zu den Waffen erlassen. Auch ich habe die Absicht, diesem Aufruf zu folgen und mich zum Eintritt zu melden."

„Ihr wollt Soldat werden?" fragte Franziska mit offenbarem Erschrecken.

„Haltet Ihr mich für zu alt dazu? Ich bin noch jung genug, ein Pferd zu tummeln."

„Davon ist nicht die Rede", rief Franziska eifrig. „Aber bedenkt, was mit Euch der Menschheit geraubt wird, wenn — ich mag es kaum aussprechen, wenn Euch eine feindliche Kugel trifft. Euer Talent, Eure Fertigkeit, Euer genialer Blick — o nein, nein, den Dienst als Reiter kann jeder versehen, aber Ihr, die Zierde Eurer Kunst, der Stolz Eures Landes, Ihr seid zu Besserm berufen."

Beich schüttelte schwermütig den Kopf. „Wenn ich in der Kunst etwas geleistet habe, so bleibt das der Nachwelt und wird auch nach meinem Tode noch meinen Namen erhalten. Besseres zu schaffen bin ich nicht imstande, das fühle ich, ja nicht einmal Gleiches. Meine Kraft erlahmt, ich habe den Zenith meiner Laufbahn überschritten, was mein Pinsel noch schafft, ist lahm und kalt. Nein, Baronin, es ist kein Verlust für die Kunst, wenn mich eine Kugel trifft, im Gegenteil, dieselbe würde einen Menschen aus der Welt schaffen, der sich sehr überflüssig darin fühlt."

„Ihr seid noch krank, lieber Freund, sonst würdet Ihr so nicht sprechen", sagte Franziska, indem sie ihre Hand leicht auf seinen Arm legte.

Ihre Stimme zitterte bei diesen Worten und als er sich jetzt zu ihr umwandte, sah er es feucht in ihren Augen glänzen. Ein Hoffnungsschimmer überflog sein Gesicht, aber nur, um gleich darauf wieder den Schatten der Schwermut zu weichen. Sie hatte ja um Xaver geweint, wohl auch um Amigoni. Was wollte es bedeuten, daß sie ihm auch eine Thräne des Mitgefühls spendete?

Er senkte den Blick wieder zur Erde, indem er sagte: „Es giebt Krankheiten, für welche Luftveränderung ein vortreffliches Heilmittel ist. Erlaßt mir das übrige, Baronin. Wenn ich aus der Campagne zurückkehre — und es kann ja der Heiligen Wille sein, daß die blauen Bohnen an mir vorbeipfeifen — dann kann ich Euch vielleicht sagen, was mich fortgetrieben hat, vorausgesetzt, daß es dann noch der Mühe wert ist, sich daran zu erinnern. Aber wahrscheinlich werdet Ihr dann vergessen, danach zu fragen und vielleicht habe auch ich dann vergessen, welche Antwort ich darauf geben könnte."

„Ich werde es nicht vergessen." Es lag im Tone ihrer Stimme ein so weicher Schmelz bei diesen Worten, daß sein Auge mit magnetischer Gewalt vom Boden zu ihrem Antlitz emporgezogen wurde. Ihr Blick begegnete ihm voll und warm, dann senkte er sich, wie beschämt, in holder Verwirrung zu Boden. Beich fühlte sein Herz in mächtigen Schlägen klopfen. Fühlte sie für ihn doch etwas anderes als wie das Mitleid, welches ihre schöne Seele für jeden Unglücklichen empfand. Indem er ihre Hand faßte, sagte er: „Wenn

ich wüßte, Baronin, daß Ihr diese Frage nicht vergessen würdet, so wäre mein Wunsch weit größer, aus dem Kugelregen unversehrt zurückzukehren."

Seine Hand empfand einen leichten Gegendruck und wiederum traf ihn ihr Blick so warm, so voll berauschender Verheißung. Aber im nächsten Moment entzog sie ihm ihre Hand und sprang empor.

„Heilige Jungfrau! Wer kommt da?"

Zögernden, ja schleichenden Ganges bog von der Chaussee in den Park ein scheu um sich blickender Mann in so seltsamem Aufzuge, daß Franziska zu ihrer erschrockenen Frage durchaus berechtigt war. Über einer beschmutzten Militärhose mit Kamaschen trug der Fremde eine Juppe, wie sie die oberbayrischen Bauern zu tragen pflegen. Das Haar hing ihm wirr in die Stirn, auf demselben saß ein abgegriffener, vom Alter braun und glänzend gewordener Dreispitz. Die Rechte hielt einen knorrigen Stock, den sich der Vagabund offenbar erst vor kurzem selbst im Walde geschnitten hatte.

Mit wenigen großen Schritten war Franziska neben ihm.

„Eugen, Du bist es?! Barmherziger Gott!" — Auf den ersten Blick hatte sie in dem Vagabunden ihren Bruder, den einst so glänzenden Kavalier, erkannt.

Er schlug scheu den Blick zu ihr auf. „Darf ich es wagen, die Schwelle dort zu überschreiten?" fragte er stotternd.

„Schnell komm ins Haus", drängte sie, „mein armer, mein liebster Bruder, Du mußt namenlos gelitten haben."

Zaudernd blieb er stehen. „Weiß der Vater es schon?“

„Er weiß noch nichts Bestimmtes.“

„Mein Anblick muß ihm alles sagen“, stöhnte dumpf der Unglückliche.

„Ich werde ihn darauf vorbereiten, komm' jetzt mit ins Haus. Dort verberge ich Dich, bis mir der geeignete Augenblick gekommen scheint.“

Eugen machte zögernd einen Schritt vorwärts, dann fiel sein Blick auf Beich. „Wer ist das?“ fragte er zusammenfahrend.

„Hofmaler Beich, unser lieber Hausfreund. Kennst Du ihn nicht mehr? Er wird uns keine Hindernisse bereiten — nein — wir dürfen hoffen, daß er uns unterstützt.“

Ergriffen trat Beich näher. „Was in meinen Kräften steht, will ich für Euch thun“, sagte er und seine tiefe Stimme klang so weich und herzlich bei den Worten, daß ein Hoffnungsschimmer über Eugens bleiches Antlitz flog.

Da knirschte der Kies des Gartenweges unter schweren Tritten. Eugen sah auf und verbarg das Gesicht in beiden Händen. „Der Vater!“ rang es sich über seine bebenden Lippen.

Auf einen Wink Franziskas ging Beich dem Obersten entgegen. „Grüß Gott, Hofmaler“, rief ihm dieser zu, „wo habt Ihr denn so lange gesteckt? Die Zeiten sind verflucht schwer — da müssen alte Freunde zusammenhalten.“

Beich antwortete mit einigen konventionellen Redensarten und suchte die Aufmerksamkeit des Obersten von

Franziska und ihrem Begleiter abzuziehen. Aber schon hatte das scharfe Auge des Veteranen die abenteuerliche Gestalt bemerkt, welche neben seiner Tochter stand. Mit großen Schritten ging er darauf zu. „Wer ist denn das?“ fragte er leicht die Stirn runzelnd.

Eugen stürzte sich ihm zu Füßen. „Euer Sohn, Vater, verstoßt ihn nicht.“

Die Augenbrauen des Veteranen zogen sich drohend zusammen. „Mein Sohn ist bei der Armee“, sagte er tonlos.

„Euer Sohn war bei der Armee, ein namenloses Unglück hat ihn dort fortgetrieben.“

„War der Lieutenant v. Sandhorst mit in der Ehrenberger Klause?“

Das „Ja“ wollte kaum über Eugens Lippen.

„Und hat mit kapituliert?“

„Barmherzigkeit, Vater, ja.“

„Dann ist er kraft kriegsgerichtlichen Urteils“, fuhr der Oberst tonlos fort, „infam kassiert, sein Degen ist ihm vom Henker zerbrochen und mit Schande ––“

Franziska schlang ihre Arme um den Hals des Veteranen. „Habt Erbarmen, Vater“, schluchzte sie, „Ihr brecht Eurem Sohne das Herz.“

Mit sanfter, aber unwiderstehlicher Gewalt befreite sich der Oberst aus ihrer Umarmung. „Ich habe keinen Sohn mehr“, sagte er dumpf. „Ein ehrloser Sandhorst war niemals und soll niemals sein. Im Laufe langer Jahrhunderte hat sich der Schild mit dem silbernen Tannenzweige rein erhalten, dieser da soll ihn nicht mit seiner Schande besudeln. Seinen Namen

werde ich aus dem Stammbaum streichen und mir soll man als dem Letzten der Sandhorsts Helm und Schild fleckenlos mit in die Gruft geben.“

Gebrochen, keines Wortes der Erwiderung, der Bitte fähig, kniete mit dumpfem Stöhnen der Verstoßene vor seinem Richter. Franziska verbarg das Gesicht in beiden Händen und durch die schlanken, weißen Finger rieselten große Thränen. Beich trat einen Schritt auf den Obersten zu und sagte mit bebender Stimme: „Fremde Schuld hat dies Unglück auf Euren Sohn niedergezogen. Er mußte seinem Vorgesetzten gehorchen und ward so Mitschuldiger ohne freien Willen.“

Eugen richtete sich von neuer Hoffnung belebt auf. Das Auge des Vaters traf ihn mit einem durchbohrenden Blick, als wolle es im Innersten seiner Seele lesen. „Der General v. Heydom soll vor der Kapitulation einen Kriegsrat gehalten haben“, wandte sich Sandhorst zu dem Knieenden. „In diesem Kriegsrat hat nur ein Offizier der Übergabe widersprochen. Warst Du dieser Eine?“

Eugens Blick senkte sich wieder zu Boden, ein qualvoller Seufzer war die einzige Antwort, welche sein Vater erhielt. Stumm wandte sich dieser ab und ging dem Hause zu. Da raffte sich der Verstoßene noch einmal auf und mit einem unbeschreiblichen Ton, in dem sich die ganze Verzweiflung seines Inneren aussprach, rief er: „Vater!“

Ein Zucken lief durch den Körper des Veteranen, kaum einem menschlichen Auge bemerkbar. Aber keinen Moment hielt er seinen Schritt an, keinen Blick

wandte er zurück nach dem Sohne, der für ihn gestorben war.

Franziska knieete neben dem Unglücklichen nieder. „Mein armer, mein lieber Bruder, verzweifle nicht! Deine Schwester bleibt bei Dir, sie verläßt Dich nicht, wenn Dich auch Dein Vater verstößt.“

Da zog sie Veich mit sanfter Gewalt empor. „Euer Platz ist jetzt an der Seite Eures Vaters“, sagte er mit überzeugender Wärme. „Er leidet nicht weniger als Ihr. Für Euren Bruder aber werde ich sorgen.“

Zwölftes Kapitel.

Neue Hoffnungen.

Hell blitzten im Sonnenschein Säbel und Bajonette, dumpf klang das Rollen der Geschütze — dazwischen laute Kommandorufe — wirbelnde Trommeln — rauschende Feldmusik!

Die weiten südlich vom Silberstreifen der Isar und westlich von niedrigen, bewaldeten Hügeln begrenzten Wiesen vor dem Sendlinger Thore Münchens boten heute einen glänzenden Anblick. Der Kurfürst Max Emanuel hielt Musterung über die Truppen, welche er aus Tirol nach München zurückgeführt und dort reor-

ganisiert hatte, um sie jetzt von neuem gegen den Feind an die Donau zu führen. In langem Zuge defilierten die Regimenter an ihm vorüber, die Leib-Kürassiere in ihren hellblauen Röcken, darüber den schwarzen Küraß mit dem silbernen Rautenschild auf der Brust; Costin-Kürassiere in dunkelblauen Kolletts mit hellblitzendem Stahlküraß; die grünschimmernden Dragoner-Regimenter Monasterol, Santini, Döring; die tiefen Kolonnen der Infanterie, voran die prächtigen Kompagnieen der Leibgarde zu Fuß, dann die Regimenter Kurprinz, Maffei, Degenfeld, Merci, Tattenbach, Preising und endlich die dröhnenden Batterieen mit den blankgeputzten Geschützrohren, bei deren festlichem Glanze heute nur wenige an die grausige Verheerung dachten, welche in kurzem aus ihnen hervorbrechen sollte.

Mit bewundernswerter Energie hatte Max Emanuel, unterstützt von der kriegsfrohen Opferwilligkeit des Bayern-Volkes, in kürzester Frist seine in Tirol um ein Drittel geschwächte Armee wieder feldtüchtig gemacht. Vom Lager bei Mittenwald, das durch den Verlust der Ehrenberger Klause in der rechten Flanke bedroht war, wich er auf München zurück, nur eine kurze Strecke verfolgt von dem Armeecorps des Grafen v. Heister, welcher durch 900 Mann oberbayrischer Landwehr in heldenmütiger Aufopferung bei Partenkirchen vier Stunden lang aufgehalten, nach der blutigen Überwältigung dieses hartnäckigen Widerstands wenig Lust mehr bezeigte, Max Emanuel tiefer in sein Land zu folgen, sondern lieber bei Benedictbeuren Halt

machte und die Umgegend brandschatzte.[1] In der Hauptstadt angekommen, überließ sich der Kurfürst einer rastlosen Thätigkeit. Die gelichteten Regimenter wurden aus den Depots und durch geeignete Freiwillige ergänzt, während die neuausgehobene Mannschaft in die Depots und zu den Garnisonen der Festungen wanderte. Des Aufrufs vom 29. August, in welchem alles, was Waffen tragen konnte, aufgefordert wurde, zur Rettung des Vaterlands die Waffen zu ergreifen, Weiber und Greise, Mönche und Weltgeistliche aber zu Beiträgen an Geld, Korn und Futter ermahnt wurden, haben wir bereits erwähnt. Derselbe war von einem außerordentlichen Erfolg begleitet; die junge Mannschaft strömte zu den Fahnen und wer nicht mit ins Feld ziehen konnte, gab sonst, was er vermochte, um zur Herstellung des stark beschädigten Armee-Materials beizutragen. Die Ingolstädter Universität mußte geschlossen werden, weil die Studenten bis auf einen geringen Bruchteil in die Armee getreten waren; was vom Adel noch nicht im Heere diente, folgte jetzt ohne Aufschub dem Ruf zur Fahne; öde ward es in den Kanzleien der Beamten, den Kontors der Kaufleute, den Werkstätten der Handwerker, vor allen aber waren es

1) In gräßlicher Wiedervergeltung legten die Tiroler in Oberbayern ebensoviel Flecken und Dörfer in Asche, als die kurfürstliche Armee in Tirol gethan. Benedictbeuern, Tegernsee, Polling mußten sich mit hohen Geldsummen loskaufen, 8000 Stück Hornvieh wurden als Beute fortgetrieben; ferner 200 000 Gulden in Gold und eine unschätzbare Menge Kostbarkeiten aus Klöstern und Schlössern zusammengeraubt.

die bayrischen Bauern, welche sich zu den Fahnen drängten.

So konnte sich Max Emanuel am heutigen Tage beim Anblick seiner schönen Regimenter mit Recht Glück wünschen, wieder eine Armee zu besitzen, mit welcher er dem Feind von neuem die Stirn bieten konnte. An Gelegenheit dazu fehlte es nicht. Zwar hatte Graf Heister mit seinen Tirolern den Vormarsch auf München eingestellt, aber an der Donau bedrängte der kaiserliche General Styrum mit großer Übermacht von Haunsheim her den Marschall Villars, welcher sich nur mit Mühe in seinen Verschanzungen zwischen Dillingen und Lauingen hielt. Der Marschall mußte unterstützt werden, sollte nicht die wichtige Donaulinie verloren gehn. Daher hatte der Kurfürst befohlen, daß ein Teil der Armee bereits heute — direkt vom Revue-Felde aus — nach der Donau abmarschieren sollte, mit den anderen Regimentern wollte der Kurfürst selbst morgen folgen.

Das heutige glänzende Schauspiel hatte eine Menge Zuschauer hergelockt; fast ganz München war herausgeströmt und ein nicht geringes Kontingent hatten die umliegenden Ortschaften gestellt. In buntem Kranze umgab eine Linie von Wagen und Fußgängern den abgegrenzten Platz, auf welchem die Truppen defilierten. Am dichtesten war dieselbe der Stelle gegenüber, wo der Kurfürst mit seiner Suite hielt und die Regimenter vorbeimarschieren ließ. Denn hier bot sich die beste Gelegenheit, sowohl den fürstlichen Herrn selbst betrachten, als auch die tadellose Haltung der Truppen bewundern zu können.

Hier hatte sich auch die uns wohlbekannte Familie Plinganser aufgestellt. Nahm dieselbe doch an dem militärischen Schauspiele ein ganz besonderes Interesse, da in den Reihen der vorbeidefilierenden Truppen auch Georg Plinganser und Xaver Meindl mitmarschierten. Und als die Parade nun zu Ende und der Kurfürst mit seiner Suite in die Stadt zurückgekehrt war, während diejenigen Regimenter, welche vom Revue-Felde aus direkt den Marsch an die Donau antreten sollten, die Gewehre zusammenstellten oder absaßen, drängte sich der Hofrat mit den Seinigen zu dem Standpunkte der Santini-Dragoner durch, bei denen Georg und Xaver eingetreten waren, um den Abziehenden noch einmal zum Lebewohl die Hand zu drücken.

Aus den Gesichtern der beiden jungen Leute strahlte übermütige Abenteuerlust und jugendlicher Thatendrang. Anders schauten freilich ihre Verwandten drein. Der Hofkammerrat zwar wahrte auch jetzt die gewohnte würdevolle Haltung und auch der alte Förster Meindl, welcher aus Schleißheim herübergekommen war, um seinen Sohn noch einmal zu sehen, wußte sich zu beherrschen. 's Annele dagegen hatte sehr verweinte Augen, aus denen sich auch jetzt noch Thräne auf Thräne über die runden Wangen stahl, und nicht viel heiterer sah der Vetter Lehmus aus, welcher seiner Wehmut dadurch abzuhelfen suchte, daß er von einem Bein aufs andere hüpfte und dazu die seltsamsten Grimassen schnitt. Frau Plinganser aber hatte sich gar nicht einmal mit ihrem Schmerz unter die Menschen hinausgewagt; zu Haus hatte sie vom Sohne Abschied

genommen, wo ihr jetzt die nicht weniger bewegte Mutter Xavers Gesellschaft leistete.

„Wie weit geht der heutige Marsch?“ fragte der Hofkammerrat.

„Es heißt bis Buchheim.“

„Aber das ist ja nur ein Dorf“, schluchzte ’s Annele, „da könnt Ihr ja gar nicht alle unterkommen.“

„Davon wird auch wohl keine Rede sein“, lächelte Xaver. „Wir werden unter freiem Himmel biwakieren.“

„Unter freiem Himmel! Aber die Nächte sind ja jetzt schon so kalt.“

„Nun das ist noch nicht das Schlimmste“, meinte der Hofkammerrat und der Förster setzte hinzu: „In Watte wickeln kann man die Soldaten nicht.“ Der kleine Sekretär aber brachte eine große Flasche zum Vorschein und reichte dieselbe Georg Plinganser. „Das wärmt“, sagte er dabei mit einer Stimme, welche jeden Augenblick umzuschlagen drohte, „das wärmt, es ist echter Schwarzwälder Kirschengeist, nicht so ein welscher, süßer Likör. Laß ihn Dir gut schmecken am Wachtfeuer und gut bekommen.“

Auch Xaver erhielt eine gleiche Flasche, während der Sekretär fortfuhr: „Daß Ihr Euch vor den kaiserlichen Kugeln hüten sollt, sage ich Euch nicht, wenn es auch schrecklich traurig ist, daß es deutsche Kugeln sind, denen Ihr Euer Leben aussetzt.“

„Aber wenn es nicht unbedingt nötig ist, sollen sie sich überhaupt keiner Gefahr aussetzen“, warf ’s Annele schluchzend ein. „Ich bitte Dich, Xaver, sei

recht vorsichtig und denke an Deine Mutter und an — an — uns überhaupt und Du auch Georg. Ihr braucht gar nicht immer hinzulaufen, wo es am schrecklichsten zugeht. Das ist durchaus nicht nötig und wer sich in Gefahr begiebt, kommt darin um."

„Wofür Ihr Euch aber hüten sollt", fuhr Lehmus zu Georg gewandt fort, da Xaver ganz vom Annele in Beschlag genommen war, „wofür Ihr Euch aber hüten sollt, das sind unsere lieben Alliierten. Haltet Euch die Franzmänner möglichst vom Halse und bleibt brav für Euch. Gutes könnt Ihr doch nicht von ihnen lernen, aber Schlimmes genug. Und im übrigen —"

Es war den jungen Leuten nicht unangenehm, daß die Trompeten eben jetzt zum Aufsitzen bliesen und sie dadurch den weiteren Ratschlägen des Vetters und des weichherzigen Annele entzogen. Auch zu einem thränenreichen Abschied blieb nicht viel Zeit, ein warmer Händedruck, eine kurze Umarmung, dann eilten sie zu ihren Pferden und saßen im nächsten Augenblick droben. Ordonnanzen drängten das umstehende Publikum zurück, die Offiziere ritten musternd die Fronten hinunter, Adjutanten sprengten hin und her, ungeduldig schnaubten die Pferde und schlugen mit dem Huf den Boden. Dann ein helles lauttönendes Kommando und das Regiment steht wie eine Mauer — ein zweites Kommando, die Züge schwenken rechts, der Kommandeur galoppiert an die Tete, die Trompeten schmettern einen lustigen Marsch — „Lebt wohl" — „Hurra" — „Auf Wiedersehn" — tönt es aus der Menge bunt durcheinander — Hüte und Tücher werden hoch in die Luft geschwenkt —

und bald bezeichnet nur noch eine lange, weiße Staubwolke den Blicken der Nachschauenden das stolze Regiment.

In den Höfen und auf den Treppen und Korridoren der Kurfürstlichen Residenz herrschte an diesem Tage ein buntes Treiben. Sporenklirrende Offiziere in bayrischen und französischen Uniformen, Adjutanten und Ordonnanzen der verschiedensten Regimenter, Generale in goldstrotzenden Röcken und dazwischen einzelne Hofdiener und Beamte, alle eilten geschäftig hin und her, kamen und gingen, fragten und antworteten und machten aus dem sonst in vornehm ruhiger Abgeschlossenheit daliegenden Palast ein lärmendes Feldlager.

Den Mittelpunkt des Treibens bildete der Herkules-Saal, von welchem der Eingang in die kurfürstliche Appartements führte. Hier warteten die Adjutanten mit ihren Meldungen, bis die Reihe an sie kam, beim Chef der „Operations-Kanzlei“[1], Feldmarschall d'Arco, einzutreten, hier die Zahl derjenigen, welche zur Audienz befohlen waren und die große Menge derer, welche der Dienst und oft auch nur die Neugierde hier fesselten. Die halblaut geführte Unterhaltung schwirrte und summte durch den weiten Saal, durch dessen hohe Fenster die Septembersonne lachend hereinschien und sich tausendfach spiegelte in all den blitzenden Waffen, Schnüren und Tressen, die ihre Strahlen blitzend zurückwarfen. Wie so manches jugendfrische Antlitz, wie so manche kräftige

1) Entspricht etwa dem modernen Generalstab.

Männergestalt überglänzte sie heute noch, welche bald der kühle Rasen für immer ihren Strahlen entziehen sollte! —

— „Ist es wahr", fragte in französischer Sprache ein Offizier in der geschmackvollen Uniform der Haustruppen Ludwigs XIV. einen Adjutanten, welchen die silbernen Fangschnüre als Mitglied der „Operations-Kanzlei" bezeichneten, „ist es wahr, daß die Goddams mit ihren langweiligen Vettern, den holländischen Heringskrämern unserm braven, alten Boufleur Lüttich entrissen haben?"

„Es scheint sich zu bestätigen, Baron Montesquieu. Die Holländer sind übrigens nicht dabei gewesen. Sie haben so lange Kriegsrat gehalten, bis es Graf Marlborough zu langweilig wurde und er mit seinen Britten allein auf Lüttich marschierte, übereinstimmenden Berichten nach mit großem Erfolg."

„Graf Marlborough wird uns noch viel zu schaffen machen", warf der Oberst Roussillon vom Regiment Artois ein. „Ich sah ihn in früheren Jahren in Paris, als er noch den simplen Namen Churchill führte. Selbst am Hofe von Versailles konnte man lange suchen, bis man einen so eleganten Kavalier, einen so gewandten Reiter und Fechter, einen so scharfsinnigen Kopf fand. Er wird uns noch zu thun machen."

„Besonders wenn man ihm Generale wie den kleinen Bourgogne gegenüberstellt", lachte der junge Montesquieu. „Wenn Boufleur wirklich Unglück gehabt hat, bin ich davon überzeugt, daß sein Vorgesetzter Bourgogne daran schuld ist, dieser beschränkte Prinz,

dem nur sein blaues Blut zum Kommandostab verholfen hat."[1]

„Der Enkel unseres Königs wird ohne Zweifel seine Pflicht gethan haben", korrigierte Oberst Roussillon den jungen Offizier mit einem strengen Blick. „Jedenfalls sind wir nicht dazu berufen, einen Prinzen von Geblüt zu kritisieren, welchen das Vertrauen Seiner Majestät auf einen so wichtigen Posten gestellt hat."

Das hübsche Gesicht des Zurechtgewiesenen färbte sich dunkelrot bis unter die Wurzeln des leicht gepuderten Haares. Wie schwer es ihm wurde, eine heftige Entgegnung zurückzuhalten, sah man daran, wie er die Unterlippe zwischen die Zähne klemmte und wie er mit der weißen, wohlgepflegten Hand nervös an seinem Spitzenhalstuch hin und her zog. Aber die militärische Disziplin siegte. Auch kam ihm der Adjutant zu Hilfe, welcher einem vorübergehenden Offizier der Leibkürassiere zurief: „Sieh da, Beich. Grüß Gott, alter Freund! Was führt Euch hierher?"

„Guten Morgen, Pechmann. Ich muß mich in meiner neuen Charge melden. Wie findet Ihr, daß mir der Küraß sitzt?"

„Vortrefflich, als hättet Ihr ihn von Jugend auf getragen."

---

1) Im Jahre 1703 kommandierten die französischen Truppen in den Niederlanden Marschall Boufleur und der Herzog von Bourgogne. Dem letzteren, welcher als Prinz von Geblüt den Oberbefehl führte, maß man vor allen die französischen Mißerfolge bei.

Beich war näher getreten, hatte dem Adjutanten die Hand geschüttelt und den beiden Franzosen eine förmliche Verbeugung gemacht, welche ebenso steif erwidert wurde. Das diplomatisch geschulte Mitglied der Operations-Kanzlei beeilte sich eine Annäherung herbeizuführen.

„Der kunstsinnige Baron von Roussillon", wandte er sich an den französischen Obersten, „wird wahrscheinlich in diesem Rock einen der berühmtesten Maler unseres Landes nicht wieder erkennen, Franz Beich, welcher die Thaten Seiner Kurfürstlichen Durchlaucht in den Türkenkriegen mit seinem Pinsel verewigt hat."

„Ah! Monsieur de Beige", sagte Roussillon höflich, „Euer Ruf ist weit über die Grenzen Bayerns hinausgedrungen und wir können stolz darauf sein, daß Ihr uns an die Donau begleiten wollt. Hoffentlich werden wir Euch dort ebenso ruhmvolle Vorwürfe für Euren Pinsel liefern, wie die tapfere, bayrische Armee in Ungarn und Bosnien."

„Meine Hand wird diesmal nicht den Pinsel führen, sondern den Degen", erwiderte Beich ziemlich kurz.

„Wie, ist das Euer Ernst? Wollt Ihr wirklich Dienst thun?" fragte der Adjutant v. Pechmann. „Ich glaubte Eure Ernennung zum Rittmeister sei nur eine Form, Euch dem Hauptquartier zu attachieren und Eurem Künstlerauge so die beste Gelegenheit zur Beobachtung zu geben."

Beich schüttelte den Kopf. „Glaubt Ihr, ich trüge dieses Ehrenkleid zur Maskerade? Dazu solltet Ihr mich besser kennen."

„Rittmeister Beich, Ihr seid an der Reihe“, unterbrach ein hinzutretender Flügeladjutant das Gespräch. Der Künstler folgte demselben, um nach einer Minute dem Kurfürsten gegenüberzustehen.

„Ihr habt mich um eine, wenn auch nur kurze, Privataudienz bitten lassen, mein lieber Beich“, trat ihm der Fürst entgegen, „ich habe sie Euch bewilligt, obgleich ich mit Geschäften überhäuft bin. Was wünscht Ihr?“

„Unterthänigsten Dank für diese Gnade, Kurfürstliche Durchlaucht, zugleich aber auch die gehorsamste Bitte, gnädigst verzeihen zu wollen, wenn ich an eine jüngste, unliebsame, ja traurige Angelegenheit erinnern muß.“

„Tonnerre de tonnerres, Ihr fangt gut an. Heraus mit der Sprache!“

„Unter den Offizieren in der Ehrenberger Klause war auch ein Lieutenant v. Sandhorst.“

Das Antlitz des Fürsten färbte sich dunkel. „Was soll die Erinnerung?“ fragte er rauh.

„Er ist der einzige Sohn des alten Barons und der letzte seines Namens.“

„Ich weiß es, die Sache ist mir nahe gegangen, besonders des Vaters wegen. Aber was kann ich dabei thun?“

„Dem Sohn Gelegenheit geben, die Scharte auszuwetzen.“

„Ihm das Portepee zurückgeben? Das ist unmöglich. Er ist kriegsgerichtlich verurteilt, damit ist die Sache aus.“

„Für den Lieutenant v. Sandhorst — ja! Wenn aber Eure Durchlaucht dem Unglücklichen erlaubten, als Gemeiner unter fremdem Namen wieder in ein Regiment zu treten und so entweder mit seinem Herzblut auf dem Felde der Ehre die Schmach zu sühnen, welche er seiner Familie zugefügt hat, oder Gelegenheit zu finden, sich auszuzeichnen und Eure Gnade zu verdienen — dann würden Durchlaucht einem alten Freunde das bitterste Herzensweh lindern und dennoch weder der Gerechtigkeit noch der Ehre der Armee zu nahe treten."

Mit gerunzelter Stirn sah Max Emanuel zu Boden, herzklopfend harrte Beich seiner Entscheidung. Endlich erhob der Fürst den Blick. „Um des Vaters willen mag Euer Gesuch bewilligt sein", sagte er. „Aber die Sache bleibt unter uns, bis eine jener beiden Eventualitäten eingetreten ist, welche Ihr so eben erwähntet. Genug wenn die Familie davon erfährt. Das weitere werde ich durch d'Arco besorgen lassen. Wo ist Euer Schützling?"

„Ich halte ihn bei mir verborgen."

„Eh bien — so werdet Ihr noch vor heute Abend die betreffende Ordre erhalten. Adieu."

Dreizehntes Kapitel.

Haus Sandhorst.

Die kampfesmutigen bayrischen Regimenter mußten sich erst noch eine Zeitlang gedulden, ehe sie sich in offener Feldschlacht mit dem Feinde messen durften. Was ihrer zunächst wartete, waren Hunger und Durst, mühevolle Märsche und nasse Biwaks in kalter Herbstnacht.

Wir haben bereits erwähnt, daß Marschall Villars in seiner Stellung an der Donau zwischen Lauingen und Dillingen von der Übermacht des Grafen Styrum bedrängt wurde. Eigentlich gefährlich wurde aber die Lage des Marschalls erst, als auch der Generalissimus der Reichsarmee, Markgraf Ludwig von Baden, gegen ihn aus dem festen Lager bei Stollhofen am Oberrhein aufbrach. Dasselbe zu verteidigen überließ der Markgraf im Vertrauen auf die Energielosigkeit des ihm gegenüberstehenden französischen Marschalls Tallard nur wenigen Regimentern unter General von Thüngen, er selbst aber wandte sich mit 15000 Mann gegen die bayrische Grenze, erreichte in forcierten Märschen die Donau und zog auf Ulm.

Diese Nachricht veranlaßte Max Emanuel zur äußersten Beschleunigung seiner Vereinigung mit Villars. In der That ging dieselbe auch anstandslos vor sich, aber Markgraf Ludwig, der Fabius Cunctator der damaligen Heerführer, hatte den bayrischen Kurfürsten getäuscht, denn statt die Franko-Bavaren in ihrer Stel-

lung bei Lauingen mit Styrum vereint anzugreifen, zog er nur einige Regimenter des letzteren an sich, ging bei Ehingen oberhalb Ulm über die Donau und marschierte direkt auf das wichtige Augsburg, von wo er Iller-aufwärts die Verbindung mit den kaiserlichen Truppen in Tirol herzustellen hoffte.

Mit der freien Reichsstadt Augsburg hatte Max Emanuel in diesem Sommer vor seinem Aufbruch nach Tirol einen Neutralitäts-Vertrag abgeschlossen, in welchem er seinerseits versprach, die Stadt mit keinerlei Besatzung zu belegen, während Augsburg die Verpflichtung einging, dafür auch „kein kaiserliches oder anderes mit dem Kaiser alliiertes Volk“ einnehmen und zwei Ratsherren als Geiseln nach München schicken zu wollen. Gestützt auf diesen Vertrag verweigerte der Rat von Augsburg dem von Max Emanuel mit geringer Macht abgesandten Feldmarschall d'Arco, ihn aufzunehmen; war es doch die Politik der Reichsstädte jener Zeit, sich hinter ihren Mauern möglichst gegen die ringsum tobenden Zeitstürme abzuschließen. Auch im prächtigen „goldenen Saal“ des Augsburger Rathauses dachte man so zu handeln, aber es sollte anders kommen. Denn während der Rat noch mit d'Arco über dessen Aufnahme hin und her debattierte, erschien die Reichsarmee unter dem Markgrafen von Baden und griff unverweilt d'Arco an, welcher sich, gedrängt von einer erdrückenden Übermacht, fechtend auf Friedberg zurückziehen mußte. Zwar verweigerten die Augsburger Ratsherren nun auch dem kaiserlichen Generalissimus die Aufnahme; als dieser aber die stattliche Reihe seines schweren Geschützes auf-

fahren ließ und drohte, sofort mit dem Bombardement zu beginnen, gab der wohlweise Rat nach und Ludwig von Baden hielt durch das Gögginger Thor seinen triumphierenden Einzug in die alte freie Reichsstadt.

Auf die Kunde hiervon beschloß Max Emanuel sofort, den Markgrafen aus dieser drohenden Flankenstellung zu vertreiben. Die bayrischen Truppen, noch erschöpft durch den Gewaltmarsch von München an die Donau, mußten von neuem aufbrechen, um das Lechfeld zu erreichen. Styrum gegenüber blieb bei Dillingen nur der Marquis d'Usson mit einigen französischen Regimentern zurück. Aber vor Augsburg angekommen, versuchte der Kurfürst vergeblich Ludwig von Baden zu einer Schlacht zu verlocken. Der Markgraf kannte den Zustand der von ihm befehligten Reichsarmee selbst am besten. Zählten doch die Kriegsherren nach Hunderten, deren Kontingente diesen buntscheckigen Heereskörper bildeten — so waren z. B. an einem einzigen Reiterregiment fünfzig schwäbische Städte als Ausrüstende beteiligt. Dabei steckten die Regimenter voll ungedrillten, landläuferischen Gesindels, während die Offiziere von den ausrüstenden Ständen und nicht selten von mehreren ausrüstenden Ständen zusammen auf Gunst oder auch auf Bestechung hin ernannt waren und zum größten Teil jeder Vorbildung zu ihrem Beruf entbehrten. Kleidung, Munition, Löhnung und Verpflegung, alles war so bunt und mangelhaft, wie möglich. Mit solchen Truppen ließ sich keine offene Feldschlacht wagen, die waren höchstens hinter Schanzen und festen Mauern zu verwenden. Daher blieb Ludwig von Baden trotz

aller Herausforderungen der Bayern hübsch ruhig hinter den Augsburger Wällen, konnte er es doch in der reichen und wohlverproviantierten Stadt recht bequem aushalten, während die Bayern draußen auf dem öden Lechfelde Mangel an allem litten.

Max Emanuel erkannte klar das Bedenkliche seiner Lage. Er sah sein tapferes Heer durch Hunger, Nässe und Kälte zusammenschmelzen — die Truppen murrten nicht, aber ihre Aufopferung brachte auch nicht den geringsten Nutzen. So durfte der diesjährige Feldzug nicht zu Ende gehn, der Kurfürst konnte den Feind nicht in Stellungen lassen, aus welchen derselbe von zwei Seiten her seine Erblande bedrohte. Eine von den beiden kaiserlichen Armeeen, entweder die des Markgrafen oder diejenige Styrums, mußte noch vor Anbruch des Winters zurückgeworfen oder womöglich vernichtet werden. Und da der Marquis d'Usson jetzt meldete, daß Styrum, verstärkt durch das kursächsische Reichskontingent unter Graf von der Schulenburg und einige brandenburgisch-preußische Regimenter unter Leopold von Dessau, von neuem vorzudringen beginne, entschloß sich Max Emanuel an die Donau zurückzumarschieren, um Styrum eine Schlacht anzubieten. Er traf mit d'Usson die nötigen Verabredungen, ließ zur Beobachtung Augsburgs und des Markgrafen eine geringe Macht zurück und dann ging es wiederum in forcierten Märschen dem Donaustrom zu.

Von all diesen Ereignissen, diesem Hin- und Hermarschieren, diesen Strapazen und diesen Entbehrungen drang kaum eine Kunde nach München, geschweige denn

nach Schleißheim und Haus Sandhorst. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts gab es ebensowenig Kriegskorrespondenten als Telegramme, nur wenn ein Hauptschlag geschehen, eine große Entscheidung gefallen war, verbreitete sich davon die Nachricht — aber auch nur langsam — durch Flugblätter oder die offiziellen Bekanntmachungen des Siegers. So war denn auch das letzte, was man in Sandhorst von der Armee gehört hatte, die Kunde gewesen, welche Beich brieflich Franziska noch vor dem Ausmarsch hatte zukommen lassen, daß der Kurfürst den Wiedereintritt Eugens in das Heer — wenn auch nur als gemeiner Musketier und unter fremdem Namen — genehmigt habe. Zunächst war Franziska durch diese Mitteilung enttäuscht. Sie gestand sich, daß sie mehr erwartet hatte, nicht eben in bestimmten Vorstellungen, aber in unbestimmter Ahnung. Ihr Vertrauen zu Beichs Können war so grenzenlos, daß ihre Hoffnungen für Eugens Schicksal den höchsten Flug genommen hatten, nachdem er seine Verwendung zugesagt und daß jetzt das, was er wirklich erreicht, ihr fast als ein Mißlingen erschien. Aber dasselbe Gefühl, welches ihre Hoffnungen so hoch gesteigert, half ihr jetzt auch ihre Enttäuschung überwinden. Wenn es Beich nicht gelungen war, einen größeren Erfolg zu erzielen, sagte sie sich, so hätte es auch keinem anderen gelingen können, und wenn er dies Resultat als ein günstiges rühmte, konnte und mußte man auch überzeugt sein, daß dem so war und daß wenigstens ein glücklicher Anfang gemacht war, das Schicksal ihres armen Bruders wieder in bessere Bahnen zu lenken.

Gedanken wärmsten Dankes und innigster Liebe flogen über die stillen Föhrenwälder, über braune Heide und grüne Wiesen zu der staubigen Landstraße hinüber, auf welcher jetzt wohl der Geliebte marschierte, entgegen dem Donner der Schlacht und den tausendfältigen Gefahren des Krieges. Aber Franziska vertraute den himmlischen Mächten, welche ihre Herzen zu einander geführt, daß sie auch den Geliebten unversehrt in ihre Arme zurückgeleiten würden. Hatte denn nicht gerade diese letzte Zeit voll bittersten Wehs, diese Wochen, welche über das Haus Sandhorst ein Unglück gebracht hatten, wie das alte Haus noch keins gesehen, hatten nicht eben sie ihre Herzen zusammengekittet, daß es jetzt keine Trennung mehr für sie geben konnte. Ausgesprochen war das freilich nicht zwischen ihnen, wenigstens nicht in Worten, diese beiden Menschen konnten nicht von ihrem Glück sprechen, wenn um sie her Elend herrschte, aber dennoch hatte das Gefühl einen Ausdruck gefunden in dem Verhältnis, welches sich zwischen ihnen gebildet, in diesem unbedingten, gegenseitigen Vertrauen, in dieser gegenseitigen Unterstützung, sich selbst und den anderen zu helfen. Es war Franziska oft, als habe eine solche Zeit kommen müssen, um sie Beichs ganzen Wert erkennen zu lernen. Jeder Eitelkeit bar, aber doch voll edelsten Ehrgeizes, begabt mit kräftigem Willen und herrlichem Können, so hatte sie ihn auch schon früher erkannt, aber die Herzensmilde, welche sich mit diesem festen Charakter paarte, die Selbstlosigkeit und diese echt männliche Ruhe im Sturm des Unglücks, welche mit scharfem Blick schnell das Richtige erkannte

und mit kühler Entschlossenheit die Ausführung desselben erzwang, diese andere Seite seiner Natur waren erst jetzt ihr zum Bewußtsein gekommen. Und hoch schlug ihr Herz, wenn sie dachte, daß dieser Mann sie zur Gefährtin seines Lebens gewählt, so mutvoll, daß Zweifel und Verzagen keinen Eingang in dasselbe finden konnten, sondern freundliche Hoffnungen ihr die Zukunft im lichten Glanze erscheinen ließen.

Unter solchen Gedanken saß sie — wie so oft in der letzten Zeit — an einem Nachmittage gegen Ende September auf ihrem Lieblingsplatze. Nicht wie damals, als wir vor etwa einem Jahre Franziska auf dem Balkon des Sandhorster Herrenhauses fanden, war es heute eine kunstvolle Stickerei, welche sie beschäftigte, es waren leinene Binden und Kompressen, welche sie für das Lazarett anfertigte, das die Ursulinerinnen in den weiten und luftigen Räumen des alten Schleißheimer Schlosses hatten errichten dürfen. Unverwandt hafteten ihre Augen auf der Arbeit, erst die alte Beschließerin, welche auf den Balkon hinaustrat, ließ sie aufsehn.

„Was giebt es Brigitte?" fragte Franziska freundlich.

„Es ist eine Fremde drunten, welche Euch zu sprechen wünscht."

„Wie heißt sie? Was wünscht sie?"

„Ihr werdet erstaunt sein, sie zu sehen, Baronin", entgegnete Brigitte. „Ich traute meinen Augen nicht, als ich die Dame in dem Gewande erblickte, welches sie heute trägt. Es ist Fräulein v. Heydom als barmherzige Schwester."

„Josephine“, rief Franziska und Leichenblässe bedeckte bei dem Namen ihr Antlitz. Eine innere Stimme sagte ihr, daß es keine gute Nachricht sein könnte, welche Josephine nach Sandhorst zu bringen hätte.

Schnell erhob sie sich und eilte über die Treppe in den Vorsaal hinab, wo sie die Nonne ihrer wartend fand. Mit dem Ausrufe — „Meine teure, liebe, arme Josephine! Welch' ein Wiedersehn!“ schloß sie dieselbe in ihre Arme und eng hielten sich die beiden Freundinnen einige Sekunden umschlungen.

„Gott giebt niemandem mehr zu tragen, als er zu tragen vermag“, sagte Josephine mit leiser, zitternder Stimme, indem sie sich aus Franziskas Umarmung löste und den thränenfeuchten Blick zur Freundin erhob. „Auch ich habe nach schwerem Kampfe gelernt, in Demut mein Kreuz zu tragen. Und auch Du wirst es lernen, liebste Freundin. Denn es ist keine freudige Botschaft, welche ich in Euer Haus bringe.“

Franziska preßte die Hand der Nonne. „Sage mir alles“, flüsterte sie, „ich bin bereit, das Schlimmste zu hören.“

„Eugen ist gefallen.“

„Also dennoch“, schluchzte Franziska, indem sie das Tuch vor die Augen preßte, um die übermächtig hervorbrechenden Thränen zu verbergen. Aber mit festem Willen ihren Schmerz niederkämpfend, trocknete sie die Thränenspuren und setzte nach einer kleinen Pause mit leiser, jedoch fester Stimme hinzu: „Bitte, komme mit herauf, dort magst Du mir erzählen, wie und wo es geschehen ist.“

Josephine wollte der Aufforderung Folge leisten, aber in diesem Augenblick wurde die Thür des Vorsaals geöffnet und im Rahmen derselben erschien die Hünengestalt des alten Sandhorst.

Mit verwunderten Blicken betrachtete er die beiden jungen Mädchen, Franziska machte einige Schritte auf ihn zu, aber ehe sie noch den Mund geöffnet, mußte der Oberst wohl erraten haben, was Josephinens Erscheinen in diesem Gewande in seinem Hause zu bedeuten hatte. „Du bringst uns Nachrichten aus dem Felde?“ fragte er, der Nonne mit freundlichem Ernst zunickend.

Da hing Franziska an seinem Halse und, das Haupt an seiner breiten Brust verbergend, flüsterte sie, während von neuem ihre Thränen hervorbrachen: „Eugen ist gefallen, Vater.“

„Auf dem Felde der Ehre?“ fragte der Veteran, indem er leicht mit der Hand über den lockigen Scheitel seiner Tochter strich.

„Auf dem Felde der Ehre“, erwiderte Josephine mit tiefem Ernst, „und nach dem eigenen Zeugnis seines Kurfürsten als tapferer Soldat.“

Der Oberst richtete Franziskas Kopf in die Höhe und drückte einen Kuß auf ihre Lippen. Dann zog er ihren Arm durch den seinen und sagte mit einer bei ihm ganz ungewohnten Weichheit: „Wir wollen zu mir hineingehen, mein Kind. Dort soll uns Josephine erzählen, wie der Hergang war.“

Sie thaten nach seinem Wunsch. „Es war vor vier Tagen“, begann Josephine ihren Bericht mit leiser,

zitternder Stimme, während der Freiherr mit großen Schritten im Gemach auf und nieder ging und Franziska still weinend am Fenster lehnte — „es war vor vier Tagen, am 20. September, da hat Kurfürst Max Emanuel bei Höchstädt an der Donau über die Kaiserlichen unter Feldmarschall Styrum einen glänzenden Sieg erfochten.[1] Erst unter den Mauern Nördlingens hat Styrum seine Armee wieder sammeln können und seine ganze Artillerie, viele Fahnen und mehrere tausend Gefangene in den Händen der Bayern zurücklassen müssen."

Der Veteran hielt in seiner Wanderung inne. „Gott sei gelobt für diesen Sieg der bayrischen Waffen", sagte er feierlich. „Diese Freude gönne ich meinem kurfürstlichen Herrn."

„Nächst Gottes Hilfe verdankt der Kurfürst den Sieg seiner eigenen Umsicht und der Tapferkeit der bayrischen Truppen", fuhr Josephine fort. „Denn leicht hätte der Tag einen bösen Ausgang nehmen können. Es war nämlich bestimmt, daß die Österreicher von zwei Seiten angegriffen werden sollten. Die Donau aufwärts sollte der französische General Marquis d'Usson mit seinem Corps heranziehen und von der anderen Seite wollte der Kurfürst selbst mit Marschall Villars

1) Um Verwechselungen vorzubeugen, bemerkt der Verfasser, daß hier die erste Schlacht bei Höchstädt im Jahre 1703 gemeint ist, nicht diejenige des Jahres 1704, in welcher Max Emanuel den vereinigten Waffen des Prinzen Eugen und Marlboroughs unterlag.

sie bedrängen. Drei Kanonenschüsse sollten das Zeichen zum gemeinsamen Angriffe geben. Nun wollte es aber der Zufall, daß die Kaiserlichen in der Morgenfrühe ebenfalls drei Schüsse abfeuerten, um durch dieses Zeichen ihre zum Fouragieren entsandten Abteilungen zurückzurufen, Marquis d'Usson aber hielt das für das Signal zum Angriffe, ließ seine Truppen avancieren und bemerkte erst, als das Gefecht schon entriert, daß die Armee Max Emanuels noch nicht heran war und er somit allein dem ganzen kaiserlichen Heere gegenüber stand. Darüber erschrocken, verlor er den Kopf, war nur noch bestrebt, seine bereits engagierten Regimenter mit möglichst geringem Verlust aus dem Gefecht zurückzuziehen und marschierte mit ihnen ohne Aufenthalt nach Dillingen zurück. So kam es, daß Max Emanuel, als er nach einem forcierten Nachtmarsch bald nachher auf dem Schlachtfelde eintraf, nunmehr mit seiner Abteilung allein den Kampf aufnehmen mußte. Und dennoch wurde der Sieg erkämpft. Euer altes Regiment der Leib-Kürassiere, Onkel Sandhorst, hat sich an diesem Tage mit Ruhm bedeckt. Die schönsten Lorbeeren aber errang sich das Infanterie-Regiment Degenfeld."

„In dem Regiment hat Eugen gedient", warf Franziska ein, indem sie sich hastig umwandte.

„So ist es", bestätigte Josephine. „Unter dem Namen Ernst Fleck hatte ihn der Kurfürst als gemeinen Musketier in dies Regiment eingereiht, um ihm so Gelegenheit zu geben, den Flecken, welchen er dem Wappen Eurer Familie zugefügt, wieder auszulöschen. Und diese Aufgabe hat er gelöst. Den Hauptstützpunkt

der feindlichen Linie bildete das feste Schloß Schwenningen. Mit der äußersten Zähigkeit hielt die Besatzung, welche aus Brandenburgern unter dem Herzog Leopold von Dessau bestand, diesen wichtigen Punkt fest. Dreimal war das bayrische Regiment Merci mit der größten Bravour dagegen vorgegangen, die Salven der hinter der festen Parkmauer gedeckt stehenden Verteidiger und der Kugelregen, welcher aus den Fenstern des Schlosses selbst auf die Angreifer niederprasselte, hatte das Regiment jedesmal wieder zurückgetrieben. Dasselbe mußte in die Reserve zurückgezogen werden und an seine Stelle traten die Regimenter Kurprinz und Degenfeld.

Aber auch diese hatten zunächst keinen bessern Erfolg. Zwar drangen sie bis an die Parkmauer vor und über dieselbe hinüber wütete der Kampf mit Kolben und Bajonett. Aber in den Park einzudringen vermochten die Bayern nicht, und schon begannen ihre Reihen sich wiederum zu lockern und zurückzuweichen, der Fahnenträger des Regiments Degenfeld fiel, das Feldzeichen verschwand im Getümmel, immer allgemeiner wurde das Retirieren, da sah man plötzlich die Fahne wieder auftauchen, ein einzelner Musketier schwang sie in der Rechten und eilte mit den Worten — „Mir nach Kameraden, ein Hundsfott, wer seine Fahne verläßt“ — auf das Parkthor von Schwenningen zu. Das wirkte! In hellen Haufen stürzen ihm die Degenfelder nach, das Thor wird gesprengt und ein Strom Bayern wälzt sich in den Park. Schnell ist derselbe von ihnen überflutet, die überraschten Brandenburger ziehen sich ins Schloß zurück, aber mit ihnen

dringen auch die Bayern ein, durch alle Zimmer und Korridore, über alle Treppen wütet der Kampf, langsam nur weichen die Brandenburger, aber endlich werden sie hinausgedrängt und Schwenningen ist erstürmt."

Mit fieberhafter Spannung hingen des Freiherrn und Franziskas Augen an Josephinens Lippen, welche langsam und noch leiser als bisher fortfuhr: „Ich habe natürlich das alles nicht selbst gesehen, sondern mir nur erzählen lassen. Als das Schloß genommen war und die kaiserlichen Reihen weiter und weiter zurückwichen, eilten wir Schwestern mit den Ärzten und Krankenträgern in den Park, um den Verwundeten Hilfe zu bringen. Da hörte ich, wie mir aus einem Boskett eine Stimme zurief: „Josephine!" Als ich mich umwandte, erkannte ich Eugen und beugte mich zu ihm nieder. Aber so gering auch erst meine Kenntnisse in der Chirurgie sind, so mußte ich mich doch sofort davon überzeugen, daß hier keine Rettung mehr möglich war und daß seine Lebenszeit nur noch nach Minuten gemessen werden durfte. Er drückte meine Hand und flüsterte kaum vernehmbar: „Bring meinen letzten Gruß an den Vater und an Franziska." Ich versprach ihm das und suchte ihn in eine bequemere Lage zu bringen und lehnte seinen Kopf gegen meine Schulter. Da wurde am Parkthor der Kurfürst mit seiner Suite sichtbar, welcher sich vom Kommandeur des Regiments Degenfeld über die Erstürmung des Schlosses Bericht erstatten ließ. Und als der letztere des Musketiers erwähnte, der seinen Kameraden so mutvoll die Fahne vorangetragen, fragte Max Emanuel: „Wißt Ihr den Namen des Tapfern?"

„Durchlaucht zu Befehl, Ernst Fleck“, lautete die Antwort.

Ich fühlte, wie Eugen bei den Worten zusammenzuckte, und war ihm behilflich, sich noch etwas höher aufzurichten. Der Kurfürst aber wandte sich bei dem Namen zu seiner Suite um und sagte mit seiner weithintönenden Stimme: „Unter dem Namen Ernst Fleck diente als einfacher Musketier im Regiment Degenfeld der wegen der Ehrenberger Affaire kassierte Lieutenant Eugen v. Sandhorst. Am heutigen Tage hat er seine Schuld gesühnt. Der Lieutenant v. Sandhorst ist hiermit rehabilitiert, und es soll aufgezeichnet werden im Tagebuch des Regiments, daß er sich um seinen Fürsten verdient gemacht hat.“

In fast überirdischem Glanze leuchteten Eugens Augen, als diese Worte an sein Ohr schlugen. „Sag es dem Vater“, hauchte er und preßte krampfhaft meine Hand. Ein Zittern lief durch seinen Körper, dann war es vorüber.“

Franziska war am Fenster in die Kniee gesunken in stillem Gebet. Mitten im Zimmer stand der alte Freiherr, die Hände gefaltet, den Blick nach oben gerichtet. Wie aus Erz gegossen war die hünenhafte Gestalt, kein Zittern, kein Beben, ruhig und fest in sich selbst — aber

„Wie beim Sonnenuntergange
Hier und dort vom Saatgefild
Still waldeinwärts schleicht das Wild:
Also von des Vaters Wange
Flüchtet in den Bart hinab
Still die scheue Männerzähre.“ —

* *
*

Mit der Schlacht bei Höchstädt war der Feldzug des Jahres 1703 im wesentlichen beendigt und zwar in einer Weise, mit welcher Max Emanuel wohl zufrieden sein konnte. War der Kurfürst auch in der Offensive gegen Tirol nicht glücklich gewesen, so hatte er es doch vermocht, die Grenzen seines eigenen langgedehnten Gebiets von Passau bis Memmingen zu schützen und dem Feinde zum Schluß noch einen Schlag zu versetzen, welcher dessen Armee der Auflösung nahe brachte und ganz Franken vor dem Bayernfürsten erzittern ließ.[1]

Nach der Sitte der damaligen Zeit bezogen beide Heere die Winterquartiere. Der billigeren Verpflegung wegen wurden die Mannschaften der bayrischen Regimenter zum größten Teil nach Hause geschickt, während die Offiziere auf Urlaub gingen. Auch Franz Beich schnallte Küraß und Pallasch, welche er mit Ehren bei Höchstädt getragen hatte, ab, um wieder zu Pinsel und Palette zu greifen, und zwar diesmal für immer. Denn die Gefahr für Fürst und Vaterland, um derentwillen auch er sich im August in die Armee hatte einreihen lassen, schien ja durch die so außerordentliche glückliche Entscheidung bei Höchstädt beseitigt zu sein. —

1) Dies geht nicht nur aus dem offiziellen bayrischen Schlachtbericht hervor, sondern auch aus der Relation des unterlegenen Maschall Styrum selbst (d. d. Nördlingen, den 21. Sept. 1703) an den Markgrafen Ludwig von Baden und aus dem Briefe des Grafen Palfy an den Prinzen Eugen von Savoyen vom 26. Sept. 1703. (Buchner, Geschichte von Bayern, 9. Buch, 2. Abschnitt.) Auch die entscheidende Bedeutung der Eroberung von Schwenningen wird hier erwähnt.

Der Oktober nahte bereits seinem Ende und der November kam mit starken Schritten heran, sein Nahen durch jene Stürme verkündend, welche um diese Jahres-zeit Wald und Feld die letzten Reste der sommerlichen Herrlichkeit zu entreißen pflegen. Dazwischen hinein rauschten gewaltige Regenströme hernieder und in den Morgenstunden verhüllten weithin düstere Nebelschleier die Schleißheimer Ebene mit ihren Stoppelfeldern und frisch umgepflügten Äckern, mit ihren braunen Heide-strecken und lang gedehnten Föhrenwäldern. Erst wenn der Tag zu Ende ging, zeigte der Himmel wieder ein freundlicheres Gesicht und die sich zum Untergange nei-gende Sonne überschüttete dann zum Abschied wohl noch einmal die weiten Fluren mit der ganzen Fülle ihres leuchtenden Glanzes.

An einem solchen Spätherbst-Abende war es, als Franz Veich mit dem Oberst v. Sandhorst von der Jagd zurückkehrte. Der Hofmaler hatte den Baron mit Rat und That unterstützt, als dieser in das Feld-lager gereist war, um die Leiche Eugens aufzusuchen und sie in das Erbbegräbnis in dem stillen Tannen-walde zu überführen, in welchem seit Jahrhunderten die Sandhorsts den ewigen Schlaf schliefen. Mit Veichs Hilfe und nicht minder durch Josephinens Umsicht, welche, noch ehe sie nach der Schlacht ihren traurigen Botengang angetreten, dahin zielende Vorkehrungen getroffen hatte, war dem Freiherrn dies wahrlich nicht leichte Unternehmen geglückt, aber während Josephine ihren Samariter-Dienst in den Höchstädter Lazaretten wieder aufnahm, hatte Veich mit dem Obersten die

Leiche bis nach Sandhorst begleitet und war auf dessen Einladung auch nach der Beisetzung noch einige Zeit dort geblieben.

Die Männer waren den uns wohlbekannten Pfad am Bache hinaufgegangen, in einem nur selten durch eine kurze Bemerkung unterbrochenen Stillschweigen, jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Aber als sie jetzt aus dem Walde heraustraten und die Landstraße erreichten, blieb der Oberst stehen, stieß mit einer heftigen Bewegung den Kolben seiner Büchse auf die Erde und sagte: „Nun rückt 'mal mit der Sprache heraus, Hofmaler. Weshalb wollt Ihr jetzt durchaus nach München zurück und warum in aller Welt bleibt Ihr nicht wie im vorigen Jahre, den Winter über hier in Schleißheim? Hat es Euch damals nicht gefallen? Wir haben doch so manche behagliche Stunde mit einander verlebt, an die ich noch immer mit Vergnügen zurückdenke. Und — weiß Gott! — in diesem Winter könnte ich Eure Gesellschaft noch besser brauchen."

Beich antwortete nicht sogleich, sondern sah erst mit einem langen Blicke nach dem weißen Herrenhause jenseits der Straße hinüber. Dann atmete er tief auf und erwiderte mit bewegter Stimme: „Eurer offenen Frage gebührt eine offene Antwort, Herr Oberst. Was mich forttreibt von hier, ist mein Herz und mein Gewissen."

„Hab' ich's mir doch gedacht", rief Sandhorst ingrimmig, „daß irgend so ein verfluchter hübscher Mädchenkopf Euch nach München zieht."

„Ihr irrt, Herr Oberst, so liegt die Sache nicht, wenn ich auch nicht leugnen will, daß ich in zwei nur

gar zu schöne Augen gesehen habe. Aber dieses holde Augenpaar ist hier, nicht in München —"

„Und dennoch wollt Ihr fort?" fragte der Baron mit einem jovialen Lachen. „Ihr seid ein sonderbarer Bursche! Sonst ist es doch nicht die Art von Euch Malern, vor zwei Feuersternen in einem niedlichen Gesichtchen davonzulaufen."

„Aber wenn nun die Besitzerin besagter Sterne selbst uns zum Rückzug zwingt?"

„Zum Teufel! Nicht jede Attacke gelingt zum ersten Mal. Dann rangiert man sich, eine kurze Pause — und der zweite Angriff belohnt die Ausdauer des Unverzagten."

Wiederum sah Beich mit einem langen Blicke nach Haus Sandhorst hinüber und atmete tief auf, ehe er mit großem Ernst sagte: „Auf diese Weise kommen wir nicht zum Ziele, Herr Oberst. Es handelt sich um die Baronin Franziska."

Der Freiherr pfiff durch die Zähne. „Ah! Um meine Tochter?"

„Um niemand anders! Laßt mich darüber schweigen, wie rein und innig das Gefühl ist, was in mir für sie lebt, auch darüber, wie es entstanden, wie es gewachsen ist zu der Flamme, welche jetzt mein ganzes Sein durchglüht. Aber seit wenigen Tagen weiß ich auch, daß meine Liebe erwidert wird. Und zugleich mit diesem holden Geständnis sprach Franziska die Bitte aus, ich möchte Schleißheim verlassen. In einem so innigen und demnach Euch unbekannten Verhältnis mit mir unter ein und demselben Dache fortzuleben, sei ihr

unmöglich. Jetzt aber sei nicht der Moment, Euch unsern Herzensbund zu entdecken, nur die Zeit könne die vorhandenen Gegensätze ausgleichen. Niemals werde sie mich aufgeben und die Liebe zu mir auf Euren Befehl ersticken, aber eben jetzt Euch durch einen noch so gerechtfertigten Ungehorsam zu kränken, widerstreite nicht nur ihrem Gewissen, sondern auch ihrer Kindesliebe. O, Herr Oberst, mit wie zarten und doch unzerreißbaren Ranken diese Kindesliebe Euch umschlingt, das wißt Ihr selbst kaum. Darum folgte ich auch Franziskas Bitten, wenn auch nur widerstrebend, denn — offen gestanden! — ich bin kein Freund vom Versteckenspielen und als Ihr mich nun vorhin fragtet —“

Die Rechte des Freiherrn fiel so schwer auf Beichs Schulter nieder, daß selbst dieser unter dem Schlage einen Moment zusammenknickte. „Habt Ihr mich denn für blind gehalten, Kinder?“ rief Sandhorst mit einer Stimme, als ob er, wie vor Jahren, vor der Front seines Regiments hielte. „Wäre es mir nicht ein lieber Gedanke gewesen, einst in Euch, Franz Beich, meinen Schwiegersohn zu sehn, dann hättet Ihr schon lange keinen Fuß mehr über meine Schwelle setzen dürfen; denn wenn ich es auch Euch zu Ehren zugeben will, daß von so einem eigentlichen Scharwenzeln oder Courmachen, wie 's man jetzt heißt, zwischen Euch und Franziska nie die Rede gewesen ist, so fühlte der, welcher Euch beide kannte, wie ich, doch heraus, wie es mit Euch stand. Will Euch auch gestehen, daß mich solche Wahrnehmung nicht erzürnt, sondern erfreut hat, nur war ich oft im Innersten

ergrimmt, daß keins von Euch zu mir Vertrauen fassen konnte."

Bei den letzten Worten fiel die Hand des Freiherrn wiederum in ihrer wuchtigen Schwere auf Veichs Schulter nieder und als dieser etwas entgegnen wollte, fuhr Sandhorst, ihm das Wort abschneidend, fort: „Weiß schon, was Ihr sagen wollt, alter Freund! Widerwille gegen Künstler — ferner bürgerlicher Schwiegersohn — Franziska Erbtochter eines der ältesten bayrischen Geschlechter und daneben eines derjenigen, welche verstanden haben, ihren Besitz hübsch bei einander zu halten — weiß das alles, alles — aber was das alles bei mir aufwiegt, ist nicht nur die Dankbarkeit dafür, daß Ihr es meinem Eugen ermöglicht habt, von seinem Namen die Schande wieder abzuwaschen, nein, es ist vielmehr die feste Überzeugung, in Euch einen Mann gefunden zu haben, und wie selten die heutzutage sind, hat die jüngste Zeit gelehrt. Das Schicksal meines letzten, einzigen Kindes will ich aber nur in die Hände eines Mannes gelegt wissen."

„Wie soll ich Euch danken für solch ein hehres Vertrauen, mein teurer Vater?" rief Veich, indem er beide Hände des Obersten faßte.

„Vater", wiederholte dieser mit Nachdruck, „ja nenne mich nur so. Nächst den beiden Lippen, welche für immer geschlossen sind, höre ich aus einem männlichen Munde das Wort am liebsten von Dir. Hat mir Gottes Ratschluß einen Sohn geraubt, so hat er mir in Dir dafür einen Ersatz geschenkt." — — —

— — — — — — — — — — —

Die letzten Strahlen der herbstlichen Abendsonne vergoldeten die Fenster des Hauses Sandhorst, als der alte Oberst zur Thür des großen Wohnzimmers hineinrief: „Rate 'mal, Franziska, welch' ein seltsames Wildbret ich heute Dir mitgebracht habe!" — Und als Franziska erstaunt und dann, als sie hinter ihrem Vater Beich mit glückstrahlendem Antlitz und heftig gestikulierend gewahrte, verwirrt und errötend erwiderte: „Wie soll ich erraten, Vater, welch ein Fremdling sich in unsere heimischen Wälder verlaufen hat und Dir zur Beute geworden ist" — da faßte der Freiherr Beichs Hand und mit ihm auf Franziska zugehend, sagte er: „Einen Bräutigam, einen lebendigen Bräutigam habe ich Dir gefangen, Töchterchen! Nimm ihn aber gut in Obacht, daß er Dir nicht wieder entschlüpft! Ein solches Exemplar dieser Gattung bekommst Du so leicht nicht wieder." —

Vierzehntes Kapitel.

Schluß.

„Etliche Philosophen huldigen zwar dem Grundsatze und verteidigen die Lehre, daß der Mensch sich auf sich selbst beschränken müsse, wolle er glücklich sein; mit Gleichgültigkeit gegen alles, was nicht ihn selbst betreffe, müsse er sein Herz panzern, wolle er mit echt philosophischer Ruhe durchs Leben gehen. Ich aber, meine

lieben Freunde, meine hingegen, nur der verdiene ein Mensch zu heißen, welcher nicht nur an sich selbst denkt, sondern auch Anteil nimmt an seinen Mitmenschen und zwar nicht nur an denen, welche ihm durch die Bande des Blutes am nächsten stehen, sondern auch an den weiteren Kreisen, die ihn umgeben, an dem Gemeinwesen, in dem er lebt, an dem Staat, dem er angehört. Und wie im einzelnen, so ist es auch im großen. Wir Bayern haben es in langen Jahren schmerzvoll erfahren, welches Schicksal einem Stamme blüht, der egoistisch sich loslöst von der großen Familie der Nation, welcher er angehört, und die allgemeinen seinen besonderen Interessen aufopfert. Lange Jahre des Elends waren die Folgen solchen Thuns. Nun — der Himmel sei gepriesen — sie sind überstanden, der Friede ist zurückgekehrt, Bayern ist sich selbst wiedergegeben und neu gefestigt erscheinen die Grenzen des deutschen Reiches gegen den fränkischen Nachbar. Aber darum wollte ich Euch bitten, liebe Freunde, an diesem festlichen Tage nicht nur an uns selbst zu denken, sondern auch an das Ganze: unser liebes Bayernland und das gesamte Reich lebe hoch!"

Jahre waren verstrichen seit den im vorigen Kapitel erzählten Begebenheiten bis zu dem Augenblick, in welchem die obigen Worte gesprochen wurden. Und der sie sprach, war niemand anders als der Herr Sekretär Lehmus. Er trug noch immer einen pfirsichfarbenen Rock oder vielmehr er trug wiederum einen. Denn in den langen Jahren des Elends, die er vorhin erwähnt, war er stets in Schwarz gegangen. Das war gewesen,

als Bayern für eine eroberte österreichische Provinz galt und die Hand des erzürnten Kaisers schwer auf dem Lande lastete. Denn der Sieg bei Höchstädt-Gremheim war der letzte gewesen, welchen Max Emanuel erfochten. Schon im nächsten Jahre erblich auf denselben blutgedüngten Feldern an der Donau sein Schlachtenstern vor den vereinigten Fahnen Prinz Eugens und Marlboroughs; bei Höchstädt wurde am 13. August 1704 die franko-bavarische Armee total geschlagen, der Kurfürst mußte sein Land, ja sogar seine Familie den kaiserlichen Truppen preisgeben und selbst nach Frankreich fliehen. Die Österreicher begannen im Lande zu regieren und zwar in einer Weise, daß bald durch ganz Bayern der Ruf ging: „Lieber bayrisch sterben, als kaiserlich verderben!“ Das mißhandelte Volk erhob sich unter selbstgewählten Führern, zu deren ersten auch Georg Plinganser und Xaver Meindl zählten, aber die blutige Nacht auf dem Sendlinger Friedhof — „Mordweihnachten“ nannte man sie später — vernichtete die Hauptkraft der Anführer und erstickte die Empörung im Keime.

Gern hätte der Kaiser Bayern für sich behalten, aber Ludwig XIV. brachte lieber andere Opfer, als daß er seinen Bundesgenossen Max Emanuel hätte fallen lassen. Im Frieden bekam der Kurfürst sein Land zurück, doch mußte er jeden Anspruch auf die spanische Erbschaft aufgeben. Jubelnd empfing ihn sein treues Volk, er selbst aber kehrte zurück als ein gebrochener Mann. Hatte sich doch kein einziger seiner hochfliegenden Pläne verwirklicht; eine Königskrone hatte er zu

erobern gedacht und kaum hatte er den Kurhut auf dem Haupte zu erhalten vermocht.

Dem alten Freiherrn v. Sandhorst war es erspart geblieben, das Elend seines geliebten Bayernlandes mit ansehen zu müssen. Noch vor der unglücklichen zweiten Schlacht bei Höchstädt, ehe noch die Kriegsoperationen im Frühling 1704 wieder begannen, endete sein Leben plötzlich durch einen Herzschlag, aber sanft und schmerzlos. Beich und Franziska begruben ihn an der Seite seines Sohnes, sie selbst aber wandten sich nach Italien, wo Beichs Genius einen immer höheren Flug nahm, so daß die Italiener ihn bewundernd den zweiten Salvator Rosa nannten. Erst nach dem Frieden rief ihn der Kurfürst zur Vollendung des Schleißheimer Schlosses nach Bayern zurück.

So finden wir ihn auch heute mit Franziska an der festlichen Tafel, welche die Familien Plinganser und Meindl vereinte, im Kreise seiner alten Freunde. Die Festtafel aber galt dem ersten Enkelknaben im Plinganserschen Hause, welcher mehreren vorangegangenen Schwestern gefolgt war. Denn schon seit Jahren, bald nachdem die „Mordweihnachten“ Bayerns Schicksal für lange besiegelt und auch dem glühendsten Patriotismus die Waffen aus der Hand gewunden hatten, war von Georg seine alte Liebe aus dem Clerhause heimgeführt worden. Eine Doppelhochzeit war es damals gewesen; denn neben ihrem Bruder stand vor dem Altar ’s Annele und neben ihr Xaver Meindl. Seine Augen, nicht mehr geblendet durch Josephinens fascinierenden Zauber, hatten die natürliche Anmut, das gute Herz und

den gesunden Mutterwitz seines Bäschens erkannt und schätzen lernen; aus dem schwärmerischen Studenten war ein gereifter Mann geworden, welchen das Leben gelehrt — das Echte von dem Falschen zu unterscheiden. — — — — —

Kräftig hatte man in das Hoch des Herrn Sekretarii eingestimmt, helltönend waren die Gläser zusammengeklungen. Auf die alten Zeiten hatte der Trinkspruch die Unterhaltung zurückgelenkt, da wagte Xaver eine Frage an Beich, welche ihm schon lange auf dem Herzen gelegen hatte: „Habt Ihr niemals wieder etwas von Amigoni gehört?"

„Es heißt", erwiderte Beich in seiner gehaltenen Weise, „er habe sich nach Spanien gewandt und sei dort in ein Kloster getreten. Für die Kunst hat er wenig mehr geleistet."

„So sehr ich durch ihn gelitten", meinte Xaver gutmütig, „dennoch kann ich ihn bedauern. Wie herrlich hätte ihm das Leben erblühen können bei seinem reichen Talent —"

„Wenn er sich nicht selbst verloren hätte", fiel Beich mit derselben Ruhe, aber mit großer Entschiedenheit ein. „Denn wer sich selbst verliert, ist verloren für das Leben und für die Kunst."

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.

Erzählungen

von

Egbert Carlssen.

II.

Degen und Palette.

Halle a. S.,
Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.
1883.